

Gutzkow's
Gesammelte Werke

Gesammelte Werke

von

Karl Buřkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

zwölfter Band.

Börne's Leben.

Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

Philosophie der That und des Ereignisses.

Ueber Theaterschulen.



Vena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

LG
G 9855

Börne's Leben.

Ueber Goethe im Wendepunkte
zweier Jahrhunderte.

Philosophie der That und des Ereignisses.

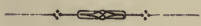
Ueber Theaterschulen.

Von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

30795
L



Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte . . .	1
II. Philosophie der That und des Ereignisses	89
III. Börne's Leben	205
IV. Ueber Theaterschulen	431

I.

Ueber Goethe

im

Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

(1835.)

I.

Die Kunst durch Erfahrungsthatsachen zu tyrannisiren, waren die Griechen so weit entfernt, daß sie weit eher von der Kunst ihr Leben, ihre Sitte, ihre Religion beherrschen ließen.

Erst die Römer waren es, die an die Literatur heterogene Maßstäbe legten und für die Kunstkritik praktische Zwecke einführten.

Cicero war es, der mit seiner zusammengelesenen tusculanischen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemisirte und durch den Philoktet des Sophokles zu beweisen suchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn sie Heroen mit klagenden Tönen aufführen. Cicero glaubte wol, daß man die Römer zum Ansehen der Gladiatorenspiele bilden mußte. Da die Gladiatoren bezahlt waren, sollten sie nicht über den Schmerz ihrer Wunden stöhnen, nicht darüber weinen, daß sie fern von ihrem Vaterlande zum Vergnügen Anderer sterben mußten.

Demnach würde Cicero keinen Anstand genommen haben, mit seiner stoischen Voraussetzung die rhetorischen Deklamationsdramen, die später unter dem Namen Seneca's liefen, dem gefesselten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Lessing sagte, dieser schlechte Philosoph hielt das Theater für eine Arena und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Lessing fügte hinzu, daß in Helden das Menschliche schildern, das Höchste wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne.

Die späteren Italiener waren bei Weitem nicht mehr so partheiisch bei Beurtheilung des Schönen. Bewunderten sie doch das Genie Mighieri's, ob der Dichter gleich eine Sache verfocht, die nur für einige kleine Baronieen am Fuße der Alpen national war. Ja, würde man wol noch heute in Italien einen Kritiker, der an der göttlichen Komödie ein Suchen und Haschen nach gelehrten Effecten tadelte, meinetwegen eine eitle Absicht, besonders hohe Dinge zu fassen und das, was dem Dichter an Gelehrsamkeit abging, durch Unverständlichkeit zu ersetzen, kurz einen Kritiker, der über Dante eine eigene Meinung hegt, beschuldigen, daß ihn dazu der Haß gegen die Antinationalität desselben bestimme? Wer lästerte noch Shakespeare, daß er seiner Königin in Prologen und Epilogen Sträuße von oft nur gemachten Blumen überreichte! Wer wird Anstand nehmen, über Dunkel Bramble und Tante Tabitha zu lachen, wenn gleich Smollet's Romane überfluthen von Ausfällen auf die Pressfreiheit!

Mit einem Worte, die falschen Maßstäbe, die an die Kunst gelegt werden, sind eine ziemlich neue Erfindung.

Rousseau schlug die Pension aus, die ihm Frau von Pompadour anbot, und zog es vor, sich vom Notenschreiben zu ernähren. In einem Lande, wo der Zwiespalt zwischen Nation und Regierung offen genug ausgesprochen war, konnte eine solche Hochherzigkeit als ein Opfer gefeiert werden, das die Freiheit und die unabhängige Philosophie mit beifälliger Acclamation annehmen durften. In Deutschland — wie anders! Keiner der damaligen schönen Geister würde sich gescheut haben, auf jene Offerte einzugehen. Niemand würde darum einen höhern oder geringern Platz in der Geschichte der Literatur eingenommen haben. Unsere Nation ist zersplittert und arm. Aus eigenen Mitteln thut sie für die in Marmor oder Farbe oder in Worten wiedergegebenen Gesetze der Schönheit nicht viel. Schiller suchte die Unterstützung der Großen. Jenen Flecken in unsern altdeutschen Minnegesängen, daß so viele den hungrigen Refrain haben:

„Ich will aber Miethelohn (das heißt Bezahlung) han“
 war das poetische achtzehnte Jahrhundert am wenigsten im Stande auszulösen. Seine kümmerlichen Umstände geboten

ihm an die Thüren des Reichthums anzuklopfen, Freitische anzunehmen, adelige Junker zu informiren, mit jungen Prinzen auf Bildungsreisen zu gehen. Das poetische achtzehnte Jahrhundert der Deutschen lebte wenig in der Gegenwart. Seine Einbildungskraft versetzte es unaufhörlich nach Griechenland, in die Berge Ossian's und Fingal's, in die altdeutschen Eichenhaine. Für das, was sie umgab und wovon sie leben mußten, scheuten sich die Dichter nicht, Protectionen anzunehmen und von einer Dedication die Hoffnung zu hegen, daß sie von ihrem Erfolge das nächste Vierteljahr einer geplagten irdischen Existenz decken konnten. Unsere alten classischen Dichter glaubten nicht, wenn sie nach solchen Experimenten wieder an die Statuen Griechenlands und das große Vorbild aller Poesie, an die Gefänge Homer's, herantraten, daß in ihrer Atmosphäre etwas Niedriges waltete, ein gemeiner Hauch, wovon die großen glanzvollen Muster erblindeten. Herder zog und erzog sich mit jungen Prinzen herum; Wieland lebte weniger von seinen Schriften, als den Dedicationen derselben, und Klopstock — er schrieb die Gelehrtenrepublik; — worauf kam diese Schrift hinaus? Der alte Barde nahm sein schwarzes Käppchen vom Silberhaupte und hielt dem Vorübergehenden die Pränumerationsbüchse in den Weg.

So betrübend das Andenken dieser Erscheinungen ist, so erhielten sie durch andere Umstände eine bessere Beleuchtung. Man kann nicht sagen, daß sich die deutsche classische Literatur in ihrem abgeschabten Aufzuge, mit den Löchern unterm Ärmel und der einfachen Stutzperrücke von Hans der vornehmen Aristokratie der Gönner aufgedrängt habe. Im Gegentheil kam ihnen diese doch sehr oft entgegen. Die Freude über die beginnende Herrschaft der Schönheit und des tiefgefühlten Gedankens hatte doch einen rosigen Abglanz auf das Antlitz gar manches Hochgestellten geworfen. Aus der unschönen, verbrauchten, abgestandenen Wirklichkeit flogen die mit innerem Seelenadel beschwingten Gemüther in die eben erst errichteten Tempel der Kunst und später der Philosophie. Eine idealische Welt flocht ihre Blumenguirlanden durch das rings mit Dornen und Disteln besetzte Dasein. Man umging die Prosa des Lebens, jätete sie später sogar aus und

versuchte Reactionen des neuen Himmels gegen die alte Erde. Die Schwärmerei für die Poesie stand denen am schönsten, die innerhalb der Prosa die ergiebigsten Privilegien gehabt hatten, den Monarchen, Aristokraten. Auch diese lüfteten ihre Brust und schwenkten ihren Hut bei dem allgemeinen Frohlocken über die entdeckten Schönheiten und Wahrheiten.

Indem nun Standesherrn sich selbst unter die poetischen Wettkämpfer mischten, mußten sich da die gesellschaftlichen Unterschiede nicht verlieren? Wenn ein adeliger Offizier den Frühling besang, dann durfte doch wol Gleim in den poetischen Tornister des Grenadiers Loblieder des Königs packen und Kamler an jene russische Kanonenkugel, die ihn „beinahe“ seinem Wirkungskreise entrisen hätte, eine Hymne auf Friedrich und die tapfern Brennen anknüpfen. Die Aristokratie suchte den Umgang mit der Literatur. Die Kronprinzen von Dänemark und von Preußen versprachen ihr für den einstigen eigenen Regierungsantritt glänzende Beförderungen.

Jener schöne Wechselverkehr materiell und geistig Vermögender hörte erst mit dem Ausbruch der französischen Revolution auf. Da erschraß plötzlich die Aristokratie über die Ländeleien, in die sie sich mit den dichterischen Predigern, Schulmeistern und Candidaten eingelassen hatte. Diejenigen Sänger, die von Adel waren und selbst Winterquartiere in der Poesie bezogen hatten, mußten sich jetzt zu ihren Regimentern begeben. Ton, Styl, Versmaß wurden plötzlich anders. Die poetische Epistel, die Parabel, die Paramythie, die geistliche Cantate, das Triolet, das Sinngedicht oder Epigramm, das Lied schlechtthin, kurz alles nahm einen neuen Charakter an. Der Amtmann von Altengleichen fühlte bald diese Revolution, er hungerte. Boß emancipirte die marschländischen Bauern für die Dichtkunst und vertrieb den arkadischen Plunder, die Phyllen und die Chloen, Damon und Amynth durch Mistgabeln, Dreschflegel und durch den niedersächsischen Dialekt, der vor'm Gutsherrn nur noch halb die Mühe abnahm. Mit dem Pfluge des Virgil, den der Schulmeister von Gutin wieder entdeckt haben wollte, wurde der poetische Boden aufgewühlt. Die Mäcenatengunst hörte auf.

Der Same, der in die Furchen fiel, brachte keine Pensionen mehr, höchstens nur noch Professorate.

Seit dieser Zeit zog sich die Literatur immer mehr von den gesellschaftlichen Autoritäten zurück, ja sogar als sie romantisch wurde, von der ganzen Nation, wie sie war. Mit keinem der Tractate, die allmählig die Verfassung des deutschen Reiches zerschnitten, hatte noch die Literatur etwas gemein. Durch die Einwirkungen der Philosophie und besonders durch das Studium der germanischen Vergangenheit bekam die Poesie ein neues Gepräge und hinterließ, wenn auch keine außerordentlichen Productionen, dennoch eine neue Kritik für die Kunstleistungen. Dem goldenen Zeitalter unserer Literatur, dem Zeitalter der Production und des Genies, folgte die Romantik, eine Silberperiode, eine Periode der alexandrinischen Kritik, des Talentes.

Wenn man unter Literatur eine sich im Schatten des Friedens entwickelnde Vermischung tiefsinnig abstrahirter Formen oder Stoffe mit den dreisten Wagnissen prädestinirter Genies versteht, wenn alle Literatur sichere, ruhige Grenzen haben muß, um ohne den Vorwurf des Egoismus ihren Selbstzweck zu erfüllen, so konnten ihr in Deutschland die unbehaglichen Zeiten von 1815 an keine Handhabe darbieten. Es ist auch in diesen Zeiten auf dem Felde der schönen Literatur wenig erzeugt worden, das, wenigstens bis in die letzten Jahre vor der Julirevolution, dem deutschen Namen einen besondern Zuwachs an Ehre gebracht hätte. Denn Hoffmann, Tieck, Müllner, Jean Paul waren bloße Reste und Luftspiegelungen vorangegangener Zeiten. Tieck wollte die Erinnerung an sein Talent retten, Jean Paul die Zinsen seines großen Capitals, Müllner war das letzte Aechzen Schiller's, die Originalität Hoffmann's bestand darin, Absurde und Tafelabgänge bedeutenderer Geister durch pikante Saucen wieder aufzufrischen.

Und wie nun die Echo's der alten classischen Zeit allmählig verklungen und der belletristische Ton immer dünner und schwindfüchtiger wurde, da regten sich auch schon zu gleicher Zeit hie und da vereinzelt Präludien einer neuen Entwicklung, einer Entwicklung, die im gegenwärtigen Mo-

ment ja mit allerlei Lärm in unserem Ohre saust. Dieser Umschwung kündigte sich vor fünfzehn Jahren mit leisen poetischen Hornklängen an, die hie und da aus dem Walde kamen, wieder verhallten und doch den sorglosen Riesen der Vergangenheit aus seinem Schnarchen weckten. Der Glanz der alten Zeit hatte mit der Kritik geendet, die Hoffnung einer neuen mußte mit der Kritik wieder anfangen. Sie griff einen Namen an, der die classische Periode durch sein Genie und die romantische durch seinen Ruhm beherrscht hatte und den die Götter in die äußerste Zeit hinausstellen wollten als Grenzstein, in welcher das Alte enden, aber auch das Neue beginnen mußte. Dies war Goethe.

Die Königsöhne der alten Germanen drängten sich danach, in die Hände ihrer römischen Feinde als Geißel ausgeliefert zu werden. Die jungen Löwen schnitten ihre gelben Mähnen kurz und folgten bereitwillig einem Sieger, von dem sie etwas lernen konnten. Sie wußten, daß das Schulgeld, das sie zahlen sollten, immer doch Fersengeld wurde, das zuletzt die Römer gaben. Dietrich, der Ostgothe, haßte die Römer gewiß, aber er verließ sein Volk. Um so viel Strategik zu lernen, daß er Italien erobern konnte, diente er gehorsam am Hofe zu Constantinopel.

So dachten die langen Haare einer spätern Zeit nicht. Sie verbrannten die alexandrinische Bibliothek, da diese, wenn nicht für, dann gegen den Koran geschrieben sein mußte. Sie ließen sich von dem schönen Enthusiasmus für Freiheit, Nationalität, Religion zu einem Despotismus hinreißen, wo die Gesetze der Gegenwart eine rückgängige Wirkung auf die Handlungen der Vergangenheit haben sollten. Wie grob, wie grausam, einem Alten, der mit der aufgeregten Jugend nicht mehr um die Wette laufen kann, die Krücke auf den Kopf zu schlagen! So verloren damals unter uns die großen Namen ihre individuelle Geltung und dienten, noch ehe sie das Zeitliche segneten, als Partheiparole. Die Jugend, auf der Flucht vor einer aufgeregten bürgerlichen Gewalt, genöthigt, sich in Schlupfwinkel zu verbergen, sprang aus der Politik in die Literatur, verwechselte die Begriffe der

einen mit denen der andern und tobte ihre letzten Leidenschaften auf einem Tummelplatze aus, wo die Neuerung mit keiner Gefahr verknüpft war. Hinter großen Namen wählte man seinen Versteck und eröffnete zwischen Schiller und Goethe eine fingirte Discussion, die für die literarischen Principien hätte von Werth sein können, wenn sie nicht zuletzt in eine triviale Rangstreitigkeit ausgeartet wäre.

Goethe blieb bei allen diesen Wirren unerschüttert. Die Wellen des Tages brachen sich am Fuße dieses Mannes, der vor Alter und vor Genüge des Lebens sich schon halb in Stein verwandelt hatte und wie die Memmonsäule nur dann erklang, wenn der rosige Schein irgend einer historischen oder literarischen Zukunfts-Hoffnung, wie Byron, morgensonnig zu ihm hinüberstrahlte. Wenn er die verschiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphose belauschte, die Wirbellknochen der Thiere zählte oder die Farbenskala des Lichtes maß, so glaubte er sich mit dem Leben der Welt im engsten Zusammenhang. Warum protestirte er nicht gegen die Karlsbader Beschlüsse oder forderte vom Bundestag die Wiederherstellung einer Preßfreiheit, wie sie Preußen unter Friedrich dem Großen so unbeschränkt und vollkommen genoß? So hat man gefragt. Goethe würde eine solche Zumuthung, an ihn gerichtet, für Wahnsinn gehalten haben. Dafür mag ihm die Gegenwart eine Bürgerkrone verweigern. Durfte man aber Goethen auch den poetischen Lorbeerkrantz entreißen und ihn für einen untergeordneten Laien des Parnasses ausgeben wollen, weil es seinem Patriotismus am Aufschwung eines jungen Mannes fehlte und er die Hast in neuernden Versuchen mißbilligte? Diese Motive der Verleherung zu verrathen, hütete man sich auch, man warf sich einen ästhetischen Mantel um, auf welchem Lappen verschiedener Farben, gelbe Fexen Nikolai's, blaue Nestchen von Novalis ausgenäht waren, kurz jenen „religiös-sittlich-poetischen Bettlermantel“, von dem Goethe in einem Briefe an Zelter spricht. Was müßten England und Frankreich, die recht gut kennen, was uns seit dreißig Jahren Ehre gemacht hat, von unserm Verstande urtheilen, wenn ihnen jemand verriethe, daß der Fanatismus Wolf-

gang Menzel's so weit ging, eine deutsche Literaturgeschichte, gleichsam ohne Goethe, schreiben zu wollen!

Die Ungereimtheit begann damit, daß man den Dichter für die Charaktere seiner Poesieen verantwortlich machte und jede seiner künstlerischen Reflexionen aus dem Spiegel seines eigenen Wesens herleitete. Charaktere, über denen der Dichter selbst stand und die er nur aus beinahe technischen Gründen für seine Schöpfungen brauchte, wurden nicht seiner tiefen Anschauung des Lebens, sondern seinen praktischen Maximen zugerechnet und für ihn selbst in Anspruch genommen. Durften diese tellurischen Gestalten, Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. s. f. fehlen, wenn nicht Werther, Meister und Faust ohne Schatten hätten bleiben sollen? Sie mußten sich zu diesen künstlerisch ergänzen, um die Idee einer Dichtung in Satz und Gegensatz zu verwandeln.

Man ging noch weiter und unterwarf auch die Helden, die Lichtrollen in Goethe's Werken, einer Kritik, deren Ahnherrn ich oben in Cicero bezeichnet habe. Sie hätten etwas Entmannendes, sagte man; gerade wie Cicero glaubte, daß die Tragödie deshalb da wäre, um Gladiatorenspielzuschauer zu bilden.

Die Schönheit der Kunst offenbart sich da, wo sie ergreift und rührt; wie sich denn ihre Gesetze weniger aussprechen als empfinden lassen. Wer das Genie der Lectüre hat, beobachtet am treffendsten, wo die Kunst den rechten Fleck zu treffen wußte. In der Tragödie und im Epos wird diese Wirkung überall da eintreffen, wo das physisch Starke einem Schmerz, das geistig Starke einem Irrthum unterliegt, oder wo sich das durch den Ruhm und durch die Gesellschaft Hochgestellte in irgend einer Situation und in einem Gefühl überraschen läßt, das wir nicht gewohnt sind, bei einem mürrischen Charakter, einem Kriegsmanne vorauszusetzen. Mitten im Ueberfluß das Gefühl der Unzulänglichkeit, das ist im Leben die Quelle der Religion und in der Kunst die Quelle der gefühlten Schönheit. Denn das Zurückstürzen aus der Region des Titanen in's Menschliche, das Gefühl einer leiblichen Unzulänglichkeit sowol in großen Handlungen, wie in Entschlüssen zur Tugend, das überrascht, vernichtet, rührt.

Die Halbheit der Goethe'schen Helden, Clavigo, Egmont, diese zwischen raschen, ehrgeizigen, immer feurigen Entschlüssen und dem Gefühl einer plötzlich versiegenden Kraft schwankenden Nothre sind die meisterhafteste Berechnung eines Dichters, der keine Trauerspiele für Gladiatoren schreiben wollte.

Das ganze Lebensprincip des Dichters wurde angegriffen, und schon die Möglichkeit, daß man aus Schriften des verschiedensten Inhalts, aus Dichtungen mit objectiver Tendenz, ja sogar aus lyrischen Kleinigkeiten auf eine universelle Weltanschauung und einen Charakter schließen konnte, schon dieses Höchste, das nur wenig Ausermählten je gelungen, wurde als etwas Zufälliges und eine Kleinigkeit übersehen.

Woran hält man sich bei Schiller? Scheint bei ihm nicht eine Tragödie gegen die andere zu protestiren? Schiller, der mit der gewaltsamen Geberde des Genies auftrat und in seinen Räubern, Fiesco, Kabale und Liebe, durch Pointen und Accente, die er auf jedes seiner Worte legte, eine kräftige Be-
deutsamkeit vorzustellen schien, war im Grunde mehr der Partisan der Sprache, der Diction, womit er die gewaltsam herausgepreßten Charaktere seiner Erfindungen zusammenhielt. Seine unerschrockene Seele, die sich auf die Kunst geworfen hatte, war noch nicht besonders mit Anschauungen, nicht mit Thatsachen reich geschwängert. Bei jedem Werke, das er schuf, verbrauchte er den Stoff, der ihm zu Gebote stand, und war nach der Schlußscene des letzten Actes so erschöpft, daß sich sein Geist erst wieder an neuen Dingen, die er von Außen entnahm, erholen und erfüllen mußte. Nach dem eifrigen Studium wuchs ihm wieder die Schwinge und nach langjähriger Vorbereitung hatte er sich wieder so weit gesammelt und so viel zusammengelernt aus Kant, aus der Geschichte, aus Shakespeare, daß er auf fünf neue Acte für einen Mann stehen und etwas in sich Abgeschlossenes produciren konnte.

Wahrlich, dies ist nicht ganz der Flug des Genies! Das Genie beginnt seine Laufbahn und sagt beim Anfange für das Ende derselben gut. Eine neue Philosophie kann ausbrechen, eine große Entdeckung kann gemacht werden, ja in seinem eigenen Fache kann ein noch wilderer Komet seine

Bahnen kreuzen, das Genie bleibt unerschütteret. Gewiß, es lernt — was hat Goethe nicht Alles gelernt! Aber kein Buch stiftet eine Revolution in seinem Innern, wie Schiller wol oft in Jena erblickt wurde, wenn er über eine neue Erscheinung einen heißen Kopf bekam und mit Enthusiasmus seinen Freunden ankündigte, seit einer Stunde sei er ein anderer Mensch geworden. Schiller war eine leicht erregbare Capacität, die keine schöpferische Einheit hatte. Dasjenige, was sie an Stelle der Einheit für die Poesie brauchte, empfing sie nicht durch die erste Hand des Geistes, sondern durch die zweite Hand des Studiums. Darum sollte mich ein Versuch Wunder nehmen, aus Schiller's Werken eine Harmonie seiner Grundsätze über das Leben und die Welt, eine Concordanz der Dinge im Himmel und auf Erden zusammenzustellen. Schiller bringt zahllose Sentenzen, aber nicht eine Maxime. Aus diesen Jamben philosophir' ich mir kein Leben zusammen und kann aus dem, was sie verbieten, nicht auf das schließen, was sie erlauben. Ich leugne etwas sehr Prägnantes im Schiller'schen Charakter nicht, denn seine objective Leere mußte er durch eine subjectiv-edle Leidenschaft ersetzen; aber er ist ein Charakter ohne Philosophie trotz seines Philosophirens.

Wenn man von Goethe's Immoralität spricht, so soll man bedenken, daß es sich hier um drei Abstufungen handelt. Erstens um Tugenden, die für die Kunst einen andern Standpunkt haben als für den Katechismus. Zweitens um Tugenden, die für den größern oder geringern Werth des Menschen indifferent sind, weil sie sich nach Alter, Stand, Situation richten und Manches da männlich erscheinen kann, was dem Weibe übel stehen würde, und umgekehrt. Zuletzt endlich um Tugenden, die für Nichts in der Welt umgangen werden dürfen und die ich auch nirgends in Goethe's Werken umgangen finde.

Zu diesen letzten gehört z. B. die Ehre. Keine der Goethe'schen Gestalten ist über diesen Punkt empfindungslos. Ferner der Stolz. Selbst in Wilhelm Meister, der etwas vom Philisterohn hat, siedet und kocht doch Stolz. Nur Meister's Bildungsmanie, die Goethe mit Ironie behandelt,

verleitet ihn, sich Regionen anzuschließen, für die er nicht geboren war. Werther erduldet die Zurücksetzung in der Residenz mit Ingrim, aus Stolz über seinen bürgerlichen Namen; er verachtet die Aristokratie und flieht auf's Land.

Um den Uebergang zu jenen Tugenden zu machen, deren Mangel Goethen besonders angerechnet wird, zur Religion u. s. w., so ist hier die Brücke immer noch ein Fehler, der etwas Männliches und selbst Schönes hat. Goethe kannte allerdings die Neue nicht.

Die einen von uns beten die Gottheit des Momentes an. Diese bestimmt, diese inspirirt sie. Die andern beziehen Alles auf ein Gesetz, das außer ihnen liegt und von dem sie bald mehr bald weniger ergriffen zu sein behaupten. Jene stehen gut für sich, sind zum Handeln geneigt und irren sich oft. Diese zögern und treffen, da sie zu sich selbst kein Vertrauen haben, oft aus ihrer Orientirung über das Gebräuchliche auf das Richtigere. Von jenen ersten wurde die Geschichte gemacht, von diesen letzteren die Religion. Jene legen in die Entwicklungsfurchen der Menschheit fruchtbare Saatkörner. Diese ziehen den Frieden und die Gnade Gottes nach sich, und wenn jener Same durch ein Ungewitter etwa weggeschwemmt oder seine Frucht von einem Sturme geknickt wird, so besitzen sie Trost genug für sich und die übrige getäuschte Menschheit. Indem so von jenen das Licht und von diesen die Wärme in die Welt kommt, ergänzen sie sich und würden selbst durch ihre Verschiedenheit nebeneinander bestehen können, wenn sie nicht immer in's Extrem ausarteten.

Alle Handlungen und Meinungen Goethe's beziehen sich darauf, daß er diejenige mehr antike als christliche Philosophie angenommen hatte, die keine Neue kannte. Das Vertrauen auf seinen Instinkt beseelte ihn. Er war zu stolz, von seinen Handlungen etwas zurückzunehmen, selbst wenn der Erfolg dem Anfang nicht entsprach oder sich wol gar das Motiv bei einer später über den Fall erweiterten Dialektik nur mit Schwierigkeit vertheidigen ließ. Und letzteres selbst vor der Moral. Goethe glaubte an augenblickliche Eingebungen, als poetische Inspiration mußten sie zu ihm sprechen.

Ihren Consequenzen muthig nachzuhängen, schien ihm einer Offenbarung angemessen, die er für nicht minder göttlich hielt.

Goethe hat es niemals darauf angelegt, eine zweideutige Situation zu entwickeln. Manche poetische Idee ist kaum anders zu behandeln, als daß man immer zwischen Scylla und Charybdis hindurchsegelt. Man spricht von den Situationen, ja sogar von der Idee der Wahlverwandtschaften, wie von einer moralischen Inconvenienz. Aber ist das Ziel dieser Richtung die mystische Verwechslung eines Gatten und eines Liebhabers gewesen? Nein. Goethe hatte ursprünglich eine Abstraction aus der Naturwissenschaft über die Gesetze der Attraction und Repulsion, über die Erzeugung des Entgegengesetzten, die er auch moralisch durchführen wollte. Das Naturgesetz reizte ihn, nicht das Aequivoque.

Nur mit Vorsicht darf man zugestehen, daß Goethe's Moral und die poetischen Rosen, die auf seinem Lebensweine schwimmen, auch etwas dem Zeitalter Angehöriges waren.

Denn wenn auch wol die Verkleinerer des Dichters zugeben möchten, daß ein so duldsames Zeitalter ein großes Glück ist, so würden sie doch eher geneigt sein, aus dieser Assertion zu schließen, daß Goethe von seiner Zeit lebte, daß sie ihn schuf, daß er, das Geschöpf, dem Schöpfer schmeichelte. Man hat Goethe ganz zu einem Product der Zeit gemacht. Und in dem Sinne, daß die Zeit mit seinem Talente, wie eine Kockette mit dem freien Willen ihres Anbeters, gespielt hätte, daß der Dichter gelaufen wäre, das herunterfallende Stricknäuel indifferenter, gleichgültiger, launischer Perioden aufzuheben. Goethe ist vorzugsweise deshalb als der Dichter des Modernen angegriffen worden. Er hätte die Unterwürfigkeit unter die Launen des Publikums aufgebracht.

Wenn sich gegen diese Paradoxie schon der erste Blick, den man auf die Literaturgeschichte wirft, wendet und man im Gegentheil eine entschiedene Verachtung der Masse und des Lesepöbels bei allen Dichtern der classischen Periode, Wieland ausgenommen, findet, so ist auch Goethe's keineswegs von mir bestrittene Verzweigung in die Zeit eine organische Nothwendigkeit, die seinem Ruhm nur eine neue

Begründung giebt. Es ist ja wahr, Goethe wandte sich Allem zu, was auf seine Zeitgenossen specularie. Er verfolgte gern eine neue Richtung, von der es etwas zu lernen gab, sollte es auch nur die Escansion des Hexameters sein, die Voß in Weimar wie ein neuer Wunderthäter lehrte. Es ist erstaunlich, mit welcher Hast Goethe noch in den besten Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Osteologie herfiel, die mit vielem Glück von Forster, Camper, Loder, Sömmering, Merck damals auf die Geschichte der Natur angewandt wurde. Aber diese naive Neugier, diese Hingebung an eine Mode war geregelt durch einen Rückhalt, der schwer von der Stelle zu bringen war und nie von ihr gebracht ist, von Goethe's ganzem Charakter. Wer kann denn behaupten, daß Goethe nicht über seiner Zeit gestanden hätte? Er benutzte dabei seine Zeit als Stoff und verbrauchte sie, um seine Individualität zu stärken, in einer Weise, die seit Menschengedenken alle großen Charaktere gemein hatten. Wenn Schiller auf die Kantische Philosophie stürzte, was lag hinter ihm? Auf welche liegenden, zureichenden Gründe konnte er sich zurückziehen? Gewiß, Schiller ging in den Stoffen, denen er sich hingab, ganz auf, der Stoff verschlang ihn und warf ihn dann so umgestaltet wieder heraus, daß man bei ihm von Zeit zu Zeit den Faden der Beurtheilung verlor. Als Schiller an seine Vorarbeiten zur Abhandlung über das Erhabene ging, wie wenig lag in seinem Kopfe fertig! System und Gedanke bildeten sich bei ihm erst, indem er lernte. Aus der Verschiedenheit fremder Meinungen schuf er sich seine eigene.

Genie und Talent werden wol am besten so unterschieden, daß jenes auf die Erfindung und dieses auf die Nachahmung bezogen wird. Aber das Talent hat darin fast einen Vorsprung vor dem Genie, daß jenes ausdauert, dieses oft verpufft. Nicht jeder Wurf des Genies gelingt, während das Talent nie etwas zeitigt, das nicht regelrechte, gezirkelte Abrundung hätte. Ein Genie kann zu Grunde gehen vor der Reife. Es kann alle Dinge mit einem göttlichen und großen Hiatus anfassen und von allen zurückgeschleudert werden, während das Talent auf berechneten Wegen zum

Ziele gelangt und durch ein Zusammennehmen aller der Mittel, die ihm zu Gebote stehen, etwas erreicht, das so ziemlich dasjenige, was es erreichen wollte, wiedergiebt. Diese Erscheinung erklärt sich daher, daß sich das Talent nicht in einzelne Tugenden auflöst, das Genie aber durch seine innere Unruhe vom Einen zum Andern gezogen wird und sich trotz seiner großartigen Einheit zuweilen in Mannigfaltigkeiten zersplittert. Das Talent ist Anlage und Befähigung, und auf wie viele Geistesgaben es sich auch erstrecken mag, es wird in sich immer Eins sein und ein bestimmtes Ziel verfolgen. Ein absolutes Talent ist aller Dinge fähig, die durch Nachahmung erreicht werden können. Ein absolutes Talent kommt auf einen gewissen Vollendungsgrad, gleichviel, ob es die Flöte oder das Waldhorn bläst, ob es Mathematik oder Philosophie studirt, ob es Jurist oder Arzt wird. Ein absolutes Talent arbeitet in allen Fächern und setzt sich, wenn es sein Hauptgeschäft beendigt hat, des Abends noch in einer kurzen Jacke hin und arbeitet in Pappé oder drehselt oder spielt die Bratsche. Das Talent ist in seiner Einheit Allheit, das Genie ist in seiner Einheit Vielheit. Es kann Dinge geben, wofür dem Genie der Kopf vernagelt ist, wie Goethen z. B. für die abstracte Philosophie, die Musik, beinahe möchte ich auch sagen die bildende Kunst. Weil das Genie erfindet, so wird es in seinen Thätigkeiten absorbirt und muß, um sich vor seiner innern Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern suchen, die ihm den göttlichen Funken sowol erhalte, als auch diesen für die leicht entzündbare und bald verfohlte Phantasie weniger gefährlich mache. Goethe fand diese Gegenwehr in einer Hauptmaxime seines Lebens und seiner Kunst, in der Beschränkung.

Goethe's Vielheit war nicht die Allheit. Man übersah diesen Umstand und wollte im Dichter nicht das Genie, sondern nur das Talent gelten lassen. Man hat vom Genie nur immer die Vorstellung des Kometen, der am Horizont mit unregelmäßiger Bahn heraufzieht, mit seinem feurigen Schweife den Gestirnen um die Ohren klatscht und vielleicht so schnell wieder verschwindet, wie jedes außergewöhnliche Meteor.

Alles, was einen Augenblick überrascht und sich dann sogar manchmal schon erschöpft hat, pflegen wir genial zu nennen, in den Künsten und Wissenschaften, im Leben gewiß. Das Geniale soll weder Toilette machen, noch sich conserviren, es muß unsern Begriffen zufolge schon früh graues Haar bekommen und entweder mit dem Trunk oder dem Tollhause oder dem Selbstmorde enden. Goethe sah es in der aufgeregten Zeit, in der er lebte, um sich her, wie sich die deutschen Genies zu entwickeln pflegten, und machte die Sophrosyne zum Präservativ gegen frühe Verpuffung. Des Genialen sich bewußt, nahm er eine nüchterne Eigenschaft des Talentes zu sich herüber, den Takt, und brachte in die gährende Masse seines Innern Neutralisation. Mit dem Salze des Tactes machte er seinen Vorrath an Genie dauerbar und erhielt sich bis auf den letzten Lebensmoment, wenigstens in Anschauungen, Begriffen, wenn auch weniger in der Production selbst, die jugendliche, ursprüngliche Frische. Man nennt Goethe's Philosophie egoistisch. Nun gut, verbindet diesen Egoismus der Selbsterhaltung mit seinem Genie, und ihr werdet begreifen, warum sein Genie die Physiognomie des Talentes hatte.

Talent ist Form, Genie Stoff. Jenes steigert sich in der Anwendung, dieses kann verbraucht werden und muß ökonomisiren. Keiner der großen Geister vorangegangener Literaturen, die sich in großen Productionen dem Gedächtnisse der Nachwelt erhalten haben, von griechischen, spanischen und englischen Namen, ist so bewußt- und taktlos gewesen, so wenig berechnet und verständig, wie man sich gewöhnlich das Genie vorzustellen pflegt. Ganz abgesehen von Pindaros, von dem der Uneingeweihte kaum ahnet, daß sein „dithyrambisch“-ekstatischer Schwung das Product einer vorsichtigen, gemessenen, berechneten, logisch disponirten Ausführung ist, so existirten von dem Genie des Sophokles, ganz wie von einem „talentvollen Vielschreiber“, hundert Tragödien. Die Griechen hatten geniale Ephemerer, wie Lenz und Klinger, einen Stesichorus und andere episch-lyrische Dichter, von denen uns die Zeit nur Bruchstücke übrig ließ, weil ihnen die Originalität doch nicht die Dauer sicherte. Sie zerplatzten

wie Seifenblasen. Und weil Shakespeare dauerte, sollte er deshalb mehr originell sein? Wo ihm Mittheilung oder Lectüre eine hübsche Sage zutrug, schnitt er sie für sein poetisches Ideal zurecht. Er wird als ein Meister verehrt, selbst indem er seine Stoffe, ja halb seine Stücke, z. B. Lear, von Andern entlieh. Hier ist geradezu etwas vom Handwerk. Und wer würde sagen, daß das Genie fehlt?

Das Geniale muß also in der That immer da erst beginnen, wo die Ausführung des Dichters beginnt. Der göttliche Funke wohnt in ihm, ohne ihn stündlich fortzureißen. Die göttliche Flamme muß sich sogar bewahren und erst für den vorkommenden Fall in Arbeit setzen lassen. Goethe griff nach Allem, dem er eine eigenthümliche Gestalt zu geben wußte, und war weit entfernt von jener Gewissenhaftigkeit des Talentés, jedes Ding in allen seinen Nothwendigkeiten zu erschöpfen und es über die bloße Skizze in ein vollkommenes Gemälde hinüberzuführen. Mit den Gegenständen der Kunst kann nur derjenige spielen, der ihnen ganz gewachsen ist. Das Talent wird jeden Vortheil wahrnehmen. Es wird einen Besitz ausbeuten, wie die Lyriker thun. Das Genie, seiner Zulänglichkeit sich bewußt, läßt die Dinge an sich kommen und ist sorglos genug, sich oft vom Talent übertreffen zu lassen, z. B. im Drama. Das Talent zeigt sich immer nur in seiner Anwendung.

Es soll denn auch nicht verschwiegen werden, daß sich die Opposition gegen Goethe aus einer Thatsache im menschlichen Gemüthe herschrieb. Wir sind selten geneigt, dasjenige auch nur liebenswürdig zu finden, was von Menschen, die wir hassen, angebetet wird. So kam es, daß in der Bewunderung Goethe's die Wärme, die Hitze der Einen die Wärme der Andern erkältete.

Goethe fand eine Menschenklasse, die mir, weil sie dem Genie unentbehrlich ist, eine providentielle Bedeutung zu haben scheint. Das arme Genie, wenn es allein steht! Was sollen die großen Gedanken, wenn sie nur Pyramiden sind, begafft und unentziffert! Jeder Prophet muß seinen Apostel, jedes Genie sogar einen Lustigmacher haben. Der Enthusiasmus übernimmt für Rechnung des großen Hauses sein kleines.

Lobpreisendes Detailgeschäft. Es reist auf die Firma seines Gottes und bringt dessen Gold und Silber als Scheidemünze unter die Leute. Die Sprache der Götter und der Menschen muß durch Dolmetscher vermittelt, das Genie erklärt, auseinandergesetzt, mit Beispielen belegt werden.

Kant und Goethe haben in Deutschland die meisten Ausleger gefunden. Zahllose Zwerge kamen, die sich aus dem Rockärmel dieser Riesen warme Kleider schnitten. Kant und Goethe unterscheiden sich in dieser Rücksicht nur so, daß jener vervollständigt und popularisirt, dieser hingegen ausgelegt und in's Wunderbare mißdeutet wurde. In Norddeutschland wurde Goethe zu einem System erhoben, und Herr Schubarth ist in der That ein geschickt ausgebauter Flügel desselben. Was wir oben von Goethe behauptet haben, daß sich ein Leben nach ihm einrichten ließe, bewährte sich hier. Herr Schubarth lebte und webte in Goethe. Goethe war die Wahrheit, die ihn freigemacht hatte. Sein Jünger würde sich nie zu einer Handlung bekannt haben, ohne den Calcül, was in diesem Falle Goethe gedacht oder gethan haben würde. Es war ein sonderbarer Widerspruch, daß Herr Schubarth die Hegel'sche Philosophie angriff, die es doch ihrerseits an enthusiastischen Beziehungen zu Goethe nicht hatte fehlen lassen. Möchte man nicht verführt werden, hier an die Eifersucht der Liebe zu denken? In der That, es kam Goethen ein Wettstreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünschen möchte, daß derselbe weniger exclusiv gewesen wäre. Die Verkörperungen solcher, die etwas seltner im Tempel erschienen, um anzubeten, regte den Unmuth derer auf, die öfter kamen. Da gingen jene hin, die Fahnen der in Süddeutschland aufgesteckten unmittelbaren Rebellion gegen Goethe zu vermehren, ob auch sonst die von W. Menzel dabei gerührte große Trommel ihren Ohren wehe that.

Seit wenigen Jahren haben sich Veränderungen zuge tragen. Die statt Goethe empfohlenen Namen Tieck, Jean Paul und sonst die ganze romantische Schule, gewährten keine Muster für den Fortschritt derjenigen Geister, die an die Möglichkeit einer neuen Literaturschöpfung für Deutschland glauben. Man mußte auf dasjenige zurückkommen, was befruchtet.

Nicht nur vor Hyänen, die verwesende Leichen witterten, mußte ein Grab geschützt, sondern auch an dem alten lebendigen Gedächtniß unsers Dichters mußten diejenigen Gesetze der Kunst, diejenigen Thatfachen der Literatur entwickelt werden, welche sich zu Saatkörnern für die Zukunft eignen. Ein in's Meer versunkenes Schloß taucht wieder auf und wird in der hyperboräischen Nacht zum Pharos. Selbst wo uns Goethe keine Resultate giebt, regt er die Dialektik an und kann durch das, was er nicht gerade selbst anbietet, sondern nur zuläßt, für die sich in Deutschland einleitenden Discussionen werden, was Aristoteles dem Mittelalter war. Denn auch Aristoteles wurde für Dinge angezogen, die er nicht gekannt hatte, und diente als Berufung für Philosopheme, wofür sich in seinen Schriften nur die Principien finden.

II.

Vor einiger Zeit versuchte Görres eine Genealogie Goethe's, die sehr verschieden ist von der, die in den Taufbüchern einer Frankfurter Kirche registrirt ist.

Görres theilt die Menschen in zwei große Feldlager, hüben die Genialen, drüben die Philister. Dann fährt er fort: Ein Fürst der Genialen, ein im Himmel apanagirter Prinz soll es gewesen sein, der sich zu einer Tochter der Erde herabließ, zu einem Aschenbrödel, ein Gott zu einer Bajadere. Mit dieser habe er in unrechter Ehe Wolfgang Goethe gezeugt.

Wir scheint der mystische Vorfall gerade umgekehrt. Von Seiten der Mutter wird dem Menschen nie etwas Untergeordnetes angeboren. Wenn Goethe's Poesie durch einen Fehltritt entstand, so verirrte sich eine Fee des Himmels mit einem jungen, servilen, beschränkten Pagen. Dieses Umganges Frucht war ein junger, verschämter, mädchenhafter Gärtnerbursche, der am Hofe seiner Mutter lebt; ein junger Mann mit viel besorglichen Rücksichten, aber voll des naivsten Mutterwitzes, der die herrlichsten poetischen Schwingen bekommt,

wenn seine Prinzessin Mutter in seidenen Gewändern an ihm vorüberschwebt, ihn mit wunderbarer Zärtlichkeit anblickt und den duftenden Blumenstrauß empfängt, den er ihr höflich darbietet. Verliebt sich nun sogar der natürliche Sohn in seine Mutter, als Oedipus z. B. in Jokaste, so wüßte ich nichts, was das Eigenthümliche der Goethe'schen Lizenz über Sitte und Moral mehr charakterisiren könnte.

Goethe's Auftreten ist in allen bürgerlichen Beziehungen resignirend, bedächtig, die socialen Abstände ermessend, beinahe philisterhaft. Es ist das Haus, die Familie, die stille Sittlichkeit und Naivetät der bescheidenen Existenz, ja sogar eine gewisse Blödigkeit, wenn ihr die Erziehung nicht einige Haltung gegeben hätte, alles das war bei Goethe gegeben. Aber auch aus der Beschränkung kleiner Kreise spann sich Goethe's poetischer Faden hervor, aus dem Nocken an der schnurrenden häuslichen Spindel, aus dem Leib der behäbig sich schmiegenden Kaze, aus deutschen Elementen, wie sie sich im Götz, im Faust, im Egmont zu so meisterhaften und unsere Herzen magnetisirenden Geweben zusammenfügen. *)

Die Familie, das Häusliche, ja sogar das Philisterhaft-deutsche ist der Leib, aus welchem die höhere Psyche der Goethe'schen Lebensanschauung emporsteigt. Es ist ein Winken

*) Goethe leugnete das Schöne und Herrliche in den Barbentendenzen Klopstock's und Sined's gewiß nicht. Im Gegentheil tadelte er seine Zeitgenossen, daß sie lieber auf französischen Plüster blickten, als auf jene goldenen Harfen, welche die ermüdenden großen Sänger in Deutschlands Eichen aufgehängt hätten. Aber er las ein Buch von Sonnensfels über die Liebe zum Vaterlande und fand es lächerlich. Er gestand offen, eine Erziehung zum crassen Patriotismus der Römer läge nur im Interesse gefährvoller Zeiten und könnte, zum absoluten Gesetz erhoben, den Ruin aller Civilisation herbeiführen. Das Schlechteste, worauf sich eine Nation gegen die andere berufen kann, ist in der That der bloße Patriotismus. Ein unbeholfener und deutscher Bär entschuldigt seine Verfüße gegen den Anstand sehr schlecht, wenn er sich brüsk umwendet und an seine Lenden schlägt, die von Thuisikon stammen! Sagte nicht Themistokles schon, das Liebenswerthe sei niemals die Scholle des Landes, sondern treffliche Institutionen? Goethe fürchtete, daß durch Schriften, wie die von Sonnensfels, die Leerheit der Köpfe mit einem Lärm argefüllt würde, den tüchtigere Dinge und besonders die Erkenntniß der eigenen Oberflächlichkeit hätten ersetzen sollen.

nach einem fernem Heimathlande, ein Loos nach den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geistes, es ist der rauschend vorüberfliegende Moment, wenn die Götter über die Geburt eines Genius zu Rathe gehen. Und der Auserwählteste der Sterblichen schwebt dem geheimnißvollen Winken nach mit den rauschend entfalteten Schwingen der Poesie, die Pforten des Himmels öffnen sich und werfen die glänzenden Lichtströme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes sieht. Jetzt wird Goethe der freie Göttersohn des Himmels und schreitet stolz durch eine Welt, die ihm Spielzeug ist. Titanenideen ergreifen sein Hirn, während er durch die Wälder und Berge streift. Die Sprache wirft den Reim von sich, seine Einfälle sind erhaben, wahnsinnig, humoristisch, bis sich an dem Versuche, einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und schäumende Welle bricht. In dem Moment, wo der fiebernde Troß des Genies Krankheit wird, kommt die rothwangige besonnene und vom Vater geerbte Gesundheit der transcendentalen Krisis zu Hülfe. Da genest er zur Mäßigung, wird wieder gesund, und trägt nur noch im Auge die Spur von etwas Unheimlichem, bis er zulezt mit frischgesammelter und die Erinnerung des Himmels in sich tragender Kraft den Faust schuf. Prometheus, in der Anlage, die uns fragmentarisch erhalten ist, konnte ein Titanendrama werden, das auf Deutschland vielleicht gräßlicher gewirkt hätte, als Werther's Leiden; aber wir hätten mit ihm vielleicht den Dichter verloren. Denn die Idee dieses Prometheus ließ sich nur mit einer Einseitigkeit durchführen, die derjenige haben muß, der seine Rechnung mit dem Leben und seiner Wirthin abschließt, das letzte Geld und die Uhr auf den Tisch legt und zu enden weiß. Goethe hat sich Zeit seines Lebens nicht erholen können von der Prometheusfabel. Sie spukte in allerlei Formen immer wieder in ihm auf.

Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt! Hiermit bezeichnete Goethe selbst den Weg, den seine Poesie zu ihrem Ziele nahm. Es ist die Zauberformel, die ein dichterisches Geheimniß erschließt.

Sie war das Symbol des Goethe'schen Lebens in auf- wie in absteigender Linie. Aus beschränkter Sphäre hinaus sich drängend, wurde seine Sehnsucht schnell ein poetisches Bild, das seinen Schritten voranschwebte und ihn lockte und Berge und Thäler vergessen ließ, die er durchwanderte, um die in immer schöneren Farben und deutlicheren Umrissen sich malende Anschauung einzufangen. Jeder Anfang in Goethe war harmlos und vom Nächsten ausgehend. Ja er versprach in erster Jugend so wenig, daß er selbst von Herder in Straßburg, der schon Standpunkte, Uebersichten, Allgemeinheiten gewonnen hatte, für linksch in der Auffassung und Schönheitsbeurtheilung angesehen wurde. Goethe's poetische Entwicklung war ein träumerisches Ausspinnen seiner häuslichen Zustände, seiner primitiven Eindrücke, über die Vorurtheile, Geseze, Sitten hinweg, bis in die Alpen-Regionen des freien Gedankens und der dichterischen Wahrheit. Ein rüstiger Wanderer, zieht er so von seiner Heimath aus und lernt Schönheit, zurückblickend in ein sonniges, vom gelben Strom, dem Main, durchschlängelttes Thal, fern der blaue Rand der Gebirge, die unvollendete Kuppel des Frankfurter Domes, ein rauschendes Treiben, das der Dichterjüngling verlassen kann, ohne aufzuhören, es zu lieben. Dies war für Goethe entscheidend, denn jeder andere Genius pflegt die Metamorphosen seines Dichtens und Lebens in sich wechselseitig zu zerstören und nicht selten auf das, was er heute war, morgen, wie schon auf das Unwürdigste, zurückzublicken. Goethe gab seine primitive Anschauung nicht auf, sein häusliches Vermächtniß, das Stillleben der bescheidenen Existenz, worauf er sich immer wieder zurückziehen konnte, wie ein industrieller Speculant nach großen Gewinnen oder Verlusten auf seine liegenden und für ein würdiges Dasein noch ausreichenden Gründe. Kurz, Goethe war in Weimar kein Emporkömmling.

Will man Goethe's Steigen aus der Häuslichkeit zur Verbreitung über alle Welt mit einem Bilde vergleichen, das ihm besonders gegenwärtig war, so nehme man seine Wanderung nach Erwin's Grabe, seine Besteigung des Straßburger Münsters, wo er auf jeder einzelnen Station inne hielt und ein Gebet des vom Schöpfergeist durchdrungenen

Dichters an den großen Meister des Baues richtete. Auf der letzten Platte blickte er in die sonnige Ebene des gesegneten Landes, weit hinaus in die blauen Abnungen der Schweiz und heimathlich gegen Speier und Worms; das Herz frohlockte der unermesslichen Augenweide und schmiegte sich dankend an das, was ihn auf diesen so wunderbar erhöhten Gipfel trug, an die Kunst, und wie ein Seher seiner eigenen Zukunft schrieb er den bedeutungsvollen Spruch, daß alle Poesie innere, individuelle Keimkraft sei und ein dem Genius sich von selbst gebendes Anschwellen der Gefühle für Maß und Verhältniß.

Die absteigende Bewegung fehlte nicht bei Goethe, und in neuerer Zeit ist sie sogar mehr besprochen worden, als die aufsteigende. Hatte Goethe einmal in dem Allgemeinen vergeblich getastet, dann zog er zur rechten Stunde seine Fühlfäden zurück. Er verspätete sich nie beim Ideale oder genoß die Umarmungen der Phantasie länger, als der Mond am Himmel stand. Hatte er gegen die Prosa einen poetischen Feldzug geführt, so zog er es doch vor, was die Winterquartiere betraf, sie bei der Prosa zu nehmen. Wer ihm hieraus einen Vorwurf macht, was betrachtet der? Nur das Ziel, nicht den Gang des Dichters.

Ich theile diese Stimmung nicht, verurtheile sie aber auch nicht, denn nicht die Prosa beginnt jetzt, sondern die Philosophie. Die Production der Familie ist das Himmelszeichen, durch welches die Winter Sonne Goethe's schreitet. Mißgunst der Zeiten, Unbehaglichkeit der öffentlichen Meinung, getäuschte Berechnung historischer Ereignisse, das alles bannt in einen engen Kreis, den Goethe im Vaterhause unter Sturm und Ungewitter als das Letzte zu retten suchte. Die Begriffe, die Goethe mit der Familie verband, verschleuchten den Gedanken an die winterliche Bequemlichkeit eines warmen Ofens, die ein Ermüdeter oder Träger gesucht hätte. Die Familie war Goethen, von allem menschlichen Dasein, wie Jean Paul sagen würde, die Eßgimutter, das Saatkorn, die Garantie jeder andern möglichen Entwicklung im Politischen und Nationalen. Alle spätere Poesie unseres Dichters ist von diesen Vorstellungen über die „Production der Familie“ ergriffen-

Bezüge des Anstandes, Zurückhaltungen mancherlei Art, mischen sich in die leidenschaftlichen Motive; aus der Geselligkeit entsteht die Gewohnheit, aus der Gewohnheit das Wohlwollen, aus dem Wohlwollen die Neigung, aus der Neigung die Liebe, aus ihr die glühendste Leidenschaft.

Im Häuslichen liegt die genetische Grundlage der Goethe'schen Dichtungsweise. Ja wir können selbst die Entwicklung fernerer Originalitäten unseres Dichters an dies Princip anknüpfen. Wir werden finden, daß, wenn wir über die ersten Prämissen einer literar-historischen Kritik, über die Sprache und die Gelegenheit seiner Dichtungen sprechen, besonders aber die Lyrische Empfindung Goethe's zergliedern, daß sich alle unsere Urtheile hierüber an die eben eingeleitete Betrachtung unmittelbar anknüpfen.

Eine Geschichte des Goethe'schen Styles ist leider erschwert durch die Discretion gegen Andere oder durch die Furcht vor sich selbst, welche Goethen bestimmte, alle aus seiner Entwicklungsperiode herstammenden Briefe zu vernichten. Diese Correspondenz ist nicht das Geringste, was die deutsche Literatur seit jener Epoche, wo mit Goethen eine Veränderung vor sich ging, die ihn allen seinen Freunden unerklärlich machte, an unserm Dichter verloren hat. Ich glaube die Ursache dieser Vernichtung in der Koletterie finden zu dürfen, welche die damalige Zeit mit sich selbst trieb. In den Lavatereien finde ich sie, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeutsamkeiten zu halten. Diese Richtung haßte Goethe. Er persiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen, und das um so mehr, als — er sich selbst eine Schuld an diesem empfindsamen Modetone durch seinen Werther heimmessen durfte. Ich sage nicht, daß sich Goethe vor den Schwärmereien seiner verloren gegangenen Correspondenz fürchtete, aber er nahm ein Mergerniß an der Selbstbespiegelungseuche, die in eine wahre Apotheose alles Unbedeutenden ausarten zu wollen schien. Aus diesem Grunde vernichtete er seine Correspondenz. Wir haben an dieser Uebereilung eben so sehr den Verlust

literar-historischer Thatsachen, wie biographischer Handhaben für Goethe's Entwicklung selbst zu beklagen.*)

Die kleinen Bilette Goethe's, die in dem neulich erschienenen Briefwechsel Merk's mitgetheilt sind, charakterisiren unseres Dichters stylistische Eigenthümlichkeiten bis in's Komische grell. Goethe's heimische Sprache ist kurz, abgerissen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafteste Product eines in der Familie auf festem Fuße gebildeten Willens. Der Ton ist naiv befehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit und immer im hastigen Laut wie im Dialog. Das Meiste in dem, was gesagt wird, soll sich gleichsam von selbst verstehen; man sieht die Ungeduld, daß man nicht schon von selbst wahrnimmt, was der Mund zu sagen sich erst so weitläufig in Bewegung setzen muß. Dann hilft sich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die Auseinandersetzung zu vermeiden, mit Sprichwörtern, die das Gespräch immer objectiv, im Zusammenhange mit der gesunden Vernunft und mit dem, was gar nicht anders fein kann und was ja jedermann gleich einsehen müsse, zu erhalten suchen. Ein solcher Styl widerspricht immer, erwartet aber selbst keinen Widerspruch.

Als man Goethen in Leipzig, wegen seiner unmeißnerischen Art zu sprechen, auslachte, glaubte er sich durch seine oberdeutsche Nationalität entschuldigen zu können. Auch in Dichtung und Wahrheit hat er über seine Spruchrede hübsche Anmerkungen gemacht. Allein ich glaube, daß das, was er auf die Nationalität schiebt, gerade durch sein Familienprincip und besonders durch die Localität seiner Erziehung zu erklären ist. Noch wiederholt sich in Frankfurt, was Goethe an sich selbst erlebte. Eine so eng zusammengedrückte wohlhabende Gemeinsamkeit, wie sie Frankfurt darbietet, hebt noch heute das jugendliche Bewußtsein früh aus seiner unbestimmten Dämmerung. Mannigfache auf Gewerbe und Vermögen einflußreicher Verwandtschaften sich stützende Bezaglichkeit treibt die Kinder bald in den Vordergrund und

*) Die spätere Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und der Gräfin Auguste von Stolberg hat das Empfindliche des Verlustes nur noch mehr herausgestellt.

zwingt ihnen eine Reife auf, die den Jahren zuvorkommt. Von allen Seiten sind zwar Schranken gezogen, doch herrscht innerhalb derselben die Frucht des Reichthums, löbliche Freiheit, begünstigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn sie die Fortpflanzer der gemüthlichen Aristokratie ihres Namens frischblühend und die künftige Selbstständigkeit sogar durch einen mit schwerem Herzen bestrafteu Troß verrathend um sich sehen. Dabei sind gewisse Begriffe traditionell und müssen sich als solche erhalten, weil die größte Freiheit sich ja immer als die sicherste Beschützerin des Gesetzlichen zu bewähren pflegt. In diesen Kreisen können sich die träumerischen, mürrischen, sich isolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptstädte nur bei besonders ungünstigen Vermögens-, Verwandtschafts- und Familienumständen entwickeln. Freilich bricht hier auch selten das Genie hervor, da sich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine Verstandesrichtung nivellirt. Was hier auf die Jugend wirkt, ist das Beispiel. Früh versteht die Jugend die Manieren des Alters und macht diese nach, da sie ihr ehrwürdig erscheinen. Die Begriffe überliefern sich schnell, Haltung, Benehmen, Alles drückt sich, wie mit einem Siegel, in der weichen Bildungsmasse, ab und die Sprache mit ihren körnigen Erfahrungssprüchen, stehenden Redensarten und dem lexicographischen Umfange, der dem Umfange der Begriffe gleich kommt, ist von Jugend an dem Alter abgelauscht. Zuletzt verhindert die muntere lachende Gesundheit und Freiheit, in alledem — Utklugheit zu finden.

Auf Goethe ist die Anwendung leicht gemacht. Seine Sprache war früh reif, vollständig lech. Sprichwörter ersetzen das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch seine ersten Productionen sind ganz mit diesem Latonismus geschrieben, den Goethe, z. B. im Götz, nicht vom Mittelalter oder vom Volke zu entlehnen brauchte, sondern der die Weise seiner eignen Natur war. Die Wendungen sind körnig, die Verbindungen abgerissen. Partikeln finden sich in Fülle, wenn sie den Ton nüanciren und gleichsam der Accent des Styles sind, und fehlen, wo man sie als Ruhepunkte des logischen

Processus und der künstlich ausgesponnenen Dalektik zu brauchen pflegt. Die Weitläufigkeit der persönlichen Fürwörter wird vermieden, als verstünde es sich von selbst, ob ich oder du oder er gemeint sei. Auch ging dies kurze, die Sprache um ihre Privilegien prellende Verfahren auf Goethe's erste Versifikationen über. Man glaubt, Goethe habe bei seinem Puppenspiel und den satyrischen Kleinigkeiten an Hans Sachs und dessen Weise gedacht? Gewiß nicht. Er lernte ihn erst später kennen. Es war dies etwas Angebornes, das selbst in der Kunstprosa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte und noch durch die später so kalten und bedächtigen Abstractionen als ein ergögliches Transparent hindurchschimmerte.

Wenn Goethe im spätern Verlauf seines Dichterstrebens diesen naiven Volkston verließ, so adoptirte er keinesweges eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweise. Zum Glück wie zum Nachtheil der deutschen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf den bestimmten Kammerton einer akademischen Scala gestimmt. Frankreich hat eine Dichtersprache, die man ein für allemal adoptirt, will man den Kothurn betreten oder auch nur auf dem Haberrohr der Idylle blasen. Es ist eine Beeinträchtigung der Originalität, wenn auch Goethe in seinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, sie hielte die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutschland hat bei seiner bildsamen und von keiner Crusca bevormundeten Sprache allerdings das Unglück, daß alle Welt mit ihr in die Literatur hineinsufsen kann. Wäre unsere Literatur im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre classischen Kräfte im Aufschwunge gewesen, es würde den zahllos auftauchenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen sein, sie mit einem Schlage in die Anarchie zu stürzen, in welche sie jetzt durch eine allgemeine Pfsucherei zu kommen droht.

Goethen boten sich classische Muster an. Er verschmähte sie, bis auf ein Beispiel, dem er nicht widerstehen konnte. Wer seinen ersten prosaischen Versuch, zum Andenken Erwin's von Steinbach, gelesen hat, scheidet den Antheil, den Hamann am Style desselben hat, leicht heraus. Auch hier ist der Ton prophetisch, die Wendung apostrophisch. Dogma

und Polemik wechseln ab. Die Bilder sind gelehrt. Die Leidenschaften gegen die Franzosen und Pfaffen treten überraschend grell auf. Das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem Goethe'schen Steckenpegasus. Doch schon ist Klang in diesem Weihegebet, ein Gefühl für Rundung, die Sprache Egmont's und Clavigo's, die Sprache der Recitation, dem echten Schauspieler willkommener, als die Schiller'sche. Unmählich wurde Goethe Meister dieses üppigen Ausdrucks seiner zweiten Periode, der elastisch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer, und, mit etwas rhetorischem Numerus rauschend, doch nie anders als in sanft schmelzender Zerträufelung sich an's Ufer wirft. Der Wellenschlag des mittelländischen Meeres scheint das Gefühl des Taktes und der rhythmischen Abmessung noch gesteigert zu haben. Die Herrlichkeit dieser Prosa fluthete hinüber in Tasso's und Iphigeniens melodischen Jambus. Nun wird Goethe's Poesie wie Athmen der Natur. Die Natur spricht, spricht in Tönen, Musik ist die Seele seiner Schöpfungen. Mag er in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuscheln fischen oder auf dem Nacken einer Römerin Hexameter trommeln, seine Sprache ist Harmonie.

Goethe hatte Noth, sich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden und Vergnügen machten. Er opferte ihnen gern einen zufälligen Inhalt, fühlte dann aber bald, wie wenig echt dergleichen Spielerei war, dauerte nicht aus und blieb im Fragmente stecken. So neckte ihn der Hexameter. Was opferte er dem nicht! Wolf's Zweifel an der Einheit der Ilias, Vossens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erst mit dem Tode Klopstock's veröffentlicht werden sollte, alles das hielt Goethe's epische Interessen in fortwährender Spannung. Er gesteht selbst, daß ihn zu Keinecke Fuchs ein metrisches Bedürfniß getrieben. Gott sei Dank, Achilleis blieb ein Fragment. Aber die epische Breite hatte ihn erfaßt und zwang seinen Genius zu einer neuen Metamorphose, zur Cultur einer Prosa, deren glänzende Entfaltung die schon erschienenen Bände Wilhelm Meister's ahnen ließen.

Goethe's prosaische Diction verdient eine Betrachtung,

die sich vom Dichter unabhängig anstellen läßt. Denn hier ist in der That ein Maßstab entdeckt, durch welchen die schwankenden Bestimmungen über den deutschen Ausdruck geregelt werden sollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurückkehren müssen, der so reich an Gesetzen in Goethe's Prosa herrscht. Diesen geglätteten Marmor nach zu ahmen, möchte ich weniger anrathen, als ihn zu studiren.

Goethe's Prosa seiner mittleren Zeit ist kein Ausdruck der Unmittelbarkeit. Man sieht die Gehirnsfaser nicht, die den Gedanken auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth sich die logische Maschinerie oder ein dialektischer Kampf der Idee mit dem Stoffe; sondern Goethe's Prosa ist eine Perspective des Theaters, oder ein überdachtes erlerntes, vom schaffenden Gedankensouffleur zugerauntes Drama. Goethe reproducirt, was er im selben Momente denkend schuf. Die Dinge sprechen bei ihm nicht selbst, sondern sie müssen sich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum ist diese Sprache deutlich und doch nicht aufdringlich, klar, ohne dadurch aufzufallen.

Dem Jean Paulismus oder der modernen Naivetät lauscht man neugierig zu, und dennoch strengt die Lectüre an und nimmt alle unsere Geistesthätigkeiten in Anspruch. An Goethe's Prosa arbeiten wir mit, unterstützen die Production und schließen, da Goethe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion ist, von dem Bilde leicht auf sein Gegenüber. Vergleicht man Goethe's Prosa, wie das wol geschehen ist, mit der majestätisch fluthenden Ruhe des Weltmeeres, so ist damit nur der äußere Anblick so stiller, gezähmter Leidenschaft ausgesprochen. Diese trügerische Ruhe hat eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, gerade so in uns wieder auftauchend, wie der Dichter erzählt. Das Aeußerliche dieses Geheimnisses wird unzähligemal nachgeahmt, aber man scheint dabei vergessen zu haben, daß Goethe's Prosa nur für die Erzählung als Organ der epischen Dichtung classisch ist. Die Nachahmer wandten sie auf Alles an.

Man muß aber nicht übersehen, daß Goethe selbst ein Mißverständniß veranlaßte. Indem er diese Sprache mit ihrer höchstzerbrechlichen Kostbarkeit ohne Auswahl, ohne Sparsamkeit benutzte, verwischte er ein wenig ihren classischen Stempel. Die Reproduction verwandelte sich in Abstraction. Alle concreten Anschauungen verflüchtigten in formlosen Verallgemeinerungen, das Handgreiflichste verhüllte sich in mystificirende Nebelflöre und das, was sich krystallinisch gebildet hatte, zerschmolz in vague Flüssigkeiten. Ja diese abstracte Ausdrucksweise Goethe's theilte sich zuletzt sogar der Poesie seines Verses mit. Wenn auch der Reim und das metrische Gesetz hier die Verallgemeinerungen beschränkte, wenn sich gerade im Gedicht diese ausweichende Diplomatie in eine besondere Geheimnissung und Wichtigkeit verwandeln konnte, so schützte uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnütze in die vielversprechendsten Kleider gehüllt sahen. Wer erinnert sich hier nicht der Artikelaussparungen, der Infinitiv- und Participial-Constructionen, des Superlativs für den hinreichenden einfachen Grad, kurz eines Tones, der „hier erweiternd, dort beschränkend, sanft zum Einen Anderes lenkend, Alles in dem Schönen, Keinen schönstens suchte zu vereinen“? Ost aber drang durch diese Töne des Alters doch noch eine jugendliche Naivetät, und ohne Aufhören wurden sie entschuldigt durch die Lust der Mittheilung, die uns auch hier so Manches hinterließ, was wir zur Charakteristik unseres Dichters ungern vermissen würden.

Wir kehren zum Häuslichen zurück und sprechen von Veranlassungen der Goethe'schen Production.

Man weiß, welche hohe Meinung der Dichter von Gelegenheitspoesie hatte. Fast alle seine Dichtungen gab der Zufall an. In seinen Jugendkreisen herrschte ein heiterer geselliger Ton, der sich durch wechselseitige Anregung dauernd erhielt, der den Einzelnen hervortrieb, indem ihn die Masse unterstützte, und der zunächst im vorzüglichsten Grade die Satyre begünstigte. Goethe verlebte eine Jugend, die rings von geselligen dichterischen Aufforderungen umgeben war. Sein Vater war Pedant, aber doch ein origineller Mann, in dessen Kopf sich praktische Ideen und Pläne durchkreuzten und

der um jeden Preis auch den Sohn für seine Pläne gewinnen wollte, ohne sich dabei von dem Ehrgeiz trennen zu können, an seinem Sohne den Ruhm eines schönen Geistes zu erleben. So ging kein Familienfest ohne poetische Verherrlichung hin. Das Verhältniß zu Lilli zeigt uns selbst den Verfasser des Werther und Götz noch mitten in diesen Anregungen des Zufalls immer mit neuen Einfällen und unermüdblichen Opfergaben auf dem Hausaltar der Geselligkeit. Liebend oder spottend wurden die Originalitäten der Umgebung dargestellt, die Pläne gestalteten sich schnell und verkörperten sich in den leichtesten und zufälligsten Formen.

Wenn Goethe gegen diese Productionen streng war und sie vernichtete, so konnte er doch diesen Instinkt eines plötzlich und unmittelbar ausflodernden Interesses lebenslang nicht unterdrücken. Alles Neue ergriff ihn lebhaft und zwang ihm eine Aeußerung der darüber angeregten Empfindungen ab. Die Poesie war in ihm das Gesundeste, ja noch mehr als dies, sie war Heilkraft. Sie verwandelte jedes wissenschaftliche oder im Gefühl versteckte Unbehagen in überwundene, objective, zurückgelassene Zustände, wo der Schmerz sein Nachweh und auch die Freude jene Ueberraschung verlor, womit sie manchmal das Gemüth mehr zu beängstigen, als zu erquickern pflegt. Einem Dichter, der über seine Mittel und Kräfte gebietet, thut die Welt wenig an. Er ist der größte Egoist. Selbst das Unglück ist bei ihm ein Geschenk, wofür er den Göttern danken muß.

Goethe kam so unbewußt in seine Stellung der Nation gegenüber, daß er lange Zeit die Physiognomie eines Dilettanten nicht verlieren wollte. Jede neue Kraft, die auf die Oeffentlichkeit wirken will, wird dieselbe sogleich nach Gesichtspunkten, die in ihrem Interesse gestellt sind, ermessen und immer das Mangelhafte da als vorhanden auszugeben suchen, wo sie sich einbildet, den Schaden oder das Fehlende ersetzen zu können. Goethe jedoch war so wenig willens, auf die Theilnahme des Publikums zu speculiren, daß er selbst nach seinen ersten veröffentlichten Productionen nicht aufhören konnte, das Publikum lieber nach der Verehrung zu beurtheilen, die ihm Klopstock, Gleim und die seiner Natur

entgegengesetztesten Geister zu verlangen schienen. Goethe stand in gar keinem Rapport zum Publikum. Er wußte nicht, was er demselben mit sich zum Geschenk machte. Mit irgend einer Tendenz und Richtung, die gerade die herrschende war, wußte er sich am wenigsten in Einklang zu bringen und hat, obgleich seine Wirkung gewaltig war, doch niemals in dem selbst gelebt oder in dem fortgefahren zu leben, womit sein Anfang alle Welt entzündete.

Ich wußte nichts, was so schlagend die Genialität eines Phänomens bezeichnet, als dessen Harmlosigkeit. Während Klopstock, Voß, Ramler, Wieland, Herder in ihren einmal angeschlagenen Tönen eine ausdauernde Hartnäckigkeit besaßen, die sie zuletzt, fast möchte man sagen, zu ihren eigenen Plagiatoren machte, hielt sich Goethe niemals an das, was aus ihm eine Schule hätte machen können oder eine Religion, deren erster Priester er etwa hätte sein müssen. Er hatte bei dieser Zufälligkeit seiner Bestrebungen den meisten Verlust. Wie schlagend auch seine späteren Effecte waren, so wurde er doch, nachdem er Werthern durch den „Triumph der Empfindsamkeit“ begraben und das Vorurtheil des Publikums geläuscht hatte, nie wieder so populär, wie er mit Werther gewesen. Auf Kosten einer ihn und seinen Genius vernichtenden Monotonie wollte er nicht populär sein. Nur diejenigen Schriftsteller sind, wie z. B. Schiller, ein Gemeingut aller Klassen geworden, die das Publikum ein für allemal an einen bestimmten Ton gewöhnt haben, der dann immer und immer in jedem folgenden Werke wiederkehren muß. Neuheit in jedem Buche stört die Bequemlichkeit der Leser, setzt eine Beschäftigung mit dem Dichter voraus, wozu nicht alle die gehörige Muße haben, und erschwert somit das allgemeine Verständniß, ohne das es keine Popularität giebt.

Goethe legt allerdings auf seine Behauptungen über die Gelegenheitspoesie zu viel Nachdruck. So genialisch auch zufällige Veranlassungen, z. B. seines Clavigo benützt sind, so kann man doch nicht zugeben, daß die durch Goethe's gesellschaftliche Stellung in Weimar veranlaßten Allegorien und Festspiele durch die Zufälligkeit so interessant gewesen wären,

als sie ihm erschienen. All' das Zeug ist langweilig. Dennoch bleibt das Princip für die Laufbahn unseres Dichters entscheidend.

Will man es in Betreff der Häuslichkeit noch auf einfachere Begriffe zurückführen, so möchte ich hier an die Masken und die Musik erinnern. Jene, von dem Dichter mit so viel Vorliebe gebraucht und sich aussprechend in mancherlei Mummereien und in der Lust am Geheimnisse, vergegenwärtigen lebhaft die Jugend des Dichters mit jenen possenhaften Gesellschaft-Arrangements, die zum ersten Mal in Goethe das Bedürfniß der Poesie anregten. Die Musik war es, die ihn ohne Weiteres in den Vers hineinwarf, so daß nicht nur seinen lyrischen Gedichten die Melodie wie von selbst vorzuklingen scheint, sondern sein productiver Eifer sich auch an Singspiele machte, die, wie Erwin und Elmire, besonders aber Claudine von Villabella, freilich keine hohen Anflüge nahmen, aber doch gewandt angelegt und im Einzelnen allerliebste ausgeführt sind. Eine Hast ergriff den Dichter, sich unaufhörlich in Compositionen dieser Art zu ergehen. Seine Mittel standen ihm stegreich zur Seite und unterstützten ihn darin, daß seine Poesieen vom Gefühl der praktischen Brauchbarkeit und des gelegentlichen Bedürfnisses veranlaßt werden konnten, ohne trivial zu werden. Die Oper, die ernste wie die komische, ist unerfülllich in ihren Forderungen an die gleichsam improvisirte Erfindung.

Der Klang der Musik bahnt uns den Weg, um besonders an Goethe's lyrischen Erzeugnissen anzudeuten, wie Alles in ihnen erlebt, empfunden, von des Tages Ordnung angegeben ist. Glücklicherweise haben wir fast zu allen Einzelheiten derselben lebendige Schlüssel der Biographie und können das Viele, was uns hier noch fehlen mag, durch Vermuthungen ergänzen.

Nach Petrarca gab es keine Lyrik, die so viel Wahrheit als Dichtung bot wie Goethe's. Goethe übertrifft sogar Petrarca. Denn was Petrarca sang, verstand sich nur für die Situation, in der er sang, und erhielt sich für diese in der Literaturgeschichte. Goethe's Poesieen dagegen, meist durch individuelle Erlebnisse angeschlagen, klingen auf Alles an-

wendbar im Volkston fort und sind in die Theilnahme der Masse, die manchmal den Verfasser nicht mehr anzugeben weiß, tiefer noch gedrungen, als die Gedichte Schiller's. Unbefangen und heiter sind Goethe's lyrische Erstlinge. Sie adoptiren die poetische Sprache der Zeit, den Schäfer-ton, wo sich Amor zu Damon schleicht und dieser, sanft die Flöte blasend, Dorilis aus ihren Träumen weckt; Luna schleicht mit Silberglanz durch Busch und Eichen und Zephyr ist der beschwingte Bote, der der Schwester Apollo's leise voranweht. Hier ist Alles klein, zart, frisch, heilig durch die Veranlassung; man nascht, man tanzt mit den Amoretten, der Ernst wird verändelt und selbst die Empfindung scheint mehr poetisch überliefert, als von innen hervorquillend zu sein.

Später kommen schon tiefer klingende Töne. Das Versmaß ist länger ausgehalten. Der Dichter sehnt sich nach der ersten Liebe. Er sieht die Unschuld in Nebel gehüllt ihm entfliehen. Plötzlich bricht ein schreiender Accord in diese Modulationen. In dem Gedichte Abschied friert dem Dichter das Wort auf dem Munde zu Eis. Jetzt weht eine schneidend kalte, doch unübertrefflich wahr und schön gefühlte Resignation durch eine Empfindung, die zwar feiert, ausruht, verachtet, trotz alles Stoicismus aber doch von unüberwundenem Schmerz durchschnitten ist. Der Dichter begründet sein philosophisches Evangelium mit einer Ironie, die uns Thränen in das Auge und um den Mund zu gleicher Zeit lächeln jagt. Diese Stille herrscht in des Schiffers Herzen, die Stille nach überstandnem Sturm. Auf der ungeheuren Weite regt sich keine Welle mehr. Er steht am Mast, leicht hingelehnt, pfeifend seine Maxime der Gleichgültigkeit: *Sehe jeder wie er's treibe!* Und doch kommt zuweilen wieder eine Ermattung über ihn. Er kann der Ermunterung: „Verne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da,“ nicht die siegreiche Kraft des Trostes abgewinnen und schleudert dann seinen Groll in reimlosen Dithyrambenquadern von einer Höhe des Parnas herab, wie sie selten erreicht wird. Aber siehe! Es ergreift ihn eine frische Neigung, hinreichender Ersatz für die Lücke, eine Neigung mit mehr Zärtlichkeit als Liebe. Und diese haucht in Liedern aus, die nicht so

melancholisch sind, wie die vorangegangenen, auch nicht mehr so allgemein sehnsüchtig und in der Geliebten nur die Liebe liebend, sondern sie tritt rasch, klug, besorgt auf, besorgt, daß angemessen Ort und Stunde sei. Wer erlebte das nicht selbst! Du scheitertest schon oft mit deinem Herzen, du hast die Liebe schon in dir als Kunst, dein Benehmen wird schon ein Handgriff der Verführung, und dennoch sehnt sich die letzte Abendröthe weichender Unschuld nach dem Zauber der Natur noch einmal zurück, nach einer wahren und echten Empfindung, die uns von unserm Herzen für immer ausgeschlossen, kaum noch zu gewinnen scheint und sich in den schmelzendsten Tönen offenbart. So in diesen Liedern Goethe's. Die Liebe mäßigt sich, da sie wol aus Erfahrung weiß, daß man in ihr nichts überstürzen, keine Genüsse zeitigen, zu rasch abschürfen soll, und trotz dieses Raffinements wird der Dichter mit frischem Herzen noch einmal wieder naiv, ein Bär, den Lili's Menagerie bis zum Murmelthier zähmte. War die Natur früher die Anknüpfung einer ungestillten Sehnsucht, war sie früher nur die Vertraute des Liebenden, so ist sie jetzt lebendig geworden und Leben schaffend, sie öffnet ihre Mannigfaltigkeit einem Auge, das sich Ähnlichkeiten ihres Glückes sucht. Die Situationen ordnen sich vor dem beruhigten sinnenden Dichter, fremde Zustände locken seine behagliche Betrachtung, die poetische Form wird eine neue, die Ballade.

Goethe verstand unter Ballade jede poetische Empfindung, für welche der Dichter von anderswoher, als von sich selbst, die Staffage nimmt. Diese Staffage ist immer historisch, gleichviel, ob sie der Dichter der Geschichte entlehnt oder schlechthin einer äußern Wirklichkeit, die nicht durch seine eigenen Mittel geschaffen ist. Diese Mischung von Epos und Lyrik äußert sich am liebsten dramatisch, wie auch in den schottischen Beispielen der Ballade der Dialog die Erzählung zu ersetzen pflegt. Indem Goethe dies Verfahren von der Sage auf alles Andere, was nicht aus ihm selbst gekommen war, übertrug, schuf er eine neue Gattung der Poesie, die von Vielen später mannigfach und gut cultivirt wurde und

die deutsche Verzkunst in leidlichem Schwunge erhalten hat, selbst als das Genie eine Seltenheit wurde.

In dieser Weise wand z. B. Wilhelm Müller, der Dichter der Müllerlieder, recht anmuthige Kränze. Situationen der Zärtlichkeit, Eifersucht und Versöhnung wiederholten sich da mit verschiedenen Subjecten, heute mit einer Müllerin, morgen mit einem Musikanten. Auch ist die schwäbische Schule mehr ein Product der Goethe'schen Ballade, als des Goethe'schen Liedes, nicht bloß in den historischen Sagen, wo der Ursprung in die Augen fällt, sondern selbst in Manchem, was an Uhland's Muse charakteristisch ist. Uhland hat die Baukunst von Goethe's Ballade gelernt. Es sind fremden Herzen untergelegte Empfindungen, die er besingt; Thatsachen des Gefühls, um welche mit Leichtigkeit ein historischer Rahmen gelegt wird. Das Zusammenfallen der ursprünglichen Idee mit dem historischen Vehikel giebt den Liedern Uhland's jenen epigrammatischen Schluß, der leider in neuerer Zeit in den Begriffen über das lyrische Gedicht mancherlei Verwüstung angerichtet und an die Stelle der Empfindung den Wiß gesetzt hat. Wer kann das „Schloß am Meere“ und Aehnliches lesen, ohne zu gestehen, daß nach den einfachen Worten des Sängers erst das Gedicht beginnt? Man ist überrascht von dieser kunstvollen Einfachheit der eben gehörten Fragen und Antworten, so daß sich erst am Schlusse derselben vor unsern Augen die Anschauung der poetischen Situation zusammensetzt. Es ist dies die Wirkung des Epigrammatischen. Diese Form zwingt uns, Vorder- und Nachsatz noch einmal zu vergleichen und für uns selbst den Ursachen eines Gedichtes nachzuspüren, von dessen Wirkung wir elektrisch getroffen sind.

Goethe's spätesten lyrischen Erzeugnisse sind trunkne Orientslieder, mit welchen Anakreon sich die greise Stirn umwindet. Sie bahnten den Uebergang zur weisheitsvollen Gnome, zahmen Xenie, zum ernstern oder scherzenden Spruchgedicht. Wenn beim Mahle das Barbiton unter den Gästen kreiste, so blieb Goethe der griechischen Sitte eingedenk und sang frisch und munter sein Skolion. Er lehrte die lachende Weisheit der epikurischen Gärten, die Weisheit des Lebens,

die heiterste Resignation und jenen Muth, nach der Lehre des Horaz, noch im höchsten Alter von jedem Tag die reisende Frucht zu brechen. Manchmal läßt uns hier der Dichter etwas unverstanden und sogar mit unbehaglichen Resultaten enden. Es ist mit diesen Gedichten, wie Goethe selbst sagt, wie mit den gemalten Fensterscheiben einer Kirche. Draußen sehen sie schwarz und gekleckst aus, von Innen leuchten sie mit wunderbarer Pracht und das vom falschen Standpunkte Unverständliche löst sich vom rechten in Sagen und Geschichten, in feste Gestalten auf.

Es ist nicht die Absicht dieser Unterhaltungen, nach vielen trefflichen Vorgängern uns mit einer Charakteristik der einzelnen Dichtungen Goethe's zu beschäftigen. Wir suchen an ihm nur, zu einem Zwecke, der sich auf die Länge deutlicher herausstellen soll, das Individuelle zu charakterisiren und nachzuweisen, wie sich Kunst und Natur schöpferisch vermählen können. Geben wir noch einige Erörterungen über das Schöne, wie es sich Goethen anbot, wie er es suchte, und zuletzt, wonach er dasselbe beurtheilte.

Was zündet den Dichter? Man wird schnell zur Hand sein und sagen: das Ideal. Man glaubt, daß der reinste und correcteste Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit selbst sei, und daß das poetische Genie immer auf der Stufe stehen müsse, auf welcher Raphael stand. Aber die Nesthete hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Idealische, das Correcte und Classische ist als Formel die schlechteste Befruchtung der Phantasie. Man kann durch einen Heuschöber zu einem bessern Gedichte veranlaßt werden, als durch einen Marmorpalast. Daraus folgt, daß sich das dichterische schaffende Genie ebenso gleichsam um die Niederländer, wie um die Italiener bekümmern muß.

Goethe's poetische Erziehung bestätigt diese Meinung in allen Punkten. Er läuft durch die Dresdener Galerie, Raphael und Correggio versteht er nicht, aber Rembrandt, Rubens und sogar originelle Mittelmäßigkeiten ziehen ihn an. Goethe ging durch den Mannheimer Antikensaal, mehr befürchtend und staunend, als durch die zahllosen Schönheiten angezogen. Das Allgemeine, Idealische, das Schöne an sich, das in allen

diesen Antiken ausgedrückt war, zündet den poetischen Genius nicht so sehr als das Individuelle, Einzelne, Charakteristische.

Goethe hat uns den Eindruck überliefert, den in früherer Zeit ein Gemälde von Rembrandt und ein Bild von Goudt nach Elzheimer auf ihn machten. Rembrandt's Geburt Christi riß ihn zur Bewunderung hin. In dem andern, Philemon und Baucis, hat sich Jupiter auf einen Großvaterstuhl niedergelassen, Merkur ruht auf einem niedern Lager aus, Wirth und Wirthin sind nach ihrer Art beschäftigt sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen und just fallen seine Augen auf einen Holzschnitt an der Wand, wo er einen seiner Lieblingschwänke, durch Merkur's Beihülfe ausgeführt, klärllich abgebildet sieht. Nun setzt Goethe, bezeichnend für Dasjenige, was in ihm den Dichter anzuregen pflegte, hinzu: „Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist, als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.“ Und dies mit Recht; denn alles natürliche Dichten und Denken entspringt aus dem Einzelnen und Individuellen, so wie auch nichts den Dichter so ergreifen wird, als was ihn überrascht, die Nuance. Alles Schöne wird sich dem Genius ursprünglich als eine Handlung, eine Situation, als etwas offenbaren, das mit unaufhaltbarer Gewalt aus den Dingen selbst herauspringt und die Kreise seiner weiteren Ausführung wie ein in das Wasser fallender Tropfen von selbst zieht. Kein schöpferischer Geist nimmt zuerst eine Idee, um sich nachher die ihr entsprechenden Personen zu suchen, sondern auf jene Lichtpunkte achtet er, jene positiven, wirklichen, von der Wirklichkeit erfundenen, die von den ihnen entsprechenden Ideen von selbst ausgestrahlt werden. Das Schöne an und für sich, betrachtet in der harmonischen Gestaltung aller Theile eines Kunstwerkes, macht wol zunächst den Eindruck des Charakteristischen nicht und soll es nicht, da das Schöne nur die Einheit im Charakteristischen ist; das Charakteristische aber ist es, das die Schöpfung veranlaßt. Wenn sie zuletzt schön wird, so ist dies das Uebereinstimmen des Anfangs mit dem Ende, der Ausführung mit der Idee. Diese Be-

griffe bleiben fest, so lange die Literatur nicht durch die Schule, sondern durch die Naivetät des Genies bestimmt wird.

Goethe unterlag jedoch dem Ueberraschenden nicht; er wappnete sich dagegen durch seine Kunst. Die Romantiker und Modernen hielten den blendenden Glanz dieser Lichtpunkte nicht aus und schlugen in die Extreme über. Da wurde Alles pikant, sonderbar, originell, die Farben waren nicht vermischt, lagen dick aufgetragen, wie auf der Palette. Der Eindruck war barock, wunderbar, zuletzt ermüdend. Es gebrach an Ruhepunkten. Ebenso das entgegengesetzte Extrem, das durch einen der ersten Stifter der Romantik, Heinse, deutlich gemacht wird. Ardinghello zieht mannigfach an. Ein hoher gebildeter und freier Geist umweht uns. Mancherlei Leppigkeiten machen die kleinen Kugeln unsres Bluts schneller durch die Abern rollen. Doch halten wir nirgends inne, kein besonders origineller Vorsprung hemmt den fecken und doch wieder so phlegmatischen Lauf; man fühlt sich von keiner einzigen Idee lebhafter angespornt oder erschreckt einmal vor irgend einer besonders überraschenden Wendung. Und wie hier die Romantik anfing, so endete sie mit der Monotonie. Was kann monotoner, verschwommener, langweilig egalere sein, als Fouqué und die modernen Minnesänger. *)

Es giebt genug Dichter, die ihre Nation beglückt haben, wenn sie zur abstracten Allgemeinheit einer guten, löblichen Idee die positive und concrete Unterlage eines Factums suchten. Aber die größten sind es nicht. Das Genie geht vom Factum aus. Es besitzt so viel Kunst und Natur, daß es dasselbe auf die günstigste Weise auch immer unter die Strahlenbrechung der Allgemeinheit bringen kann. Wäre unser Zeitalter nicht in der Nothwendigkeit, viel auf den guten Willen, die Ehrlichkeit, die Tendenz geben zu müssen, und wäre die Bildung dieses Zeitalters weniger rhetorisch, so würde es für die Besonderheit denselben Instinkt haben, den es jetzt nur für die Allgemeinheit zu haben scheint. Es würde immerhin die Dich-

*) Spätere Anmerkung. Die Richard Wagner in der Oper fortgesetzt hat.

tungen Schiller's heißer lieben dürfen, als die Goethe's, weil Schiller kühn und Goethe nur weise war. Aber es hätte doch niemals das Genie des letztern gegen das Genie des ersteren in Abrede gestellt. In der Literatur wenigstens steht das Besondere höher als das Allgemeine.

Goethe, wie er sich denn selbst das Klarste war, empfand bei einer zwischen ihm und Schiller eingetretenen Differenz den Unterschied vollkommen, wenn er sagt: „Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nur dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.“ Wir setzen dem hinzu: die Initiative der Schiller'schen Dichtung war das Interesse. Schiller suchte für seine Begriffe die persönlichen Spiegelbilder, und Dank seiner Bestimmung! daß er oft die trefflichsten fand. Von einem edeln, feurigen, aber inhaltlosen Instinkt ging er aus. Seine glühende Einbildungskraft kam dem suchenden Verlangen zu Hülfe und gaukelte ihm lange Züge von Gestalten vor, aus denen er wählte, was stark genug war, seinen Ruhm zu tragen. Je reifer die Anschauung, desto glücklicher die Wahl. So sind Karl Moor und Kabale und Liebe noch Schöpfungen, die, trotz ihrer dämonisch-markirten Bestimmtheit, doch unsere Vorstellungen nur an Allgemeines überliefern. Immer mit dem Schluß dieser Dramen stürzt ihre Erfindung zusammen und der uns packende Nest ist ein unbestimmtes, leeres, schauerliches Mißbehagen an der Gesellschaft, das, weil die Weltcopie in ihnen das Original doch wahrlich nicht treu wiedergiebt, auch nicht einmal Entschlüsse in uns bewirken kann. Wie schnitt Schiller am Stoff des Fiesco herum! Wie schwer wird es ihm, vom Mittelpunkte der Thatsache aus, die Thatsache zu sichten und zu ordnen! Posa ist vortrefflich, aber für das Hauptinteresse des Carlos doch nur eine Zuthat aus der Allgemeinheit. Ebenso müssen in Maria Stuart

und in der Jungfrau immer Repräsentationen von allgemeinen Begriffen auftreten, von Liebhabereien und Empfindungen, welche das Ereigniß verrücken und die Thatsache nur zum Behülfel beliebiger Vorstellungen zu machen scheinen. Erst Wallenstein und Tell genügen; jener, weil er, trotzdem daß Schiller gesagt hat, Wallenstein interessire ihn an sich gar nicht, in der That individuell gehalten ist; dieser, weil in ihm das Allgemeine zufällig mit dem Besondern selbst zusammenfällt.

Ueber Goethe's Dichtungen schwebt nie der große Schiller'sche Horizont, sondern sie halten das Interesse streng an der Sache und offenbaren sich mikrokosmisch. Goethe giebt, was das Allgemeine betrifft, immer nur Perspektiven und Fernsichten, unermessliche zwar, aber in einem und demselben Kunstwerke oft nach den entgegengesetzten Richtungen hin. Auf der einzelnen Blüthe der poetischen Besonderheit zeigen sich hier alle Geseze der Pflanzenmetamorphose. An diesen dünnen Staubfädchen wird man in das innerste Heiligthum des Naturgeheimnisses gezogen. An diesen bunten schimmernden Farben sprechen sich die himmelanziehenden Geseze der großen Sonne aus. Ob uns Tasso eine Gefühlswelt, Carlos ein System der Lebensphilosophie und die Hölle im Faust den ganzen Himmel erschließt; es geht von kleinen zufälligen Punkten aus. Am Schlepplleide der Gelegenheit, wie sie eine Zeitung, ein fliegend Blatt, ein altes Buch angiebt, zieht der Dichter den Triumph der Erde nach sich. Wenn Schiller einen größern Umfang zu haben scheint als Goethe, so soll das heißen, ja, wie Sterne von großen Nebelringen umgeben sind. Goethe hat diesen Nebelring nicht; dafür ist sein Kern strahlender und wirkt besser in der Finsterniß.

Goethe hatte einen solchen Abscheu vor dem Allgemeinen, daß ihn sogar jede Definition des Schönen in Verwirrung brachte. Fragt man, worin liegt der Zauber der Dinge, wenn sie gefallen, läßt er sich den Dingen geben oder müssen sie darnach gewählt sein? so schweigt Goethe. Er hatte eine Furcht, man könnte das Leben in Formeln einfangen, daß er sogar erklärte, der Ausdruck, Idee des Schönen, sei schon an sich etwas Unstatthafes. Goethe hütete sich, die Schön-

heit in etwas Einzelnem zu finden, da sie im Gegentheil immer etwas Zusammengesetztes sein mußte. Wie kam der denkende Dichter zu dieser Sprödigkeit?

Goethe war in der Mitte seines Lebens umdrängt von Theorieen über die Schönheit. Kein neues System der Philosophie etablierte sich, ohne nicht auch für die Aesthetik Fächer und Repositorien aufzuthun. Das veranlaßte Goethe, sich hierbei negativ zu halten und über Begriffe, wofür der grassirende Idealismus nicht Sublimationen genug finden konnte, gerade im Gegentheil im herabgestimmtesten Tone zu sprechen. Denn Goethe haßte den Transcendentalismus. In dieser Fluth barbarischer Wendungen und Hypothesen war es für den Dichter sogar ein Verdienst, die Göttlichkeit seiner Mission in irdische Worte zu kleiden. Der philosophische Nebulismus schien Ausdrücke, wie: richtig, erfreulich, gefällig u. s. w. aus der Aesthetik ganz verdrängen zu wollen; man mußte retten; man mußte der praktischen Vernunft, man mußte der Poesie als Poesie, dem menschlichen Gefäße des göttlichen Inhaltes zu Hülfe kommen. Eiferer übersahen dies Verdienst. Die Einfachheit, wie Goethe über seine Kunst sprach, diese Einfachheit, die uns aus den transcendentalen Zeiten die gesunde Vernunft gerettet hat, fand die böswilligste Auslegung. Man brachte es dahin, daß es scheinen sollte, als hätte Goethe wirklich eine Verwandtschaft mit Hans Sachs, nur daß er die Dichtkunst selbst wie Schusterei getrieben hätte. Wolfgang Menzel, hervorgegangen aus den Extremen der Romantik, behandelt den Dichter wie einen Fabrikanten.

Es scheint mir, als hätte sich Goethe bei Gelegenheit seines Besuches in Münster im Jahre 1792 über den Begriff des Schönen am aufrichtigsten geäußert. Einer so individuellen, humanen, wohlwollenden Philosophie, wie der des Hemsterhuis gegenüber, ließ sich schwer in Harnisch gerathen. Hemsterhuis nannte das Schöne jene erfreuliche Erscheinung, wo wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Momente bequem überblicken und fassen können. Diese sehr weite, auf besondere Fälle nur sehr schwersällig anwendbare Definition unterschrieb Goethe, falls sie so zu verstehen wäre, wie er dieselbe später in seine eigene Sprache übersetzte. Er

commentirte so: Das Schöne sei, das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduction gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Er fügte dann hinzu, das Schöne sei nicht sowol leistend als versprechend, es müsse hoffen, begehren, erwarten machen.

Gewiß, nichts ist schön, das nicht anregt. Anregt auch zu moralischer That. Schönheit ist ein psychisches Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem seligen Genuße zusammenhalten, nichts in unserem Sein ohne Erschütterung bleibt, selbst der sinnliche Theil nicht, aber wo zugleich das Gefühl gedrängt wird, es zu schützen gegen das Gemeine. Schönheit an und für sich, als das Dargestellte ohne Ausfluß auf unser Entzücken gedacht, ist nichts Vollendetes in dem Sinne, daß sie durch etwas Anderes nicht könnte erhöht und gesteigert werden, sondern sie ist der Grundton, in welchen unsere ergriffenen Sinne einfallen müssen zum harmonischen Accorde aller unserer Stimmungen. Das Schöne ist nichts Absolutes, das nach eigenen Gesetzen construirt, regelrecht gefügt, kalt und stumm wie Marziß sich an seinen eigenen Reizen weidete, sondern Sehnsucht, die den Arm verlangend ausstreckt nach einem andern Auge, in dem sie sich spiegeln, einem andern Munde, aus dem sie sich selbst verstehen kann. Die abgeschlossene Ruhe der Antike ist ein längst bestrittener Satz, und so lange die alten Marmorbüsten Augen ohne Sterne haben, werden sie eines Herzens bedürfen, das ihre geisterhafte Stummheit zu lösen ihnen entgegenkommt. Das Erhabene ist nicht das Schöne. Das Erhabene ist Gefühl der Masse, des Gleichgewichtes und eines dasselbe tragenden Mittelpunktes. Das Erhabene ist einfach, die Schönheit zusammengesetzt. Das Erhabene ist die Zirkelform bei den Alten, ein Obelisk, eine Säule, bei Neuern überhaupt Alles, was strebt in's Unendliche, ein Thurm des Münsters; das Erhabene überwältigt, es producirt in uns nur Nührung und Ohnmacht. Aber das Schöne erhebt, das Schöne ist Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden selbst zum Künstler.

Hier sind die Wirkungen des Genies! Hier wird sich

auch Goethe den Jahrhunderten erhalten. Die Guten, Reifen, Gebildeten werden immerdar von seinen Zauberschöpfungen entzündet werden und durch sie den in jedes Menschen Brust schlummernden Poeten in sich wecken. Die Productionen erhalten sich wie ein Saatkorn, das, auf hunderterlei Acker fallend, der Nachwelt blühende Gefilde und reiche Herbste sichert. Und leben in seinen Werken, sichert noch vor'm Tode nicht; aber in seinen Werken zeugen — das ist der Bruffstein!

III.

Wem wird einst die Muse der Geschichte die Feder in die Hand drücken, um ein farbenreiches, treues Culturgemälde des achtzehnten Jahrhunderts zu schreiben?

Wenige Epochen vereinten so viele und so entgegengesetzte Elemente in sich. Wenige sind so bedeutend und einflußreich ihrem Inhalte und Zwecke nach gewesen. Da schwebte über ermüdeten Zuständen eine wunderbare Aufregung. Da hatte sich über die allgemeine Verwesung der positiven Begriffe und Institutionen ein phosphorescirender Schimmer von Idealismus gezogen, der sich zuletzt in einen schrecklichen Brand entzündete! Der Geschichtschreiber würde Mühe haben, sich in alle diese Anfänge sogleich zurecht zu finden, wenn sie nicht ein so entscheidendes Ende gehabt hätten. Der Abschluß des Jahrhunderts erleichtert ihm sein prüfendes Geschäft, giebt ihm ein sicheres Ziel, für die einzelnen Bildungsmassen ein ordnendes Theilungsprincip.

Ich dünkte, die Dekonomie seiner Darstellung müßte darauf ausgehen, das achtzehnte Jahrhundert zuerst in würdigen und pomphaften Schlepptügen auftreten zu lassen. Classische Perioden sind es, die in England sowol wie in Frankreich an der Schwelle des Jahrhunderts stehen. Dort der neue würdevolle und gelehrte Dogmatismus der skeptischen Empirie, hier die wallende, stolze Allongeperrücke des „Siècle“. Doch schon begannen Voltaire und Hume die Tempelgeheim-

nisse der akademischen Weisheit an größere Massen zu bringen. Die Bewegung der Geister wird schneller, behender. Man sieht die Ziele näher, und da sie in der That doch nur immer entfernter liegen können, so überhastet man sich. Das thut nichts; die großen Geister kommen immer mehr unter's Volk. Schon hört man ihren Athem. Man sieht, was sie für Kleider tragen. Individualitäten der wunderbarsten Art geben den Ton an. Autor und Publikum stehen nicht mehr im Verhältnisse hochachtungsvollen Respectes, sondern die Wahrheit steht mit dem Publikum auf Du und Du, jede neue Entdeckung ist ein Faden mehr zum Bande der Freundschaft. Die Geheimnisse des Herzens lösen sich. Sprache und Mittheilung werden vertraut. Die Literatur läuft in ihrem Charakter und Ton beinahe schon auf nichts als die Leidenschaften der Liebe und des Hasses hinaus. Schrift und Zeit beschleunigen sich wechselseitig, bis zuletzt die eine über die andere stolpert und alle sichere Form in ein ungeheures schreckliches Chaos auseinanderfließt.

In einer so leidenschaftlichen Bewegung der Begriffe und ihrer Ausdrücke saß nun das Individuum mitten inne. Früher machte es nur die Zahl voll, früher mußte es um Erlaubniß bitten, zu einer Audienz bei der Literatur zugelassen zu werden; aber jetzt ist es plötzlich in den Kreis der Allgemeinheit aufgenommen und giebt seine Stimme ab. Natürlich, die Verschiedenheit der Meinungen zwang die Befechter derselben, Unterstützung für die ihrige zu suchen. Partheiung tritt an die Stelle der exoterischen Andacht; die Interessen ziehen Schaaren von Betheiligten und Verbündeten nach sich und die Literatur wird das Behikel dieser Interessen. Allmählig werden die, welche lesen, die Factoren des Schriftwesens; die Bücher nähern sich den Briefen; für alle europäischen Literaturen legt sich der Grund zu jener ungeheuren Productionsanregung, wodurch zuletzt der Journalismus eine Macht wurde, welche die Literatur selbst zu verschlingen drohte.

Auch hat man nie wieder gesehen, daß das Individuum sich selbst so entschieden zum Echo des Organs der Cultur machte, wie im achtzehnten Jahrhundert. Aus angeborenen

Lebensverhältnissen, Sitten, Gewohnheiten herausrückend, Vater und Mutter verlassend und das erwähnte Lebensziel, besonders wenn es eine Stelle in der politischen Maschine war, als das Widerwärtigste preisgebend, machten sich die aufgeregten Köpfe zur Abpiegelung des Neuen, traten zu allen Vorschlägen, die zur Gesellschaftsbeglückung gemacht wurden, gläubig heran und opferten oft dem Charlatanismus ihr innerstes Vermögen. Dies war nicht die todte Herrschaft des Buchstaben, sondern die Kraft der aus den Schriften jener Zeit dringenden Persönlichkeit, die Kraft jenes gewaltigen Axioms des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Menschen besser seien, als die Dinge. Diejenigen Gemüther, die von der Kraft der Persönlichkeit Kraft empfingen, suchten aus derselben auch wiederzugeben und schufen dadurch für die menschliche Existenz eine Wechselseitigkeit der Berührungen, die auch den Unbedeutendsten durch das Gefühl einer an ihn ergehenden Mission aus seiner Sphäre heraus hob. Die Familiaritäten der großen Geister erstreckten sich bis in die weiteste Abgelegenheit. Leider mußten da Viele die Opfer der mangelnden Prüfung werden. Irrthum, Freundschaft, Verbrechen, Wahrheit, Lüge, Tollkühnheit, alles wurde vom Schicksal in dieselbe Kategorie gestellt, und beim allgemeinen Sturze mußte, eines an andern sich haltend, alles mitsammen zu Grunde gehen.

Von diesen denkwürdigen Bewegungen blieb keine ohne Einfluß auf Deutschland. Für jede Idee, die über die Grenze kam, fanden sich Apostel, Märtyrer, Gemeinden, veranlaßten Widersprüche oder weitere Begründungen, die zuletzt in den Deutschen selbst die Originalität weckten. Die französischen und englischen Einflüsse mußten um- so entscheidender auf Deutschland wirken und in diesem Lande den Kern des achtzehnten Jahrhunderts zusammendrängen, als das geistige Terrain so kläglich ungebaut war, als sich alle neuere Kultur dort erst von der untersten Stufe aus zu entwickeln hatte. War hier doch die schöne und gelehrte Literatur nur bisher das Eigenthum der gelehrten Stände und der Katheder gewesen! Lohenstein, Hoffmannswaldau waren elegante Hofcavaliere, Caniz und Günther Edelleute. Noch Albrecht von

Haller war ein sehr vornehmer Mann, Ritter des Nordsterns, „Herr von Goumoens, le Jur und Eclagnes, Präsident zweier Akademien und Mitglied von dreizehn gelehrten Gesellschaften!“

Von dieser vornehmen Sphäre aus war keine Regeneration zu erwarten. Die niedern Stände übernahmen die fortgesetzte Bestimmung der Literatur und versuchten sich zunächst in der trockenen moralischen Satyre und dem komischen, von England geborgten Lehrgedicht. Rabener verdient die Anerkennung, daß er auch der Bürgerklasse für die Literatur ein Privilegium gab, indem er den schlichten Hausverstand zum Richter über die Gebrechen und Thorheiten der Menschen machte. Die gelehrte Sprache von ehemals war für diese Uebungen des Wizes und der Phantaste kein nothwendiges Requisit mehr. Sie brauchte kaum abgeschafft zu werden, da für ihren Pomp die naiven und bürgerlichen Gegenstände, die Rabener und Zachariä behandelten, nicht mehr passen wollten. Rabener sicherte sich seine Thätigkeit, indem er die Vorsicht hatte, die höheren Stände zu schonen. Ueber die Persiflage von Advocaten, Aerzten, Frömmlern ist der vorsichtige Sachse nicht hinausgekommen. Da blickten die höheren Stände auf diese Erweckung der guten Köpfe noch sorglos herab, auf eine Mühsigkeit des guten Volkes, das sich da untereinander zum Gegenstande seiner rege gewordenen Geistesihätigkeit machte. Ja die Satyre wandte man sogar auf sich selbst an, wie Rabener, der der Welt damit zeigen wollte, wie wir von so vielen Verhältnissen, Neigungen und Begriffen umstrickt sind, über welche zuerst wir wol selbst den Kopf schütteln sollten. Das erzeugte dann viel Heiterkeit, frische Lust des Daseins, Behaglichkeit, empfunden an den beschränktesten Zuständen, Emsigkeit und Mühsigkeit in Ausmalung der kleinen provinziellen Verhältnisse, in denen man, nicht ohne Ironie über sich selbst, aber doch mit Vergnügen lebte, zuletzt auch, trotz aller Herzlichkeit und selbst schon geistreichen Wesens, immer noch respectvoller Pedantismus, den selbst Geyner's arkadische Schäfer mitten unter ihren Ziegenböcken nicht verbergen konnten. Von einer so kindlichen Stufe nun allmählig die Deutschen zu erheben und sie mit jenem Spiri-

tualismus enden zu lassen, wie ihn die sublimsten Culminationspunkte unserer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigen, das konnte nur durch jene wunderbare Aufregung und Empfänglichkeit der Gemüther bewirkt werden, welche sich, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Außen kommend, auch den Deutschen mittheilte. Die Nation opferte jam Altare des unbekanntes Gottes, den das achtzehnte Jahrhundert suchte. Wer war dieser unbekanntes Gott? Man wußte es nicht, man ahnte es, und doch versah sich niemand, daß dieser Gott die Revolution war, eine Thatsache, der sich auch Deutschland nicht entziehen konnte und der es diente, wenn nicht als Hammer, doch leider als Ambos.

Den Uebergang aus der für das Ausland classischen, für Deutschland altfränkischen Halbscheid des achtzehnten Jahrhunderts in die Periode der Beschleunigung und Aufgeregttheit bildete die Epoche der Empfindsamkeit. Das Herz reagirte gegen den Skepticismus. Der kalte Zweifel löste sich in das Gefühl der Unzulänglichkeit und in eine Sehnsucht ohne Bestimmtheit auf. Möchte man nicht auch hier wünschen, daß irgend eine begabte Feder die Vorseufzer, die dort und da aus der Brust der europäischen Gesellschaft stöhnten, aufzeichnete und uns eine vollständige Geschichte jener melancholischen Lamentationen lieferte, die zuerst in England angestimmt wurden?

Es war aber nicht bloß mondscheinsüchtige Klage, sondern oft auch eine That, die der Verzweiflung folgte; nicht selten der Selbstmord. Young's Nachtgedanken wirkten schon in dieser Art, daß sie die Herzen der Zeitgenossen mit einer trübsinnigen Debe erfüllten und sie das bittere Gefühl kosten ließen, wie beim Anblick des nächtlichen gestirnten Himmels das Geheimniß des Lebens in andern Lauten zu flüstern scheine als an der Helle des Tages, und man ein Loos, in dessen Wahl sich der Schöpfer vergriffen zu haben schien, dadurch rächen könnte, daß man es endete. Lassen jene optimistischen Gedichte, die mit frivoler Philosophie aus Voltaire's Feder kamen und mit einem edleren Enthusiasmus aus Pope's didaktischer Leier, nicht schon den ganzen Abgrund melan-

holischer Verzweiflung ahnen, den die Epoche der Empfindsamkeit vollends bis zum Pessimismus aufreißen sollte? Wenn uns Pope mit einer blühenden und majestätischen Rhetorik die Harmonie des Weltgebäudes zu erklären sucht, wie kann er hindern, daß nicht in seine Wunder das Gefühl unsrer selbst, in eine Hymne auf die Construction des menschlichen Auges, die Anschauung dessen, was das Auge sieht, als schriller Miston einfällt und sich sein begeistertes Gedicht zuletzt nur wie ein Traum der Sehnsucht anhört! Es sind besonders Rousseau und Sterne, die hier genannt werden dürfen.

Diese beiden Geister, die auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Beschlag gelegt haben, konnten sich wechselseitig durch ihre Verschiedenartigkeit ergänzen. Wo der eine weinte, lachte der andere; wo jener zürnte, war dieser verfühlich. Ihre Aeußerungen hatten Aehnlichkeit, doch war die Quelle derselben verschieden. Die Empfindung des einen war so aufrichtig wie die des andern; doch abstrahirte Rousseau jenen Schmerz, den Sterne aus Instinkt fühlte.

Jean Jacques Rousseau! Ein mittelpunktloser unvertilgbarer Hang, Bummelhang, Abandon an das Zufällige, Leichtsinrige, Gedankenlose stürzte ihn in tausend Handlungen und Verhältnisse, die er darauf mit einer Verzweiflung bereute, daß man seine Schriften die Selbstkasteiungen eines Trappisten nennen könnte. Es macht Entsetzen, jene Gedankenlosigkeit und Oberfläche zu betrachten, mit welcher Rousseau die schönsten Jahre seiner Jugend vertrödelte, wie er sich als ein kindisches, träges, bewußtloses Nichts an ein Verhältniß hingab, in welchem mehr Schande als Vergnügen zu gewinnen war. Freilich ist es achtbar, daß Rousseau seine Lügen, seine Diebstähle und andere Verbrechen nicht im Allgemeinen auf die menschliche Natur schob, sondern mit einer bewundernswerthen Strenge sich selbst dafür verantwortlich machte; aber wie die Folge einer solchen Selbstpeinigung, seine reuevolle Empfindung, als etwas so Außerordentliches und Neues betrachtet werden konnte, wie sie so viel Echo finden und sich ganz Europa als eine Dissonanz des tiefsten Schmerzes mittheilen konnte, das ist eine merkwürdige That-

sache. Rousseau erfreute sich einer so lebhaften Sympathie, daß er dadurch für die zahllosen Verfolgungen seiner Gegner entschädigt wurde. Es wurde Mode, sich verkannt zu glauben, sein Herz in die Brust Mitfühlender, wie man damals zum ersten Mal sagte, auszusüßten. Man speculirte auf sogenannte verwandte Seelen. Im Arme der Freundschaft, auf einer kleinen Insel des Genfersees, unter hängenden Trauerweiden, neben einem Postament von Sandstein, wo sich Amor und Psyche umarmen, fand man Ersatz für eine Welt, die man sich nicht gräßlich genug ausmalen konnte. Rousseau appellirte unaufhörlich an die verwandten Seelen; sie waren seine Vertrauten, sein Trost. Ihnen klagte er, wie Paris, der gottlose, verzogene Anti-Emil, mit seinem Lehrer umsprang, ihm Fledermäuse an den Haarbeutel steckte und ihm dänische Hunde auf den Leib jagte, so grimmig, daß Rousseau in die Höhe springt, um einen dieser Hunde unter sich durchzulassen, dabei das Gleichgewicht verliert, stürzt und nur mit dem Verlust von drei Vorderzähnen und einer allgemeinen Schindung seiner Gesichtshaut wieder zum Bewußtsein kommt. Jedes schiefe Gesicht einer malitösen jungen Frau, die ihn fragt: Haben Sie Kinder gehabt, Herr Rousseau? jede Inconsequenz, wie er, dessen Wahlspruch hieß: *vitam vero impendere*, zitternd und lügend geantwortet: nein! — alle diese Leiden und Foltern seines Herzens theilte er den „gleichgestimmten Seelen“ mit, und Thränenströme flossen ihm von Sympathie, die stark genug waren, in Montmorency seine Weiden zu bewässern.

Sterne dagegen trat nicht so intim subjectiv vor die Menge. Er lamentirt weniger über die Bosheit, als über das Unglück der Menschen. Dieser herrliche Engländer hat, was ihn selbst betrifft, immer guten Muth. Nur wenn er zu Andern tritt, gehen ihm die Thränenröthen auf. Der Mönch, der in Calais bettelt, der Ludwigsritter in Versailles, der Pasteten verkauft, das sind Situations-Wellen, die so lange sein Herz umspülen, bis er mit allen seinen Remisenabenteuern und Kammerzofenepisoden in das weiche Bette seiner Empfindung fällt und er, eben im Begriff zu lachen, in Thränen ausbricht, die er nicht mehr dämmen kann. Rouss-

seau wirkte auf verwandte, Sterne auf neu aufgekommene schöne Seelen. Jener ist sentimental, dieser humoristisch. Rousseau mußte durch die Nachahmung verlieren; Sterne war so glücklich, Nachahmer zu finden, die ihn hoben. Der vortrefflichste und über ganz Europa siegreiche war der Vicar von Wakefield. Dieser Charakter mit seiner feinen Selbstironie und unverwüßlichen Gutmüthigkeit brachte in Deutschland eine magische Wirkung hervor und ist zugleich eines der ersten Bücher, das auf Goethe's Herzens- und Geistesbildung, seinem eigenen Berichte nach, von entscheidendem Einflusse war.

Die ersten allgemeinen Tendenzen, von welchen sich unser Dichter näher berührt fand, sind zunächst jene schon erwähnten naiven, herzlichen und etwas pedantischen Bestrebungen unserer Nation, die durch Rabener, Zacharia und verwandte Geister des Tages bezeichnet sind. Ihr harmloser, wenig überdachter, aller Welt verständlicher Inhalt lockte die Nachahmung allzuleicht hervor. Aber noch blieb Goethe außer allem Zusammenhange mit der Oeffentlichkeit. Die Literaturbriefe erregen ihn nicht, und wenn ihm auch Gellert als der vollständige Ausdruck alles Tüchtigen erschien, so war es mehr der Eindruck, den Gellert's Charakter auf ihn machte, der Eindruck persönlicher Würde. Wie wenig klar und im Zusammenhange er sich seines Strebens bewußt war, und wie gering noch auf der andern Seite die Befriedigung seines Geistes sein konnte, die ihm die Tagesordnung bot, zeigte der schlagende Eindruck, den Gleim's Kriegslieder und später Minna von Barnhelm auf seine ästhetischen Vorstellungen machte. Die Poesie der damaligen Zeit war erlogen. Ihre Anschauung war dem Alterthum entnommen, nicht einmal aus reiner Quelle, sondern durch französische Vermittelung. Mitten unter diese Surrogate der Poesie warfen Gleim und Lessing das Erlebnis des Tages, Thaten, die Alle sahen, einen Enthusiasmus, den Alle fühlten, Zustände, die Jeder mit seinen eigenen vergleichen konnte. So bekam plötzlich die Literatur eine frische und natürliche Farbe, ein individuelles dichterisches Gepräge, gegen welches selbst Klopstock mit seinem zwar belebenden, aber doch immer nur erfundenen Interesse in den Hintergrund treten mußte.

Wie jedoch Goethe damals war, so fehlte ihm noch die Reife, um Eindrücke so schlagender Art zugleich als Epoche machend zu verstehen und festzuhalten, geschweige durch eigene Production sich ihnen theilnehmend anzuschließen. Die wenigen Anknüpfungspunkte an die Literatur, die er schon in Leipzig gewonnen, gingen ihm in Straßburg wieder verloren. Die weiteren Fortschritte zu vergleichen, wurde er durch Entfernung und Brotstudium abgehalten. Sogar das Technische in der poetischen Kunst, die innere Maschinerie in der poetischen Wirkung vergaß er so sehr, daß Herder in ihm einen jungen Mann kennen lernte, der ihm nur ein gutmüthiger Leser zu sein schien, ein unbefangener Interessent der Literatur, der sich sogar düpiiren ließ und das Schöne mit offenem Munde anstarrte. Und war dennoch Goethe nicht glücklich, daß ihn die Umstände aus allzufrüher Productionslust herausrissen und sein Geist sich durch längeres Brachliegen erholte, um die Saatkörner neuer und reifer Ideen desto besser zeitigen zu können? Bei den Meisten bewährt sich die traurige Erfahrung, daß sie in einem Alter lernen, wo sie kein Urtheil haben, und daß sie, endlich im Besitze des Urtheils, statt dann erst zu lernen, schon zu produciren anfangen.

Das Interesse an großen Geistern, das jugendliche Seelen erfüllt, pflegt immer nur einzelne Theile zu treffen, die sie sich von einer im Ganzen und Großen schwierigen Persönlichkeit zu eigener Verarbeitung loszutrennen wagen. Indem sie sich bei großen Vorgängern am liebsten in der Richtung halten, wo sie deren Athem hören und das Außerordentliche als etwas Allen, also auch ihnen Gemeinsames abstrahiren können, glauben sie sich im Zuge der Vervollkommnung mit desto glücklicherem Erfolge anzutreffen. Im achtzehnten Jahrhundert fanden sogar die Tendenzen keinen andern Ausdruck als einen persönlichen und bilden darin einen vollkommenen Gegensatz zu unserer Zeit. Wir, schon daran gewöhnt, daß die Schrift im Allgemeinen ihre, die positive Macht vertretende Gewalt verloren hat, wir, die Tendenzen nach dem Anhang ihrer Bekenner numerisch abschätzend, knüpfen unsern Enthusiasmus selten noch an Individualitäten. Als Prüfstein der Tendenz verlangen wir sogar die Verleugnung der

Individualität und sind durch mannigfache Erfahrung und durch nichts so sehr als durch Selbsttäuschung längst dahin gelangt, an keine Idee zu glauben, die man nicht eben so gut eine Thatsache nennen dürfte. Im achtzehnten Jahrhundert war der Autor noch Prophet. Seine Schrift war die Ergänzung eines Evangeliums, das sich am vollständigsten durch sein Leben selbst auszusprechen schien.

In dieser Art umging Goethe, was damals an Namen und Interessen auf dem Meere der Oeffentlichkeit auftauchte. Er durchschaute die innern Prozesse der tonangebenden Talente. Rousseau's Subjectivitäten mögen hier mehr als abstoßender Pol gewirkt haben; wenigstens läßt Goethe's spätere Zukunft errathen, daß ihm schon früh eine Lebensanschauung widerstehen mußte, die zu krankhaft war, um sein gesundes Urtheil, und zu monoton, um seine Phantasie zu befriedigen. Rousseau offenbarte Schicksal genug, aber wenig Leben. Seine Empfindung war Einseitigkeit. Düpiert an allen Ecken und Enden, mußte zuletzt seine Glaubwürdigkeit wanken. Goethe merkte bald, wo zuletzt diese Lamentationen über Verfolgung und „Seelenfreundschaft“ hinaus kamen, und formte sich jenes sichere Urtheil, das im Vater Brey scharf genug ausgesprochen wurde.

Goethe erlag bekanntlich dem Zuge der Sentimentalität. Bei alledem mußte sie einen farbenreichen Hintergrund und im Vordergrund etwas mehr als nur umarmte und mit Thränen benetzte Bäume haben. Hier eben ging ihm die humoristische Gruppe des Vicars auf und verließ ihn während einer ganzen Periode seines Lebens nicht. Was er hörte und sah, wohin er kam und wo er beobachtete, überall fühlte er sich versucht, um das theure Bild einen neuen Rahmen zu ziehen. In Sesenheim, in Wezlar glaubte er durch dortige Zustände bezaubert zu werden, so ähnlich waren sie der Dichtung Goldsmith's, um so mehr, da Thornhill's Rolle in sein Inneres manchen finstern und dämonischen Schlag Schatten geworfen haben mag. Werther war der vollendetste Ausdruck dieser Nervenerregungen. Ohne es zu wollen, gelang es Goethen, mit dieser Dichtung die Empfindungen seiner Zeitgenossen zu galvanisiren.

Aber gleich nach diesem ersten Triumph erhob sich Goethe über den Charakter seines Jahrhunderts. Eben eine Tendenz geworden, Repräsentant einer Stimmung, die man nach ihm bezeichnete, Fürst und Herr aller empfindsamen Herzen, flüchtete er sich von dem schnell eroberten Thron und duldete, obgleich den Ruhm nicht verschmähend, keine Consequenz dieses in dieser Art kaum gewollten Ruhms. Mit dem Grundsatz, daß Dichtung Befreiung der Seele ist und der Schmerz sich abkühlt, wenn er historisch wird, erhielt sich Goethe oben. Er begann zum ersten Male gegen ein Vorurtheil zu kämpfen, und das Vorurtheil seiner Zeit war die fortgesponnene Empfindung, war jenes Einfache, Partikuläre, das man zur Manie erhob, jene vergötterte Erinnerung, die ja die gottvollere Zukunft niederdrückt.

Von dieser Zeit an, wo Goethe die Dichtung für Abschließung vorangegangener Verhältnisse und nur im Sinne von Vergessen für Trost erklärte, kommt in die Geister eine neue Bewegung. Leben wird Bereicherung, Denken wird Erfahrung, Dichten wird jene kluge Maßregel, wo man durch einen unwegjamen Wald Steine säet, um auf alle Fälle den Rückzug wiederzufinden. Dies oft frivole Bestreben sollte erst mit einem Widerspruch endigen, als die Revolution die Excentricität des Gemüthes überraschte und dem egoistischen, zuletzt aus der Lüge die Wahrheit saugenden Genie in die Zügel fiel. Die Revolution stellte die Frage: Wohin führe ich dich zurück, du Mittelpunktiloser? Und das Genie hatte so wenig für seinen Rücken gesorgt, daß es in der Eile keine andere Wohnung wußte, als die Prosa. Alle Empfindungen, die ihr Herz mit der Geschichte der Zeit parallel ausgebildet hatten, verletzten Goethe am Schluß des Jahrhunderts so hart, daß Unbillige nie wieder mit ihm an eine Aussöhnung dachten.

Die Herz- und Geisttendenzen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Deutschland beherrschten, lassen sich auf zwei Erscheinungen zurückführen, die eben so sehr individuell wie allgemein waren und durch Lavater und Bajedow am schärfsten bezeichnet werden. Beide Richtungen gingen von demselben Anfange aus und bedienten sich, um zu ihren Zielen zu gelangen, derselben Mittel. Rousseau's das ganze vorige

Jahrhundert ergreifender Einfluß ist auch hier unverkennbar; nur, daß in Deutschland seine Tendenzen durch den Charakter der Nation ein theologisches Beigemisch erhielten, das ihm selbst fremd war.

Lavater ist ein merkwürdiger Beweis, wie man bei ganzlichem Mangel zureichender Bildung doch überzeugen kann, einzig und allein durch die Wahl der richtigen Töne. Lavater überzeugte nicht einmal von seinen Intentionen, sondern nur von seiner Person. Er hatte sich mit seiner naiven Unbefangenheit, mit einer bei aller individuellen Liebenswürdigkeit unstreitig immer ein wenig überlästigen dreisten Treuherzigkeit so weit unter die Masse gewagt, daß er, ehe man ihm Glauben schenkte, zuvor Beweise über sich selbst geben mußte. Und in diesem Betracht war Lavater ein Wunderthäter! Eine aller Welt klar vor Augen liegende falsche Erregese, eine von ihm selbst zugestandene Unzulänglichkeit im Wissenschaftlichen, eine unleugbare, den freien Geist beleidigende Intoleranz, die unverhohlene Absicht, eine Secte, man weiß nicht auf wessen Namen zu stiften — Alles das unumwunden ausgesprochen, von Vielen verdächtigt, von Allen widerlegt; und dennoch der ungeheure Fortgang, der hingebendste Enthusiasmus! Dieser Triumph war nur in damaliger Zeit möglich. Denn wodurch siegte Lavater? Durch seine persönliche Gegenwart. Auch durch seine Gegenwart bei dem, was er schrieb, durch die zuströmende, muntere, geschwätzigte Quelle seiner Naivetät, durch die Originalität des Irrthums und die Wunderlichkeit seiner Intoleranz. Dazu gesellte sich das große physiognomische Kunstnetz, wo von den fatalsten Karpfen- und Forellenprofilen an jede unbedeutende Visage als ein Beitrag zu einer, das Jahrhundert aus seinen Angeln hebenden Wissenschaft angesehen und zugleich das Verbindungsinteresse für die mannigfachen Intentionen des klugen Menschenfischers in Zürich gefangen genommen wurde. Es bildete sich ein öffentlicher Geheimbund der physiognomischen Bevorzugung, eine vollständige Verschwörung der schönen Seelen, welche Lavater in seinem bekannten großen Gesichtsherbarium austrocknete. Mit hunderterlei Aufgaben hielt Lavater seine Gemeinde zusammen. Er forderte z. B. jeden Menschen,

d. h. nach seinem Systeme jeden Christen auf, sich hinzusetzen, den Heiland so zu zeichnen, wie sich ihm dieser ungesähr vorstellte, und das Bildniß dann portofrei nach Zürich zu schicken. Konnte den damaligen Gemüthsegoismus etwas heftiger anschüren? Nicht nur, daß selbst die kläglichste Zeichnung von Lavater als ein Meisterstück der Herzensoffenbarung angenommen und die stille Ueberzeugung genährt wurde, daß zuletzt vor Gottes Thron jeder Pfscher ein Raphael wäre; sondern es durfte hier auch der kleinste unter den Menschen seine eigenen Gesichtszüge dem Größten unter ihnen unterscheiden. Wie berechnet war diese Koketterie in einem Zeitalter, wo sich Jeder, der einen Brief an einen großen Geist schrieb und sich von ihm einen Vers in sein Stammbuch lockte, für eine der inhaltvollen Fermaten im Notensatze der Schöpfung hielt! Die Wirkung Lavater's pflanzte sich zunächst fort auf Jacobi, wurde dann durch die Kreise der Fürstin Gallizin unterstützt und bereitete in Deutschland jene prüde, selbstbespiegelnde, empfindsame Tendenz vor, von der wir noch immer nicht geheilt sind. Ja man muß sie als ein Glück anerkennen, wenn sie den jetzt grassirenden, ebenso gemüthwie geistlosen Pietismus ein wenig beschönigt und ihn hie und da zwingt, wenigstens eine honnette und ihres Verstandes noch einigermaßen frohe Gesellschaft zu bilden.

Goethe weidete sich an den Persönlichkeiten, die sich während dieses flüsternden Geisterzuges zuweilen prägnant herausgaben; doch die Tendenz selbst betreffend, zog er es nach seinem launigen Gedichte vor, lieber einen Rheinsalmen zu verzehren, selbst wenn Lavater, der Prophet, in eigener Person zugegen war.

Und zur Linken saß ihm in Koblenz die zweite Halbscheid des denkenden und fühlenden Deutschlands, der gesunde, trockene und despotische Menschenverstand, die neue Pädagogik, der grimme Basedow. Man muß hier sagen, nichts ist so schreckenerregend, als glühender Enthusiasmus für nüchterne und formale Begriffe. Basedow war gewiß heilig durchglüht von seiner neuen Erziehungsmiſſion. Was aber in Rousseau's Emil poetische Philosophie ist, eine liebenswürdige Allgemeinheit und Wärme, selbst bei den tyrannischsten Vorschriften

über Selbstsäugen, Mehlbrei, Fallhüte, Saugbeutel, das kam bei Basedow nur in systematischer und elementarischer Trockenheit zum Vorschein. Basedow's Erziehungsideal war die Erleichterung des Unterrichts. Seine Doctrin war Methodik. Das Ziel, das ihm vorschwebte, wurde allmählig statt des Kindes der Lehrer. Basedow bekämpfte die Illusionen; das war gut; aber er terrorisirte auch die Gefühle. Er riß mit dem wuchernden Unkraut der Phantasie zugleich die duftende Blume der Poesie aus. Statt den Humanismus durch den Realismus zu ergänzen, hob er den ersteren auf und setzte den letzteren an dessen Stelle. Sein Streben für Volksunterricht und Aufklärung des Christenthums verdient die Anerkennung jedes Freundes dieser Tendenzen; doch wurde durch die Einseitigkeit statt des alten ein neuer Dogmatismus aufgezogen. Jede Intoleranz, die uns an einen sehr weiten Glauben schmieden will, ist zuletzt willkommener, als ein Glaube, der überall zu eng ist und wo wir kaum mit den Armen in solche Oeffnungen hineinkönnen, die für unsere Beine gemacht sein wollen.

Die zweite Tendenz hielt der ersten das Gegengewicht und bildet die andere Anschauungsweise unserer Nation, die, in verschiedenen Fächern und Zeiten sich immer wieder erneuernd, noch heute ein wirksames und als Gegenmittel gegen das andere Extrem schätzenswerthes Recht hat. Goethe, ein Feind der Illusionen, achtete immer dies Recht und hat sogar im Anfang seiner Laufbahn versucht, dafür durch eine theologische Broschüre zu arbeiten. Doch die Wiederholung derselben Zirkel, in welchen sich alle theologischen Partheien bewegt haben und noch bewegen, ermüdete ihn, und er leugnete nicht, daß, während der Prophet der zweiten Richtung sich an der Wirthstafel in Koblenz gegen einen Tanzmeister im Zusammenhange aussprach, er keinen Anstand genommen hätte, einen gebratenen Hahn zu verzehren.

Wenn nun so die Zweige der laufenden Cultur hinter ihm zusammenschlugen, wohin entschlüpfte da unser Harzwanderer? Schon nehmen mancherlei Tendenzen in Religion und Philosophie einen stolzen, rauschenden Gang. Kant und Jacobi eröffnen Schulen. Die Geister erklümmen entweder die schwin-

belnde Höhe einer alle sinnliche Wahrnehmung überflügelnden Abstraction oder vergraben sich immer tiefer in die kleinen Ritzen des menschlichen Herzens und knüpfen an das Nächste das Entfernteste. Wenn nun auch Goethe sich keiner dieser Erscheinungen um so weniger entzog, da die Streitenden oft Miene machten, seinen Ruhm in ihre Interessen hineinzuziehen, so hielt er sich doch außerhalb des Kampfes, Wirbel vermeidend, deren aufgeregte Resultate oft nichts Anderes als Staub waren. Seine Betrachtungen über diese Zeitphänomene beschränkten sich nur auf Parallelen und Vergleiche, angestellt zwischen dem Object dieser Kämpfe, der naiven Präsentation dieses Objects als eines Problems, und jenen undankbaren Mühen, eine Schale zu zerbrechen, wo ihm der Kern noch weniger zu gelten schien, als die Schale selbst. Im Faust sprach Goethe diese negative Theilnahme an der Philosophie am lebhaftesten aus. In den beiden Hauptgestalten des Gedichtes, Faust und Mephistopheles, zeichnet er zwei sich wechselseitig aufhebende Richtungen; einerseits den Drang, das Innere der Dinge zu erkennen, und andererseits das drängende Innere der Dinge selbst, das sich im Offenbaren und Aeußeren, in der Erscheinung zu begreifen sucht. Kern und Schale, beide treibt dieselbe Neigung. Sie weichen eine dem andern, um hier das Offenbare, dort das Verborgene zu sehen. In allen Erscheinungen der Natur und Geisteswelt nur Gesetz und Nothwendigkeit erblickend, unterwarf sich der Dichter den heiligen Schauern derselben und opferte ihnen die unruhige Freiheit des Gedankens. Er nahm die Philosophie und Religion als ein Kunstwerk, wo die beglückende Wahrheit des Gefunden! doch immer nur ein Reflex der Individualität ist. Er ließ schwerlich ein System gelten, das für zwei Personen eine und dieselbe Richtschnur sein wollte. So fehlte es ihm in den höchsten Fragen der Menschheit niemals an Anknüpfungspunkten, wo seine Beobachtung frei von wirrer Debatte, doch auf Menschen und Dinge Schlaglichter der Speculation fallen lassen konnte.

Ob aber gleich den tumultuarischen Debatten seiner Zeit fern stehend, konnte sich doch Goethe auf der andern Seite nicht entschließen, nur die rein ästhetischen und künstlerischen

Gleise von Klopstock, Wieland und den Andern mitzutreten. Vielmehr ergriff den Dichter, das eine suchend und das andere vermeidend, das Fremde verachtend und durch das Eigene gelangweilt, eine unbehagliche Stimmung. Es beschlich ihn das Gefühl einer Isolirung, die auf seinen Charakter, seine Lebensphilosophie und seine Dichtung einwirkte. Goethe's Maxime war in diesem mißlichen Gefühl immer die alte, die ihm früher schon den Schmerz der Liebe geheilt hatte, sich tief in sich selbst zurückzuziehen. Man nenn't's Egoismus. Es sollte Verzweiflung genannt werden, die Verzweiflung, die sich aus der Verzweiflung retten will. Wenn diese Rettung in der Liebe eine Erhaltung ist, so ist sie im Leben eine Aufopferung. Dem Dichter bot sich alle Welt an, er konnte über Tausende eine Herrschaft haben, die er verwarf, er entzog sich seinen Jüngern und Freunden. Warum gaben sie ihm den Lorberkranz? Aus Egoismus nur für das, was sie an sich selbst für bekränzenswerth hielten und durch Goethe's Beispiel heiligen zu können glaubten. So riß sich früheres und späteres Leben immer gährender auseinander. Er fühlte die klaffende Wunde und suchte Heilung an der Natur und an zufälligen Studien, an hunderterlei Abwechslungen, in die er sich stürzte, um das Steuerruder seiner selbst nicht zu verlieren. Er verlor es nicht, aber eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen.

Sie recht schlagend zu charakterisiren, stelle man ihr nur die Vergangenheit gegenüber! In dieser Beziehung sind uns Goethe's eigene Berichte, namentlich über das Wiedersehen alter Freunde, von Aufklärung. Der Dichter hatte der Sache kein Hehl und war fest überzeugt, daß das bessere Licht auf den Neugewordenen falle und den Altgebliebenen in den Schatten stelle. Der Widerspruch beider Perioden zeigte sich in den Begegnissen der Rheinreise vom Jahr 1792. Vielleicht konnte die üble Stimmung der entschiedeneren Charaktere, die damals auf die Zeit wirkten, durch die unbehagliche, alle Gefühle verletzende Zeit entschuldigt werden. Doch gab es auch Divergenzen, die auf Ueberzeugung beruhten und plötzlich in Goethe's Verhältnissen das früher Gleichartigste in diametrale Gegensätze auseinander sprengten. Vor zwanzig

Jahren, mit welchen Gemüthsstimmungen hatte der Dichter damals den Rhein besucht; wie gewann er die Gemüther, als ihm die frischesten Balladen im Herzen schlugen und er sie in Coblenz und Bempelfort aus seiner Schreibtasel vor den Freunden selbst recitirte! Damals blickten aus seinem Auge Melancholie und Sehnsucht und milderten jeden Auswuchs der Originalität, den man einem so sanft bewegenden Meister leicht vergab. Alles das war nun naturgemäß und für das Auge der anders Entwickelten dahin! Italien hatte dem unbestimmten Gefühlsbrange des Jünglingsmannes den vollsten Becher gereicht und ihn zurückgeführt von falschen, nun an der Quelle berichtigten Vorstellungen, von den zahllosen Allgemeinheiten des Idealismus auf Wahrheit, Erfahrung, die sichtlichen Schranken des Unsichtbaren, die Kunst, als eine Harmonie von Gesetzen. So entwickelte sich der Gegensatz, der keineswegs durchaus ohne sanfte Erregung des Busens, ohne weiche Stimmung des Herzens blieb. Aber die Garantien der Haltung zum Leben mußten im Innern fest gegeben sein. So trat er in die alten Kreise bei Jakobi und der Gallizin, wo man die vorgegangene Veränderung wol vernommen, sich aber so gern von einem falschen Gerücht überredet und in dem alten Freunde — sich selbst wiedergefunden hätte. Man drückt ihm Iphigenien in die Hand. Er liest und giebt sie sogleich zurück, wie etwas, das ihm fremd geworden. Die Guten haben keinen Lebensstakt. Sie bringen Oedipus auf Kolonos — es ist unmöglich, Goethe kann nur hundert Verse lesen. Hier fühlte nun der Veränderte tief, wie die alte Zeit so kökett gewesen, wie man so gern seine Empfindungen zur Schau trug und sich sogar im Guten und Edeln, man möchte sagen, durch optische Vorrichtungen zu täuschen suchte. Goethe stellte seine eigene Gegenwart ziemlich schroff hin. Was er dachte und was ihn interessirte, besonders die praktische Naturbetrachtung, hob er hervor. Aber was sollten Kreise dazu sagen, wo man gewohnt war, das allgemeine Flimmern der Dinge und die Nebelhastigkeit der Begriffe für hereinragendes Geisterleben zu halten, wo man sich sogar darauf vorbereitete, einst von der Natur zu behaupten, daß sie die Gottheit, statt zu entschleiern, verhülle? Hier mußte

Goethe mit seiner Urpolarität aller Wesen, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durchdringe und belebe, mit seinem Vitalprincip der Materie geradezu als ein Gotteslästerer erscheinen. Alle ferneren Berührungen waren für jeden Theil verlezend und mußten mit Seufzern endigen, die darüber ausgestoßen wurden, daß sich dasjenige, was sich achtete, nun nicht länger mehr lieben konnte.

In Münster glaubte Goethe besser daran zu thun, daß er sich zurückhielt. Doch verdarb er es dadurch nur noch mehr. Denn nun glaubte man, daß sich hinter seiner Beschränkung und der Centrifugalität seines Gespräches eine Gesinnung versteckte, die zu fürchten sein sollte. Goethe's Ansichten waren, noch ehe er sie aussprach, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, von welchem aus man ihn nur noch gelten lassen wollte, präoccupirt, und wenn er, erstaunt darüber, die beliebige Voraussetzung seines Urtheils nicht unterschreiben wollte, so verwirrte dies das Verhältniß nur noch mehr und endete mit einem Mißtrauen, das den Einen verlezte und die Anderen beschämte. Man mußte sich Prüfungen auferlegen, ob man dem Veränderten noch trauen dürfe, so gemischt waren die Empfindungen aus Ungleichartigkeit, Abstoßung und einem nichtsdestoweniger unverwüßlichen, wechselseitigen Interesse. Um sich selbst zu achten, mußte Goethe diesen Kreisen auf immer entsagen.

Keine Lebensphilosophie ist System. Sie besteht immer nur aus Maximen, einzelnen, durch Berechnung der Umstände und aller Reciprocitäten in bestimmten Fällen genommenen Maßregeln, unmittelbaren Eingebungen eines oft natürlichen, oft von der Erfahrung erlernten Tactes. So kann auch, wollte man die Grundzüge der Goethe'schen Lebensphilosophie geben, ihre Darstellung nur fragmentarisch sein und muß sich auf gewisse einzelne Thatsachen beschränken. Jeder Maler hat sich nach langer Uebung und Abstraction von Erfolgen, die mehr oder minder glücklich waren, einige sichere Handgriffe erobert, die sich nicht einmal an Andere überliefern lassen, weil sie sich kaum in bestimmten Worten ausdrücken. Denn das Meiste von diesen Erleichterungen ist individuelle Erfahrung, eine Berechnung, die nur für das

Auge und die Hand gerade dieses Künstlers und keines andern passen würde. Wo der Landschaftsmaler seine Gesichtspunkte aufsteckt, wach eine Richtung der Portraitmaler dem Profil des Sitzenden giebt, das sind keine traditionellen Begriffe, sondern Maximen, die eben so sehr auf Gewohnheit, wie Eingebung des Augenblicks beruhen.

Wenn nun hier in Betreff Goethe's Einiges von dem, was doch ohne Ausdruck zu sein scheint, hervorgehoben werden soll, so geschieht es weit weniger, um die Tiefe eines weisen Verstandes zu erschöpfen, als um hie und da etwas anzudeuten, das eben so sehr in der Zeit als im Individuum gelegen hat und den Genius des vorigen Jahrhunderts erklären hilft.

Auch das Genie nivellirt. Denn die Form, deren es sich bedienen muß, drückt es etwas zur Masse herunter, während der Inhalt, den es verarbeitet, die Masse hinaufhebt. Der Autor und die Menge begegnen sich in guten Jahren, wo die Literatur gedeiht, so, daß die Menge den Autor aufsucht; in mittleren so, daß sie sich auf halbem Wege entgegenkommen; in magern Jahren, wie in den jetzigen unter uns, daß der Autor der Menge schmeichelt und sie durch hundert Vorspiegelungen, von denen die sogenannte nationale und zeitgemäße Literatur manchmal nicht die geringste ist, zu gewinnen sucht. Nichtsdestoweniger kann es zu keiner Zeit an wechselseitigen Accommodationen fehlen, denn schon der Enthusiasmus des Beifalls hat allein die Macht, daß er die Sprödigkeit des Genius bindet und depotenzirt.

An dieser Stelle begann Goethe's Leiden. Er verachtete die Consequenzen des Ruhmes. Sie sind lästig; denn keine Hulbigung wird ohne Interesse dargebracht. Ist nicht das schon Interesse, daß an dem Bewunderer die Fähigkeit, das Außerordentliche anzuerkennen, anerkannt werden soll? Will nicht jede dargebrachte Liebe, wenn nicht Erwidrerung, doch Werthschätzung eintauschen, und ist es darum nicht oft ein größeres Glück, verkannt zu werden, als, wenn auch begriffen und gepriesen, doch vor keiner Zumuthung und falschen Deutung mehr sicher zu sein? Jeder Ausbruch der Bewunderung fügt zu

dem Stolze, den der Gegenstand derselben empfinden muß, einen schmerzlichen Dorn hinzu. In guten und bescheidenen Seelen ist schon die Anbetung Pein; lieber möchten sie alles Rühmliche ungeschehen machen und sich der Vergleichung entziehen, die zwischen der Aufgabe und der Leistung angestellt wird, zwischen dem, was man einmal gekonnt und was man nun immer wird können sollen. Stärkere Gemüther trauen sich zwar zu, daß sie sich selbst nie abhanden kommen werden. Aber sie werden erstaunen, daß der Enthusiasmus über sie mehr im Klaren sein will, als sie es selbst sind. Der Unmuth hierüber wird sie veranlassen, ihren zweiten Schritt nun gerade nicht nach der Richtung hinzunehmen, wo der erste Schritt den Schatten als Contur des zweiten hinzuwerfen schien.

Bei diesem Andrang der Verehrer war Goethe besorgt, sich selbst zuerst in Sicherheit zu bringen. Man wird sonst zerrissen von dem Volk, sie treten mir auf die Schuhe und beschmutzen mir die Kleider! Die Menge, die ihr Phantom anbetete, erschraf bald, nur einen Stellvertreter dessen zu finden, den sie erwartet hatten. Goethe, der die Ersprießlichkeit dieses Verhaltens merkte, trug dessen Beobachtung sogar auf die Idee selbst über. Alle seine Speculation war Empirie; Goethe besaß keine Dialektik; denn Dialektik ist diejenige Kunst, sich in die Speculation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, dieser kürzern oder längern Perspective des Auges, dieser Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken alle möglichen Resultate, Nuancen, stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik hatte Goethe nicht Wagniß genug. Er riskirte sich selbst nicht. Er war Naturforscher und hielt deshalb seinen Athem an, um an dem Experimente, das sich vor ihm entwickelte, nichts zu zerstören oder die Magnetnadel auch nur zur leisesten Abweichung zu bringen. Man verstehe mich recht! Ich spreche nur vom Vortact des Nachdenkens und Forschens. Der Moment des Abschlusses war bei Goethe immer durch alle seine persönlichen Energieen integrirt. Der Moment des Goethe'schen Abschlusses erzeugte in der Wissenschaft das Dogma, in der Kunst jene lebenvolle Schönheit, die mit warmen und ge-

sunden Pulsen durch die strahlendsten Gebilde des Dichters fließt.

Das Zweite lag schon näher; nämlich den Cultus und die Ceremonie zu verachten für Alles, was entweder mit dem Anspruch Wahrheit zu sein auftrat oder in der That als solche anerkannt wurde. Das Symbol setzt Gemeinde, die Gemeinde Unterordnung der Individualität voraus. Die meisten Denker, die aus der Wahrheit einen Lebensberuf machen, lassen sich wol darüber ein Patent ausstellen und würden gern nicht nur Gesetzgeber, sondern auch Richter sein. Die beiden Rollen, Gottheit und Apostel, sind fast immer in der Geschichte verwechselt worden. Man entdeckt eine Offenbarung, macht sich aber sogleich selbst zu ihrem Propheten, wol gar zu ihrem Gegenstande. Bei allen schwachen Personen erscheint die Wahrheit immer nur unter der Form der Ueberzeugung und nichts entwickelt sich dann schneller, als der Fanatismus der Ueberzeugung. Wie wenig Denker gab es, die ihre Resultate der Welt preisgaben und sie von Detailisten verarbeiten ließen, während sie ihre Bahn weiter klangen? Sie glauben Alle, daß die Wahrheit eines Dienstes bedürfe, da es doch die Wahrheit ist, die frei macht. Sie mußten sogleich Erkennungszeichen haben, sogleich Stimmen sammeln auf Thatsachen, die oft darum die unbegründetsten sind, weil sie die Majorität für sich haben. Besonders wird das achtzehnte Jahrhundert durch diese Erscheinungen bezeichnet. Herrliche Genien, die sich wie Bergströme in schäumender Cascade von den Felsen stürzten und an der Sonne damaliger Denk- und Pressfreiheit ein strahlendes Schauspiel gaben, irgend ein Vorsprung wie eine Kanzel fing sie auf, hem mte den majestätischen Fall und lenkte die brausende Wassermasse auf Kluren und Tristen, glatt und eben — in die Ebene!

Dieser vernichtenden Hingebung sucht Goethe auf hundert Wegen zu ent schlüpfen. Er ließ sich durch keine Zeichen in Verwirrung bringen. Er beobachtete niemals jenen Cultus, der den Autoren eigen ist, daß sie hie und da in ihre Lebensbücher Ohren einknicken, um auf die poetische Beschränktheit vergangener Zustände zurücklauschen zu können

und in sich selbst sich selbst nicht zu vergessen. Goethe kannte die Wahrheit nur als Naturproduct, als ein organisches Phänomen, das auf eigenen Füßen steht und das einen innern, genugsam es bestimmenden Kern enthält. Das Organische folgt einem eingebornen Zuge und schließt sich aus Instinkt dem Verwandten an. Wozu also die Hast, daß sich die Menschen für neue Entdeckungen als Vorspann brauchen lassen? Wozu überhaupt der Tumult, der sich an neue Schöpfungen herandrängt und mit einer, wenig für unsere Culturreise sprechenden Einseitigkeit sogleich mit allen Gefäßen des Hauses gelaufen kommt, um auszuschöpfen und einzusammeln? Man wird diese Richtung an Goethe seine Spontanität zu nennen haben.

Goethe's Empirie war egoistisch, aber er kämpfte für einen Egoismus, den man menschenfreundlich genug sein muß Allen zu wünschen, nämlich den Egoismus der Gesundheit. Ja, es wäre eine Aufgabe, die ein geistreicher Arzt noch zu lösen hätte, den Antheil zu bestimmen, welchen an der allmäligen Entwicklung des Geschichts- und Menschheitszweckes das Befinden des Körpers und der Seele hat. Man sollte nachweisen, wie viel Wahnsinn auf Rechnung der historischen Wahrheiten kommt; wie viel physisches Wohlbefinden die Menschheit abtreten mußte, um eine Bereicherung ihrer Kenntnisse und geistigen Besitztümer dagegen einzutauschen. Eine Weltgeschichte vom medicinischen Standpunkte müßte eine der größten Erweiterungen unserer Selbsterkenntniß sein. Man brauchte nicht so weit zu gehen, wie der Hypochondrist von Genf, der die Wissenschaften für eine Vergiftung der Gesellschaft erklärte, dieselben, die ihm doch dazu dienten, diesen kühnen Satz mit so glänzender Wahrscheinlichkeit zu vertheidigen. Aber wer kann sich die Sturm- und Drangperiode, namentlich die romantische Schule ohne Uebel denken, die eine wechselseitige Bedingung von Leib und Seele herbeiführten? Der arme leidende Novalis! Goethe erlebte Beispiele outrirender Genialität, und wie lange siechte und fieberte er nicht selbst an seinem Idealismus! Noch während der ersten Weimarer Epoche schrieb Wieland an einen Freund, daß er Goethe's Ruhm nicht um den Preis seiner Körperleiden

erkaufen möchte. Die Erfahrung allein heilte hier vielleicht nicht, aber sie wurde Präservativ. Von jenen Aufwallungen, die das im Geiste Neue auch in den Nerven und Adern hervorbringt, suchte sich Goethe allmählig zu befreien. Keine Ideenassociation durfte auf ihn eindringen, ohne vorher Quarantaine zu halten. Nach jeder Durchwühlung fremder Begriffsamalgame wechselte er die Kleider und zog die alten nicht wieder an, bis sie von der Gleichgültigkeit durchgeschwefelt waren. Ja wenn man sieht, daß Goethe gewissen Tendenzen, z. B. manchen romantischen, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, so muß man glauben, daß er von ihnen unmittelbare Ansteckung fürchtete. Und ich würde mich nicht irren, wenn ich bemerkte, daß Goethe irgendwo geäußert hat, man könnte den Geist eines Buches schon an dessen Geruch erkennen.

Goethe nahm an Allem Theil, wies unbedingt auch nur wenig von sich zurück. Doch wenn er Gegenstände der Philosophie, Religion und Geschichte verhandelte, so mußte er sie vorher in seine eigene Sprache übersetzen. Ich glaube sogar, daß Goethe schwer begriff. Zeitlebens scheint er mir eine von ihm für seine Jugend eingestandene Unbeholfenheit behalten zu haben, wenn es sich um Dinge handelte, die eine unmittelbare Einwirkung auf etwas Zuständliches in ihm in Anspruch nahmen. Goethe's dogmatische, thetische und objective Principien machten aus ihm einen eben so großen Dichter und Künstler, wie vielleicht einen unzulänglichen Dialektiker. In der Debatte entfernte sich Goethe nie vom Ziele, stellte Sätze auf und verlangte von seinem Gegenüber solche, die sogleich die objective Nagelprobe bestehen konnten. Mit Thesen, Ober- und Untersätzen, Verwicklungen, Flankenbewegungen, Zirkelmanövern sich weit über die Gegenstände hinaus zu wagen, war seine Sache nicht. Frau von Staël mit ihren bizarren Plänkeleien und lustigen Wortgefechten, mit Debatten, die sie nur um der Rede willen begann und die doch der Rede vielleicht nicht werth waren, machte ihm Noth; er brach das Gespräch ab und wies ihr nicht ohne deutlichen Fingerzeig die Thür. Wenn sich Goethe auf sich selbst verließ, so sage ich nicht (wie könnte ich das!), daß hier ein Unvermögen vorhanden war. Er war ein Freidenker, der die Schule ver-

achtete. Der Thurmbau der Systeme endete ja auch mit einer so totalen Sprachverwirrung, daß bei Fichte dasjenige Steine hieß, was man bei Jacobi Kalk nannte. Hier mußte man kämpfen, seinen eigenen Sprachschatz nicht zu verlieren. Man mußte sich drängen, die prahlerischen Assignate der Philosophie in baare Münze, selbst in die kleine, aber klingende Münze des gesunden Menschenverstandes umzutauschen.

Das Princip der Aneignung bestimmte Goethe, nichts über oder neben sich als menschlich anzuerkennen, was nicht zugleich in ihm war. Goethe versuhr mit seinem Individuum haushälterisch. Er spaltete es nicht, verschleuderte es nicht, er hielt alle Zügel straffgezogen und verlor sich als Ganzes in keinem seiner Theile. Das Endziel dieser Maxime war der Besitz und das Mittel dazu die Verjüngung. Was ich mein nenne, das macht mir nur eine Sorge, es zu bewahren. Diese Sorge ist äußerlich und absorbirt das Gemüth nicht so heftig, wie das erste Bestreben, es mir anzueignen. Alle unbestimmte Sehnsucht löst den Verband der geistigen Theile im Individuum auf und treibt sie nach einem einseitigen Abhänge hin. Goethe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, suchte sich dadurch zu schützen, daß er äußerlich Alles zu besitzen trachtete. Wenn er sich das Entlegenste nicht verweigern und die Unerreichbarkeit desselben nicht dulden konnte, so wollte er, daß er da, wo sich ihm die Künstlerschaft verweigerte, doch wenigstens Liebhaber war. Erst der Liebhaber, der seinen Wünschen nichts versagt, kann das Idealische genießen, weil es seine Natur ist, es sogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich zu besitzen. Goethe hat naiv eingestanden, daß ihn Kunstwerke erst beruhigen, wenn sie sein Eigenthum sind. Man sage nicht, daß sich mit dem Eigenthum die Lust zufrieden gegeben und die bewundernde Sehnsucht abgeschlossen hätte. Er konnte oft nur Copieen, Abdrücke, Pasten bekommen und mußte sich doch darüber aufregen, daß zwischen dem Original und der Nachahmung eine unendliche Kluft lag, die er nicht auszufüllen vermochte.

Eine neue ungeschlachte und banausische Darstellung der Goethe'schen Dicht- und Denkweise wirkt ihr vor, daß sie sich vom Straßburger Münster eine Scheinkapelle gewünscht hätte.

Nur Leidenschaftlichkeit konnte aus diesem harmlosen Wunsche ein Goethen charakteristrendes Verbrechen machen. Wäre jene Kritik im Stande, mit einer sich selbst beherrschenden Prüfung fremde Individualitäten und Charaktere im Zusammenhang zu erfassen, wäre sie nicht überall, wo die Leidenschaft durch Gründe entschuldigt oder unterstützt werden müßte, die Eingebung des Dilettantismus, so würde sie sich jenen Wunsch aus dem künstlerischen Princip Goethe's haben erklären können. Dem Straßburger Münster hat sich Goethe immer mit Andacht hingegeben. Doch wußte er, daß es eine schönere Verehrung dieses Wunderwerks wäre, das Genie seines Erbauers von Sims zu Sims zu verfolgen, als nur patriotische Phrasenwäsche zum Trocknen an die Spitzthürmchen aufzuhängen. Goethe wollte das Erhabene nicht nur fühlen, sondern auch verstehen. Darum verjüngte er das Große und modelte das Ungehalte. Die Welt in ihrer Größe würde ja bald unser Herz zersprengen. Man braucht die Peripherie nicht, wenn man den Durchmesser hat.

So sieht denn Goethe mit diesem glänzenden Harnisch, dessen Schuppen und Schienen wir aus Thon flüchtig nachzuzufornen suchten, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gerüstet da. Doch wühlte in seiner Brust, trotz aller Philosophie und Resignation, ein herber Schmerz, ein gemüthliches Unbehagen, für welches er nur feindselige polemische und wenig überlegte Worte finden konnte. Es bestätigte sich eine allgemeine Erfahrung. Man dämmt gegen das Uebel, das spätere Zeiten Welterschmerz, Zerrissenheit nannten, mit Schutt und Trümmern jeder Art den Weg, man schließt sich in den Bann der Verachtung ein und wagt sogar zuweilen einige Ausfälle gegen die belagernde Macht; aber vergebens; aus dem Herzen floh der Friede, aus dem Gedächtnisse wichen die schattigen Ruheplätze; der Tag steht mit drohenden Worten vor der Thür und pocht trotzig auf Einlaß, der nicht mehr zurückzuweisen ist. Das Ungewitter mag noch einmal verziehen! Man wirft sich irgend einer zerstreuenden Beschäftigung in die Arme, man leugnet die Gefahr hinweg, da man sie nicht sieht. Was hilft's? Während man den Strom in weiter Ferne rauschen zu hören glaubt,

ist er schon unter deinen Füßen und du treibst hülflos auf stürmischen Wogen dahin.

Mit entschlicher Anstrengung hatte Goethe gegen das Unbehagen, das aus der Zeit kam, gekämpft. Er hatte sich selbst geopfert, um des bitteren Schmerzes ledig zu werden. Denn jene im Vorhergehenden geschilderte Lebensphilosophie, die hier einen ganzen Menschen revolutionirte, was ist sie anders, als eine Trennung des Mannes vom Jüngling, der Zukunft von einstiger süßer Erinnerung, des Kopfes vom Herzen? Goethe empfand diese Rührung nicht, weil er ein Charakter war; aber den Schmerz. Seine Berechnungen mißglücken. Alles um ihn her zuckt mit Nadelspitzen auf seine Nerven, und selbst das alte Mittel, durch Productionen sich zu retten, schlug fehl. Denn Großkophtha, Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Ausgewanderten, Hermann und Dorothea sogar schleuderte er aus seinem Schiffe, wie Ballast, um es oben zu erhalten. Aber die Zeitgenossen verziehen keine Miene. Neue Waffen, die Natur! Es ist zu spät, die Geschichte schlägt ihn zurück und ein Geist, der seinem Jahrhundert vorangeeilt war, muß noch dem letzten Decennium desselben — unterliegen. Die Thatsache zerreißt das philosophische Gebälk, auf dem er steht. Der schwankende Tritt tastet keinen Boden mehr, und man muß auf Augenblicke sehen, wie die Wellen der Vergessenheit über Goethe's Haupt zusammenschlagen.

Literarhistorisch ist dies nach Stunden und Jahren nachzuweisen.

IV.

Die Zeit hat ihre Lieblinge. In ihren weitbauschigen Mantel hüllt sie die Auserwählten ihrer Gunst, trägt sie über die Fluthen der Begebenheiten, setzt sie in sicheren Gegenden ab und holt sie sich wieder, wenn der Sturm verzogen ist und sich's wieder im Schooße des Glückes betten läßt.

Goethe hatte sich einer solchen Pflege und Wartung des Schicksals nicht zu erfreuen. In den Tagen der Ruhe hatte

er unterlassen, sich die Zeit zum Freunde zu machen. Statt den stolzen Nacken zu ihr emporzuheben, vermied er und beleidigte er sie; er hatte es für größer gehalten, den Umständen zu trotzen, als sich für die Zukunft bei ihnen einzuschmeicheln.

Wüßten wir nicht, daß das neunzehnte Jahrhundert in seinen Institutionen und geschichtlichen Aeußerungen um so viel poetischer ist, als das achtzehnte gerade in diesem Betracht prosaisch war, so würden wir nicht begreifen, wie sich in o kurzer Zeit alle Gesichtspunkte der Literatur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialisch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglase zu verschütten, im gelindesten Falle sie zu ignoriren. Jetzt dagegen wird für die Weihe des Genies gehalten, die Freundschaft der Zeit besitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apostel zu sein. Goethe hatte sowol für seine persönliche Beurtheilung, wie für den Charakter seiner Poesie das Unglück, unter diesem Wendepunkte zu leben und von Ereignissen in einem Kreise gewirbelt zu werden, wo man nicht mehr weiß, ob im Januskopfe das jugendliche Angesicht der Zukunft oder das Profil des Greisen der Vergangenheit angehört. Wo ist Herrscher oder Sklave? Gehorchtest oder befehlst du?

Aus den historischen Widersprüchen, in welche auf jenem Wendepunkte die ausgezeichnetsten Befähigungen in der deutschen Geisteswelt verstrickt wurden, schreibt sich der unbehagliche Eindruck her, den noch heute die deutsche Literaturbetrachtung erzeugt. Wenn wir selbst an den glänzendsten Entfaltungen deutscher Wissenschaftsbestrebungen selten eine recht lachende, nationale Augenweide gehabt haben, wenn uns noch immer die Zwiespältigkeit der Meinungen stört, wenn die Lust an dem Einen durch die gehässige Polemik des Andern vergällt wird und zuletzt die Nation von den Ideen selbst zwar viel Ehre, aber wenig Vorthell zog; so ist es, weil sich unsere glorreichsten Bestrebungen gewöhnlich in dem Charakter der Zeit irrten und von der Masse eine mit den Umständen ganz disharmonirende Hingebung verlangten. Jene schreiende Dissonanz, als die Kunst und die Geschichte so feindselig zusammentrafen, verwirrte zuerst die Kunst selbst, er-

zeugte jene Haarspaltungen der ästhetischen Tendenzen und künstlerischen Theoreme, die sich besonders in Goethe's und Schiller's Briefwechsel in einem fortwährenden Zirkel bewegen, lähmte darauf die schöpferische Productivität unseres größten Dichters, der in einer so unruhigen Zeit, um nicht mit fortgerissen zu werden, sich entschließen mußte, sich in sich zurückzuziehen und in sich den Dichter nur zu einem Theile seines Menschen zu machen. Noch immer hallt diese Dissonanz in unseren Zuständen fort. Es wird lange währen, ehe wir aus diesen widersprechenden Thatsachen sowol die richtigen Urtheile, wie die weiseren Entschlüsse gezogen haben werden.

Man spricht von der großen Geschichte, von dem großen Jahrhundert, von der Dichterin Zeit, die Alles überflügelte. Aber wie wenig die Literaturen auf den Umschwung der nationalen und ästhetischen Begriffe vorbereitet waren, wird man am passendsten aus einer Vergleichung erkennen, die noch nicht angestellt worden ist. Was hat Frankreich durch seine großartige Geschichte für seine Literatur gewonnen? Unsere Rigoristen wollen, daß uns die Schmach hätte begeistern sollen. In Frankreich, sollte man denken, hatte der Ruhm sogar noch einige Schritte vor der Schmach voraus. Der Ruhm konnte ohne viel Ueberlegung zum Griff in die Leier begeistert sein. Wo sind in Frankreich diese großartigen Schöpfungen einer in der Zeit siegestrunkenen Phantasie? Wo sind die ingrimmigen Lieder des Sängers, der mit republikanischen Reimen gegen die epischen Stanzas der Napoleon'schen Monarchie gekämpft hätte? Was ließ selbst die Revolution außer André Chénier zurück?

In Frankreich bringt der gleichzeitige Weltruhm folgende Verse des Herrn Miffan de Chazet hervor:

*Napoléon, de ton image
Louise a reçu l'heureux don;
Puisses-tu, par un autre gage,
Chez nous éterniser ton nom!*

Herr Delrieu sang:

*Je veux que désormais la France et l'Ausonie
Dans le nouvel Alcide admirent ton génie,
Adorent tes vertus;*

En dépit d'Albion, que l'univers respire!
 Pour toi, pour tes neveux j'éternise l'empire
 De Trajan, de Titus!

Und bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers mit Marie Louise schmeichelte Herr Desaugiers:

Viens-t'en, Fanchon, viens-t'en vite aux Tuil'ries!
 L'concert commence et j'ny somm' pas encor.
 Ah! pour chanter *leurs Majestés chéries*
 Coeurs, instrumens, tout est bientôt d'accord.

Man wird sagen, die Herren Miffan de Chazet, Delrieu und Desaugiers waren keine großen Geister; aber die Herren Fontanes, Jay, Jouy u. A. galten dafür und was gaben sie? Wie verlegen und unbeholfen ist selbst Chateaubriand der damaligen Zeit gegenüber, in welcher er der einzige schriftstellerische Charakter war und überdies noch von einer Frau übertroffen wurde, der Staël! Man täusche sich nicht; die Einsichten über das Verhältniß der Kunst zum Leben kamen spät.

Deutschland besaß glänzendere Mittel als Frankreich, um die allgemeinen Ideen und Thatsachen der Wirklichkeit auszusprechen. Allein um das Einzelne zu fassen, fehlte es bei uns an der Erfreulichkeit und dem Wohlthun desselben; um das Allgemeine, fehlte es noch an einer übersichtlichen Ab- rundung, welche die sich damals drängenden Ereignisse erst später erhielten. Die beiden Jahrhunderte lagen noch in ihren Widersprüchen so wenig grell vor Aller Augen, daß sich sowol in Frankreich wie in Deutschland die Zeitpoesie der alten herkömmlichen Formen bediente und um neue Dinge einstweilen noch immer abgetragene Gewänder schlug, Frankreich die mythologische Garderobe des Parnass, Goethe schon wieder seine Promethastereien im Epimenides. Kurz dasjenige, was man die neue Poesie nennen kann, die Schule Byron's, die französische Neuromantik mit ihrem Obenschwung, nebst den deutschen Bestrebungen, das Gegenwärtige, Lebendige, in den Zeitgenossen Wurzelnde wiederzugeben, diese Revolution der ästhetischen Begriffe und Ideale beginnt erst mit dem Tode Napoleon's. Denn mit diesem

Augenblick wurde in die Geschichtschreibung poetische Gerechtigkeit eingeführt.

Uebrigens hat Deutschland eine außerordentliche Erscheinung erlebt. Wenig Zeiten waren von künstlerischen Interessen so sehr eingenommen, wie gerade die historisch aufgeregtesten im Anfang unseres Jahrhunderts. Die beiden Tendenzen unserer Literatur, die sich an die Universitäten Jena und Heidelberg knüpfen und die sich später in Berlin vereinigten, schlossen sich unmittelbar an die rastlose Produktionslust an, der durch einen frühzeitigen Tod Schiller entrissen wurde, und die sich auch, fast möchte man sagen, durch die moralische Ansteckung des Gewissens Goethen mitgetheilt hatte, der mitten im Getümmel der sich drängenden Ereignisse seine prosaischen Meisterwerke zeitigte. Wo konnte wol bei so lebhaften Bestrebungen in Kunst, Philosophie und empirischer Naturbetrachtung das Gefühl einer Isolirung und eines neu einzuschlagenden Weges durchbrechen? Goethe war mit Schiller in einen lebendigen Rapport getreten. Schiller repräsentirte das allgemein Menschliche und die Geschichte, Goethe das Individuelle und die Natur. Diese entgegengesetzten Principien kämpften mit friedlichen Waffen und brachten zu Gunsten der ästhetischen Technik und der Erziehung zum Poeten Resultate hervor, die sich, bei allem Bezuge auf die Zeit und ihre Verhältnisse, doch immer nur in den Traditionen der alten formellen Literaturgeschichte bewegten. Ach ja! Es waren unglückliche Zeiten, die sich zu trösten, aufgeregte, die sich zu beruhigen hatten. In die schattenreichen Haine der Gedankenwelt flüchtet man sich vor der glühenden Mittagshize und träumt mit dem Vogel, dessen Gesang wir uns zu deuten suchen. Man will in allen tyrannischen Zeiten die Garantie seiner natürlichen Freiheit retten. Wo die Menschen nur noch Bürger und Krieger sind, wo sie nach Tausenden und heerdenweise vertheilt werden und Gesezen sich fügen müssen, welche die Natur verleugnen, da lechzt man nach Natur, nach jener Blöße, in welcher wir geboren wurden, nach jener Verantwortlichkeit, die einst vor Gottes Thron wahrlich niemand an unserer Statt übernehmen wird, sondern wo wir für uns selbst

stehend, mit niemanden als mit Gott unter vier Augen zu reden haben. Dies Band der freien Selbstbestimmung, der Verantwortung für uns selbst ist das Gewebe der Literatur. Tempel bauen sich auf, wo wir, von den Dienern Baal's ungesehen, den heimischen Göttern opfern dürfen, Katheder, wo unsere Hoffnung als Weisheit gelehrt wird, eine andere Welt, in der wir geistig leben und mit immer fester werdendem Fuße wandeln. Die Literatur und Kunst ist jene Religion, welche uns mit der Gottheit unter vier Augen läßt.

Doch genug der Schilderung des Alten! Die neue Zeit ist gekommen, und wieder — knüpft sie an Goethe an. An den Goethe des achtzehnten Jahrhunderts, an den Goethe im Wendepunkt des Jahrhunderts! Das erste Drittel unseres Jahrhunderts ist verronnen. Welches werden die Resultate sein, die sich im letzten Drittel zu bethätigen haben?

Von den politischen rede ich hier nicht. Alle literarischen Definitionen sind wie auf der Flucht. Was ein Gesetz gewesen zu sein scheint, hat seine Geltung verloren; was eine Schlußfolgerung war, schiebt sich vergebens nach ihren Voraussetzungen um. Die Thatsachen der Literatur schweben in der Luft. Alle Paragraphen sind wie die Nummern eines Lotto zusammengewürfelt, aus welchen nur noch der blinde Zufall Nieten und Gewinne zieht. Einiges, was sich besonders sicher dünkt, streckt sich wol mit vornehmer Behaglichkeit auf dem Ruhebette und schleudert seine Urtheile von sich. Schelling — Hegel — was hat die Welt, wenn der eine von beiden siegt? Wenn dieser Kampf entschieden ist, wenn jeder erst gesagt hat, was er will, was werden wir hören? Warum verachtet ihr eure Zeitgenossen? Warum haltet ihr sie auf? Warum verlangt ihr so breite Dimensionen der Anerkennung? Und wie ihr, so Alle, die, um das Wort zu haben, tausend Worte verlieren und, wenn sie es endlich haben, dann verstümmen werden!

Diese Stummheit hat etwas Tröstendes. Denn sie erleichtert uns die Rechnung, wenn wir alle Ideenposten unserer Zeit ansetzen und daraus ein Facit für das Jahrhundert ziehen wollen. Wenn ihr stumm sein werdet und dann nichts sein wollt, als was ihr selbst seid, dann werden wir

nur wenig zu addiren haben. Faßt man die Spitzen so zahlloser Pfeilbündel, die Ziele dieser hitzigen Bestrebungen des Pietismus, der Scholastik, des Liberalismus u. s. f. zusammen und rißt dann wirklich nur so flüchtig die Haut der Zukunft? Das ist vortrefflich. Da muß die Wahrheit unseres Jahrhunderts gerade zwischen dem Extrem der Revolution und den Lehrbüchern eurer Philosophie mitten inne liegen.

Die Philosophie unserer Tage fühlte es, daß sie eine Bestimmung von sich aussprechen mußte, welche über die bloß formelle Debatte und ihre eigene Ausschließlichkeit hinaus läge. Sie fühlte, daß man mit so gierigen Aimen nicht in das Herz der Nation greifen dürfe, ohne daß etwas Anderes in ihren Händen läge, als das Blut ihrer Gegner und ihr angemasteter Ruhm. Wohin rafft sich endlich diese Philosophie auf? Ueber die Inhaltlosigkeit ihrer ehemaligen Behauptungen erschreckend, fühlt sie, daß sie etwas thun müßte, was tüchtig und erfreulich ist oder, wie Goethe sagen würde, was den Hund vom Ofen lockt. Seit her regnet es einen Strom von Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele und die persönliche Fortdauer. Ich mag diese moderne Ostermorgenfrage hier nicht aufnehmen, weil sie nicht hieher gehört; aber sie ist ein Symptom, nicht gerade vom Fortschritt.

Der kleine Zirkel, auf den Alles ankommt, heißt: Wer sind wir? Wozu? Von wem? Wohin? Die großen Sphären der Philosophie tanzen um diesen kleinen Zirkel, ohne ihn an irgend einem Punkte seiner Peripherie zu berühren. Man muß Tangenten ziehen. Man muß beweisen, was ist die Asche, in welche bereirft unser Kopf, der stolze Weltdurchsegler, unser rüstiger Arm, unsere Real- und Sprachkenntnisse zusammensinken? Nur Muth, ihr neuesten Unsterblichkeitslehrer! Wühlt in dem Staube und sichtet ihn durch das Haarsieb eurer Dialektik! Bleibt auch nichts zurück, so läßt sich diesem Nichts, das die Welt erschuf, doch immer noch ein Name geben; purpurn, schimmernd beim Phantasten; wild, hoffnungsgrün beim Dichter; grau, geisterhaft beim Exorcisten; gelb, intolerant und exclusiv beim Zeloten. Sehen wir mit einem Male die Philosophie auf jene alten-

Fragen reducirt, die sie sich von den Leichensteinen der Friedhöfe abliest. Die Schulen sind geschlossen, die Lehrer wandeln in Mondscheinsferien, die Jünger lauschen an der zugewallenen Pforte, und aus den transparenten Irrlichtern der modernen Unsterblichkeitstheorien, die über den Gräbern hüpfen, setzen sich die identischen Worte zusammen: Wir sind, was wir sind; gebt Gott die Ehre!

Mehr oder weniger, in diesen Dingen den aufrichtigen Humor der Verzweiflung, wollte ja auch Goethe nicht. Hier erst ist der Ort, wo man wieder des weisen Dichters helle und klangvolle Stimme vernimmt, aus welcher eine gesunde und lachende Weltbetrachtung spricht. Zwischen jenen philosophischen Systemen, die sich so sehr verrechnet hatten, daß sie die Unsterblichkeit der Seele alle als etwas Vergessenes nachholen zu müssen glaubten, wandelte er nach einem Ziele, das sich der Genius des Jahrhunderts gesteckt zu haben scheint. Weder die Freiheit, noch die Gesetzmäßigkeit des Gedankens will ich nennen, weil man damit andere Begriffe verbindet. Es ist aber die Autonomie des Gedankens, in speculativer wie in ästhetischer Hinsicht.

Das Ziel ist mit wenig Sätzen ausgesprochen:

Befreiung des Gedankens vom System und den dogmatischen Formeln.

Der Irrthum als Chance des Denkens, wenn dasselbe nur die Wahrheit des Individuums und die Schönheit der Form hat.

Nur diejenige Wahrheit ist schön, die eine individuelle ist.

Die Tendenz ist lobenswerth, ja nothwendig; doch wird ihrem Gedanken als dem Gedanken der Allgemeinheit, entweder die Wahrheit oder die Schönheit fehlen.

Wer mich Gott nicht mit Händen greifen läßt, darf nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, als den seinigen.

Statt angemessener Wahrheiten gebt bescheidene Ueberzeugungen! Bescheidene Ueberzeugungen sind solche, die keine Verpflichtungen sind.

Endlich erlaube mir jeder, der mich nicht geschaffen hat, da meinen Schöpfer zu suchen, wo ich ihn finde!

Durch diese Gedankenverbindungen, die Goethe mit angehören, zählt derselbe zum neunzehnten Jahrhundert. Ich wüßte

auch nicht, worauf man in Zeiten einer allgemeinen Begriffsverwirrung anders zurückkommen will, als auf die Natur, die Gesundheit, die Freiheit, den besten Humor und auf das, was niemand machen, geben, nachahmen kann, das Genie.

Goethe hat sich im Anfang dieses Jahrhunderts von allen Liebhabereien desselben entfernt gehalten, sowol von dem Nisl- und Muspelheimer-Himmel der Nordlandsreckenromantik, wie von der blauen Blume Hardenberg's, der Indomanie der Schlegel, die sich beide im Ganges von ihren literarischen Sünden reinigen wollten. Allen diesen Bestrebungen lag in der That eine gewisse Verwandtschaft mit Ideen der Zeit, ja sogar eine Sympathie mit dem Schicksale der Nation zum Grunde; aber es war von einem vollendeten Charakter nicht zu erwarten, daß er aus Patriotismus seinen Geschmack verderben sollte.

Alle neuere Poesie in Deutschland hat einen Ton angenommen, der etwas Conventionellem angehört*). Sie lehnt sich an allgemeine Thatsachen und Begriffe. Doch sind diese zuweilen erhebender Natur. Sie können den durch sie angeregten poetischen Empfindungen eine heilige Weihe und Wirkung geben. Durch eine sinnige Behandlung ihrer nächsten Interessen sind ja die Menschen bald gewonnen. Jene poetischen Trompeter, die den Zügen der Tendenzen voranreiten, gekleidet in die Livree der Kämpfenden, sind die Augenweide der Masse, die sie mit Ruhm bezahlt. Sie nützen, sie erfreuen, sie schmeicheln, sie kosten wenig.***) Sie kosten keine alten Traditionen, keine uns liebe Philosophie oder Religion; sie beeinträchtigen Wenige in ihren alten Besitzthümern. Das Genie aber kostet die Menschheit etwas. Da muß immer ein Stück Religion, Philosophie oder Wissenschaft zu Grunde gehen. Diesen Schaden wird das Genie freilich später aus seinen Mitteln ersetzen.

Zu dieser Wohlfeilheit gewisser Tendenzen gesellte sich seit Herder der große Nachdruck, den man auf die Unterscheidung

*) Spätere Anmerkung. Die Dorfgeschichte und Verwandtes existirten 1836 noch nicht.

***) Spätere Anmerkung. Auch die politische Lyrik kam erst später.

der Nationalliteraturen legte. Studium und Interessen vereinigten sich, die Literaturen unter allgemeine Kennzeichen zu bringen. Der Begriff des Nationalen legte sich wie ein Reifen um die Anschauungen des Poeten und drückte seine Bilder und Gedanken auf einen kleinen Mittelpunkt zusammen, der ungefähr dem Durchschnittswerthe der Allgemeinheit gleich kam. Die Nation will sich in der Literatur bespiegeln: sie will, daß die Literatur die jeweiligen politischen, religiösen, moralischen Zustände derselben ausspreche. Man will sich in den Weisen des Dichters wiederfinden mit seinen kleinen und großen Leidenschaften, mit Frau und Kind, wie diese in ihrem Besuchszimmer in Conterfei hängen. Dem, was Alle fühlen und denken, soll der Dichter nur die schöneren Worte leihen. Man sagte damals: die Zeit ist wie eine Niesenharfe ausgespannt, aus welcher jeder einzelne Dichter sich einen Ton auffangen müsse für sein eigenes kleines Instrument.

Es ist durch den Erfolg entschieden, wie wenig befruchtend und anregend jene Lehren wirken konnten. Wir sehen es. Ueberall Produktionsohnmacht.

Die Weltliteratur will die Nationalität nicht verdrängen. Sie verlangt nicht, daß man seinen heimischen Bergen und Thälern entsagt, sich an kosmopolitische Bilder und fremde Landschaften gewöhnt. Die Weltliteratur ist im Gegentheil die Garantie der Nationalität. Wenigstens wird sie Manches vor einem europäischen Forum möglich machen, was noch in der Heimath unzulässig scheint. Die Nationalität wird durch den weltliterarischen Zustand nicht aufgehoben, sondern gerechtfertigt. Der heimischen Literatur wird das Urtheil und die Geburt durch ihn erleichtert, wie namentlich in Deutschland die Voraussetzungen einer nationalen Literatur so sehr erschwert sind, daß man bei uns noch über ein Talent den Stab bricht, während demselben schon das Ausland Beifall zollt.

Wenn man weiß, wie wesentlich für Deutschland diese zänkische und hypochondrische Kritik ist, die nichts in der Welt ohne Anfechtung lassen kann, die sich über Alles erhebt, an jede Statue des Phidias noch ein Fragezeichen malt, so kann man sich die Hartnäckigkeit erklären, mit welcher man

sich bei uns gegen das Princip einer Weltliteratur sträubt. Man muß ja ein so durchgreifendes und einfaches Regulativ der ästhetischen Beurtheilung fassen, weil es das Gewerbe beeinträchtigt.

Die Grundsätze der Weltliteratur geben sich schon zu erkennen, wenn man nur die äußere Physiognomie derselben näher bezeichnet. Zur Weltliteratur gehört Alles, das würdig ist in fremde Sprachen übersetzt zu werden, somit alle Entdeckungen, wodurch die Wissenschaften bereichert wurden, alle Phänomene, die ein neues Gesetz in der Kunst zu erfinden und die Regeln der alten Aesthetik zu zerstören scheinen. Die geringe Ausbeute derartiger Productionen würde namentlich Deutschland von jener Ueberfluthung des Literaturmarktes befreien, die den Umsatz, die Theilnahme, den Ueberblick und die Kritik erschwert. Mit dem innern Werthe käme die äußere Würde der Literatur. Die Literatur erhöhe sich von der niedern Stufe, auf welche sie als ein Bedürfniß herabgesunken ist. Sie würde sich als eine organische Offenbarung betheiligen und mit einem Schlage durch ihre eigene Trefflichkeit alle jene Fragen unterbrechen, welche sich auf dem jetzigen Gebiete der Geisteswelt zu keinem andern Zwecke durchkreuzen, als um die Mittelmäßigkeit zu ordnen, zu placiren, zu erläutern und mit falschen Lorbern zu schmücken.

Ich gebe zu, daß in der Weltliteratur dieselben Verwechslungen vorkommen können, wie in der Nationalliteratur. Kozebue ist vor dem europäischen Tribunal anerkannt. Raupach sogar dürfte eher übersetzt werden, als der Faust von Nikolaus Lenau oder ein Roman von Julius Moser. Ich kann nicht sagen, daß ich etwas wüßte, was hier dem Genie den Rang immer vor dem bloßen Talente sicherte, es sei denn, daß sich das Genie die Tugenden des Talentes anzueignen suchte. Dies wäre Aufforderung genug an unsere heimische Literatur, sich aus ihren flüssigen, wenn auch noch so edlen Bildungsstoffen herauszugestalten, frei die Welt zu überblicken, alle nebelhaften Anschauungen von jenen urschönen Bildern hinwegzuziehen, die nicht fehlen werden, wo Prädestination ist. Diese zusammengeronnene Schönheit, die sich in der deutschen Poesie findet, gleicht dem corinthischen Erze, das einst von

tausend flüssigen Götter: und Heldenstatuen siedete und wallte. Da ist keine Prägnanz, keine Deutlichkeit, keine Wahrheit der Umrisse. Licht und Schatten gehen ohne Perspective in einander und machen, daß die ordinärsten Gestalten Sieger sind, weil — sie sind. Dies schöne lebendige Sein mit Händen und Füßen, dies Sein mit einschmeichelnden überredenden Worten, dies Sein in Stiefeln und Sporen, klirrend auf den Marmorstiegen der poetischen Phantastepaläste; wo fände sich dies oft bei den tieffinnigsten Dialektikern des Gemüths und der Einbildungskraft, die zum Siege Alles zu besitzen scheinen?

Das ist es denn. Der Dilettantismus zerstört die Wirkungen des Genies. Selbst jene Literatur, wo die Poesie eine Sonntagsfeier, ein an hohen Festtagen angethanes Kleid ist, trägt nicht jenen olympischen Schweiß auf der Stirn, den man mit Lorbern zu trocknen unwillkürlich versucht wird. Uhland's Muse ist niemals schaufrirt. In seinen Gedichten ist täglich Sonntag. Die Glocken läuten und die Menschen gehen gepuht in die große Kirche der Natur, wo dann zum festlichen Tanze unter der Linde der Boden hübsch rein und sauber geteert ist, wo alle Dinge im Chor singen, die Meinungen im Unisono einfallen. Gewiß schön; auch weltliterarisch als deutsches Genrebild, als eine Sammlung von Nationaltrachten, die sich der Engländer kauft, wenn er in seine Heimath zurückkehrt. Allein in jedem andern Bereiche, das nicht Lyrik ist, wird diese Sonntagsstimmung ein phlegmatisches Wohlbehagen, ein romantisch genießendes, nicht plastisch schaffendes werden. Wer an einem fremden Leben mitwirken will, muß zuvor das seinige auf's Spiel setzen.

Die Deutschen bilden sich ein, daß ihnen eine Menge Dinge gestattet seien, die sich die Franzosen und Engländer nicht erlauben dürfen. Die eigenthümliche Complexion unserer physischen und moralischen Natur soll andere Gesetze zu verlangen scheinen, als sie das Ausland befolgt. Wer ließe diese patriotische Koketterie nicht gern gewähren, wenn sie nicht in der Literatur etwas gelten und das Schlechte nur durch die Eitelkeit, die man darauf hat, rechtfertigen wollte; und ich

glaube wol, daß ein Franzose daran keinen Geschmack hat, woran sich deutsche Herzen erfreuen. Aber es giebt auch viele deutsche Tugenden, die uns selbst schon zur Last werden. Die sogenannten echt deutschen Producte unserer Literatur sind doch wol die mittelmäßigsten.

Als Goethe die Weltliteratur empfahl, dachte er schwerlich daran, daß einheimische Literatur nach dem Beifall der Fremden geizen und nach erotischen Maßstäben eine Regulirung ihres Werthes dulden sollte. Goethe wollte nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf hin verlangte er von seiner Weltliteratur Repressalien des Genies, Austausch von Ideen, die man sich mittheilen sollte als die Resultate einer durch Theilung schnell geförderten großen gemeinsamen Geistesarbeit. Goethe dachte an eine Tendenz der Zukunft, zuletzt ohne Eigennutz, um so mehr, als er sich schwerlich getraut haben würde, alle seine Productionen als von einem weltliterarischen Standpunkte genießbar anzusprechen. Es ist überdies seltsam, Goethe erwähnte die Weltliteratur, um der sogenannten zeitgemäßen Poesie zu entfliehen, und derjenige Name, an welchen er die Weltliteratur anknüpfte, war die höchste Potenzirung der modernen Bildung: Lord Byron.

Byron gehört nicht zu jenen Günstlingen, die sich die Muse der Dichtung selbst erwählt, sie mit den glänzendsten Gaben ausstattet und ihnen die Sonnenrosse ihrer stolzen Bahnen anschirrt. Dante, Shakespeare, Cervantes traten aus dem innersten Heiligthum der Poesie, umflattert von den Genien der Schönheit, die ihnen die unverwelklichen Blütenkränze ihrer Dichtungen um die hohe Stirn flochten. Die Bajaderen der Grazie tanzten vor ihnen, die Satyrn bliesen auf ihren Waldflöten, die Thiere des Feldes legten sich gebändig zu den Füßen der Sänger nieder. Die Dichtkunst war ihr Athem und ihre Seele. Was sie berührten, verschönten sie. Sie waren Priester, die eine heilige Offenbarung zu lehren in die Welt gesandt wurden.

Byron dagegen war nur ein barocker Charakter, der sich der Poesie bemächtigte. Die Poesie selbst gab sich ihm unwillig hin; er wußte sie zu bändigen. Die Poesie hätte ihn

nicht auserwählt; aber Byron war so kräftig, daß er sie zwang, einen Willen zu haben, der der seinige wurde. Die Poesie war für Byron ein Hülfsmittel. Er ließ den Genius der Musen nicht frei in sich walten, sondern verwandte ihn ohne Plan und Ziel für die beliebigen Wendungen seines Lebers. Sein Leben war ihm mehr als seine Poesie. Das hätte uns nie einen classischen Dichter gebracht, wenn nicht zufällig sein Leben poetische Originalität gewesen wäre.

Lord Byron's Dichtungen haben den Reiz der Originalität, obschon seine Poesie selbst nicht neu ist. Der Eindruck des Neuen macht sich bei Byron durch die Anwendung seines Charakters auf die Poesie. Allein jene Ursprünglichkeit des dichterischen Genius, die ein reiner Ausfluß des Ideals zu sein schiene, fehlt den Schöpfungen des sonst genialen Mannes. Byron hatte gleichsam die poetischen Mittel um sich her gebreitet als ein fertiges Ganzes, eine Tradition. Der Gedanke und die Absicht bedürfen ihres Kleides, sie kleiden sich selbst nicht; sondern Byron greift nach jener Tradition und wirft seinen Absichten dasjenige um, was sein Geschmaç ihn als das Beste zu wählen lehrte. Man wird nicht wagen, Lord Byron in lyrischer und dramatischer Hinsicht hochzustellen. Er war groß im Beschreiben. Er wählte sich die glänzendsten Bilder unter der reichen Auswahl, die sich ihm anbot. Er ist meisterhaft in jenen Ausmalungen von Stürmen und Ungewittern, Seefahrten, Landschaften und den vielen Details, den die epische Poesie eine gewisse Umständlichkeit, Breite und reflective Ausdehnung nicht verweigern darf. Byron lebte mit der Poesie wie mit seiner Gattin. Er mied ihren Umgang und weinte, wenn sie ihn verließ. Er tyrannisirte sie und fluchte, wenn sie sich deshalb beklagte. Er konnte sie nicht essen sehen, er wollte sie nur in der malerischen Situation haben, als Gedanke, Schmuck, als etwas Unwirkliches und doch Vorhandenes. Sie war seine Gefährtin nicht, nicht der Athem seiner Seele. Er schien sie zu hassen, und doch liebte er sie.

Was nun Goethe bestimmte, an Lord Byron so viel Antheil zu nehmen, ist deshalb leicht zu entnehmen, weil ihn Goethe seiner Wesenheit nach wahrscheinlich mißverstanden hat.

Goethe bezeugt viel Lust, den englischen Dichter in jene erste Reihe zu stellen, wo wir nur die Günstlinge der Muses antreffen, wo die Dichtkunst eine sich ihrer innern Gesetze bewußte Offenbarung der Schönheit ist und Goethe selbst seinen curulischen Sitz einnimmt. Jene Anomalieen der Byron'schen Lebensweise scheinen Goethen zufällige Abweichungen zu sein, von anekdotischem Interesse, sonst unerheblich für einen Genius, der über den Charakter seiner poetischen Mittel nachgedacht habe und gleichsam bis zur innern Centralisation des Künstlers in sich durchzudringen versuchte. Goethe wandte sich deshalb jener thetischen Poesie zu, die namentlich im Dramatischen von Byron ohne alles Glück cultivirt ist. Was läßt sich über Marino Falieri Günstiges urtheilen! Die Rhetorik langt aus dem Munde der darin aufgeführten Personen lange Zettel heraus, die mit schönen aber unmächtigen Reden bedeckt sind. Manfred ist eine Dunstgestalt ohne den Reiz des Lebens, eine der metaphysisch-poetischen Chrieen, die es jetzt im satanischen Fache eben so gut giebt, wie im theologischen. Wie flach, allgemein und eben durch die Unermeßlichkeit so leer ist Byron's Cain! Die Erhabenheit dieser Dichtung liegt nicht in der Auffassung, sondern in dem Gegenstand. Die Wolken jagen und thürmen sich aufeinander, Millionen von Meilen werden wie Rechenpfennige gespendet, dazwischen waltet ein Scepticismus, der weder poetisch noch philosophisch ist und schon von Natur kalt lassen muß.

Goethe war hier zu beklagen; denn unmöglich besaß er Freiheit genug, um an Byron's besten Productionen, an den Erzählungen, jene Genüge zu finden, die er sich stellt an den philosophischen Leistungen des Dichters gefunden zu haben. Wie mußte ein an die classische Monotonie des Homer, an die geschwäzige Gleichmäßigkeit Ariost's gewöhntes Urtheil berührt werden, wenn Byron eine kleine Anekdote zu einem endlosen Gedichte dehnt, hier etwas einmischet, das nicht zur Sache gehört, dort gegen die Kritiker und Hospoeten polemisiert, an einer andern Stelle den winzigsten Detailumstand in's Endloseste ausspinnt und das Alles unterminirt mit Horaz, Virgil und einer die poetische Naivetät überall verlebenden Gelehrsamkeit! Die Dedicationen Byron's trieben

Goethe wol in die Enge. Die englische Colonie in Weimar verpflichtete ihn zur Antheilnahme, und um nicht ganz an der Selbstbethörung zu nichte zu werden, hielt er sich dann an jene mysteriösen Compositionen, in welchen er sich die schimmerndsten Lichtstreifen von Poesie zu erblicken überredete.

Es ist ein Unglück, daß Goethe Byron's Don Juan vielleicht häuslich goutirte, ihn aber nicht öffentlich anzuempfehlen wagte. Indem er auf jene Productionen Byron's verwies, die eine gewisse Aehnlichkeit mit seinen eigenen Leistungen haben, verrückte er den Standpunkt der Weltliteratur. Vor diesem allgemeinen Tribunal sollte Lord Byron nur als ein Charakter gelten, der sich, wie wir ihn bezeichnet haben, eines Stückes Poesie bemächtigt hatte. Jetzt scheint es, als sei gerade die Nachahmung jener dem Dichter mißlungenen Parthieen empfohlen worden. Man erschrickt, wenn man eine so durchaus abscheuliche Composition wie Edgar Quinet's *Mhasverus* mit der Anmaßung auftreten sieht, als gehörte sie nun zur Weltliteratur, als übersezte sie deutsche und englische Elemente nach Frankreich, als sei sie in irgend einem Betracht dem Faust Goethe's an die Seite zu stellen. Es herrschen hier mannigfache Begriffsverwechslungen, von denen nicht die geringste die ist, daß die Wahl großer Stoffe schon günstig gegen die Ausführung durch kleine Talente zu stimmen pflegt!

Goethe hinterließ uns die Form, die Grenze, die Methode. Er hinterließ uns etwas, woran man lernen soll, sein eigenes großes Vorbild, seine Meisterschaft, die sich gewiß auch für die Beurtheilung fremder Productionen auf einige ausgesprochene Maßstäbe zurückführen läßt. Durch Goethe's Studium soll sich jede ausschweifende luxurirende Phantasie im Zügel ergriffen fühlen und einlenken auf jene Bahn, wo selbst das Willkürlichste nicht ohne innere Formation sein darf, jenen Blumen gleich, im Naturspiel, die der Frost auf Fensterscheiben zeichnet. Es ist wahr, Goethe war ein Condottiere des Genies. Will ihn die Vergangenheit dafür strafen, immerhin! Die Zukunft muß ihm danken. Denn von seiner Allgemeinheit lernt sie, von seiner Unbefangtheit wird sie

befruchtet. Niemand kann ein Vorbild sein, der nicht etwas in sich trägt, das sich auf alle Fälle anwenden läßt.

Jeder Cicerone der gegenwärtigen deutschen Literaturzustände wird in Verlegenheit gerathen, wenn ihn ein Fremder fragt: Wo ist das Genie? Du sprichst von Tendenzen, von philosophischen Secten, von entscheidenden Secten: wo ist das Genie? Wo ist jene Allgemeinheit, die kein anderes Credo hat, als eines auf sich selbst? Wo ist jener Funke, der hier als mildes Feuer wärmt, dort als Flamme wüthet, der Alles entzündet, was du willst, und der sich aus den größten Tollkühnheiten immer wieder in seine stille heimliche Gluth zurückzieht? Wo ist jene Freiheit vom Gesetz, von der Meinung, von der Parthei; wo jener Abenteurer, der nur sich und seine Farbe und seine Dame kennt und die Lanze bricht mit Jedem? Klopstock, Herder, Wieland — das ist schon lange her.

Wir haben Steffens, Schelling, Raumer, Görres, Tieck, haben aufgeweckte Köpfe, die in jedem Fache mit sicherem Erfolge arbeiten würden. Aber wie viel Erzählung, wie viel Literatur und Tendenzgeschichte brauchen wir, um jeden dieser Namen nach seinem Werthe zu charakterisiren! Diese allgemeine Gefangennahme der Geister durch ihre Wunderlichkeiten, diese Beleuchtung, in die man sie erst stellen muß, ehe sie einen Schatten werfen, ist das größte Hinderniß der Nachheiferung. Denn wo soll man sie anfassen? Wo das unmittelbare Talent von seinen Anerzogenheiten trennen? Sie haben Anknüpfungspunkte nicht für das Genie, sondern nur für die Schule.

Aber Goethe ist ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch nichts bestimmt, kann er Jedes bestimmen. Seine Dichtungen sind ein kritisches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Wer wollte seine Philosophie adoptiren! Wer kann Goethe's Leben den Triumph der Aufopferung nennen! Nein, wer auch noch so gerecht wäre, daß er das nicht tadelte, was Goethe zu thun unterließ, wer könnte so doch tolerant sein, daß er Alles billigte, was Goethe that! Aber diese Stimmungen und Gefühle mildern sich mit der Zeit und gehören noch weniger in die Literatur. In der

Geschichte der Kunst wird sein Name sich wie eine goldhaltige Ader fortziehen und sich mit leuchtenden Metallkörnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, die jetzt gepflanzt, noch schüchtern und unhaltbar vorm Winde schwanken, dereinst mit weitausgreifenden Aesten sich auch entfalten und nicht bloß zeigen werden, daß sie von grünem Holze sind, sondern auch erquickende Schatten werfen können.

Weder eine Gesinnung, noch eine Manier sollte durch diese Blätter anempfohlen werden. Herrlich die Jugend, die aufrichtiger, hingebender und feuriger empfinden kann, als Goethe empfand. Man kann hochherziger denken vom Vaterland, von der Liebe, von den Formen der Gesellschaft, von den Räthseln der Geschichte. Ja selbst die Kunst war in den Händen des Dichters nicht immer ein heiliges Weihegefäß, aus dem er Segen und Gottesnähe auf die Gemeinde sprengte. Goethe hatte die größten Anschauungen, Imaginationen, deren Ausführung ihn fortwährend in der Höhe über jenen Verhältnissen hätte halten sollen, denen er unterlag. Er zog es vor, seine ungeheure Kraft an kleinen Stoffen zu verschwenden und das natürliche Princip, daß sich alle Dinge ohne Anstrengung nach eingebornem Organismus entwickeln müßten, auch auf die moralische Welt und, zum großen Schaden der Nation, auf die Imputation des ästhetischen Gewissens zu übertragen. Indem bei ihm die Poesie die augenblickliche Erregung, der Act des Dichtens selbst Abschließung einer abweichenden Stimmung war, bildete er in sich nicht jene innere Triebkraft aus, die zwar den Menschen immer aus seinem Gleichgewichte herauszuheben sucht, ihn aber mit Aufopferung des genossenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terrassen der Zukunft erhebt. Ueber alle diese Fragen kann es keinen Zweifel mehr geben.

Wie man diese auch lösen mag, sie sollen uns niemals die Freude und Genüge an dem unsterblichen Theile Goethe's verkümmern. In einer Zeit, die von politischen Stürmen sich beruhigen und auf eine friedliche Weise die philosophischen Resultate derselben auf die Literatur anwenden will, ist von Vorbildern keines so beherzigenswerth, wie Goethe's.

Wenn sich die jüngere Generation an seinen Werken bildet, so konnte sie kein Mittel finden, das so sonnig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das sie über die wogenden Fluthen widersprechender Begriffe so sicher hinüberführte. Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über das Talent im Reinen ist. Und dann kann man auch wieder anfangen, Schiller statt Goethe zu empfehlen.

II.

Philosophie

der

That und des Ereignisses.

(1835.)

Einleitung.

Wenn des Aeschylus gefesselter Prometheus in die gefühllose Luft seine Klagen entsendet, so mischt er in den stöhnenden Schmerz die Drohung, daß auch von den Göttern keiner seinem Schicksal entgehen werde. Und wirklich, der wolkenversammelnde Zeus verhüllt sich bei Homer in die Nebel des Ida und wägt in zwei Schalen das Schicksal Pergamums. Er ordnet sich somit einem noch höheren Spruche unter.

Wer ist wol nach dem Glauben der Alten dieser höhere Wille, dem selbst die Kroniden nicht entrinne? Der Spruch der alten Götterdynastie des Aeschylus, der Spruch jener elementarischen riesigen Begriffe, die vor der Fluth sich über die Erde lagerten, jener uranischen Granitschicht der griechischen Mythologie? Ist es das Schwesterkleeblatt der Parzen, die individuelles Leben und Tod (was ist auch die Geschichte anders, als ein Mensch, der in ewiger Metamorphose aus der Wiege in das Grab und aus dem Grabe in immer neue Windeln schlüpft!) auf ihrem Rocken spinnen? Oder ist es Tyche, die Würfelspielerin des Zufalls?

Die Alten hatten hierüber kein klares Bewußtsein. Ihre Götter waren nur die Stufen ihrer Andacht. Niedriger oder höher, je nachdem das Auge ihres Geistes trug. Oben verlor sich die amphitheatralische Rangordnung ihrer Mythologie in die blaue Luft, in die heitere Sorglosigkeit des ionischen

Himmels. Sie umkränzten sich mit den Rosen des Anakreon und nannten zuletzt Verhängniß nur jenen bleichen Schatten, der sie für einen Obolus über den Acheron setzte.

Die Schicksalsnothwendigkeit war bei den Alten, philosophisch ausgedrückt, der Nerus der Begebenheiten, das Band, geheimnißvoll für den, den eine einzelne Schleife davon umwindet, objectiv aber und im Ganzen genommen kein Räthsel, da ja Eins in das Andere gehe und das Erste immer die Ursache des Zweiten sei. Das Schicksal der Alten war nicht Fürsorge oder ein Plan, dessen äußerste Grenzen sich in die Nebel irgend einer Offenbarung verloren hätten, sondern es war die Kette der Ereignisse, deren einzelne Glieder der Zufall bindet. Die Geschichte hatte gleichsam, wie die Erde selbst, den bekannten „ersten Stoß“ der materialistischen Philosophie bekommen. Ein Atom reibt sich nur am andern, die Lust am Schmerze, Reichthum an Armuth, Liebe an Haß. Die Geschichte webt sich da wie von selbst zusammen, ohne Räthsel, oder wo sich gordische Knoten ineinander wirren, da tritt ein Alexander auf und löst sie mit dem Schwerte. Eine allgemeine Geschichtsansicht gab es nicht.

Nothwendigkeit war bei den Alten der Zufall, wenn er überraschte. Sie konnten kein Schema der Begebenheiten haben, keine Philosophie der Geschichte in dem Sinne, daß der Historiker in den Ereignissen einen noch tieferen als nur pragmatischen Zusammenhang gesehen hätte. Herodot und Thucydides kennen für ihre Darstellungen keinen andern Maßstab, als den der Authenticität. Die Reden, die sie ihren Erzählungen einflechten, ersetzen das Raisonnement der neuern Geschichtschreibung. Tacitus, der Culminationspunkt der antiken Historie, schwingt sich nicht höher als sein Zorn. Die Alten brachten es in den Fabeln der Geschichte höchstens zu einer Moral, einer Weisheitslehre.

Philosophie der Geschichte konnte es erst geben, als sich das große Feld der Begebenheiten in Licht und Schatten zu vertheilen anfing. Das währte lange. Denn Rom nahm Phrygier und Cappadocier, Aegypter und Juden in sein römisches Bürgerrecht auf, das alle Nationen umschloß. Erst wurden die Bewohner Italiens, dann Griechenland, zuletzt alle

Völker, die bis an die Säulen des Hercules oder an die schwarzen Aethiopier wohnten, auf diese Art nivellirt. Ueberhaupt hatte die alte Welt immer nur sozusagen einen Satz. Es gehören aber zwei Sätze dazu, um einen dialektischen Schluß zu machen.

Dieser Minor wurde das Christenthum. Eine Religion des Unsichtbaren schleuderte plötzlich den Sonnenstrahl in die Nacht der alten Welt. Rom und Christus rangen um die Herrschaft, und während sich beide auf einer von Blut getünchten glatten Palästra niederzuwerfen trachteten, emancipirte sich das Individuum, das Individuum zur Nation. Die Nebel der Vergangenheit lösten sich: die Rimmerische Nacht entließ ihre Söhne. Auf den Hochebenen Asiens suchten heranziehende Nationen jene alten Furchen, welche die ersten Menschenplanzer der Erde urdenklich zurückgelassen hatten. Keine Hütte, kein Palast hielt Stand vor dem brausend wehenden Sturme einer neuen Zeit. Mit Weib und Kind brachen die Mannen auf und durchkreuzten sich massenhaft, immer mit blutigem Gruße in Wäldern und Ebenen. So sprudelten die Quellen der Nationalitäten.

Das Christenthum, an und für sich genommen, als historische Begebenheit, Gegenstand der Geschichtsphilosophie, wurde eine Anleitung zu ihr durch die Adoption des Judenthums. Die Vereinigung des Alten und Neuen Bundes brachte den Jehovah der ganzen Welt. Nun trat schon die Idee einer göttlichen Menschenerziehung, einer bestimmten Aufgabe der Geschichte heraus. Es ist die Mischung jüdischer und christlicher Begriffe. Waren die Menschen nur ursprünglich dazu bestimmt, gut und glücklich (das Paradies) zu sein, so ist mit dem Abfalle von dieser Bestimmung das Ziel einer allmäligen Wiederkehr in den alten Zustand ausgesprochen. Weil die Menschen aufhörten, gut zu sein, so mußten sie fromm werden, d. h. sie mußten jene allmälige Stufenleiter der innern Selbstschauung, Prüfung und Besserung erklimmen, die sie des verlorenen Paradieses wieder würdig macht. Die Nationen wurden nach diesen Begriffen die abtrünnigen Söhne der Patriarchen, je weiter entfernt vom Wohnsitz ihrer Väter, in desto tiefere Nacht gehüllt. Die Erlösung durch Christus

wurde dann die zweite Offenbarung dieses göttlichen Erziehungsplanes, der allmählig die aufkeimenden Nationalitäten absorbirte und sich mit derselben Ausdehnung über die Gemüther legte, wie Rom mit seiner Autorität im Alterthume. Jetzt gab es Blicke in die Geschichte, die eine Ordnung und Symmetrie der Begebenheiten ahnen wollten. Jetzt hatte jede vereinzelte Erscheinung der Geschichte ihre primitiven Anknüpfungspunkte; ja, ging man doch, wie ein neuerer Autor bemerkt hat, so weit, daß selbst die einzelnen Städte, z. B. Köln, in ihren Chroniken mit der mythischen Zeit der Patriarchen anfangen, bis sie auf ihre historisch erweislichen Bürgermeister kamen.

Das ist der Anfang dessen, was man früher bis auf Hegel Philosophie der Geschichte nannte. Der Mensch wurde da ein bildsamer Stoff, den das Christenthum wie aus den Wäldern fortnahm und mit dem Taufwasser in einen großen Wesenzusammenhang, in historische Präcedentien einführte, wo die Allgemeinheit etwas in sich Abgeschlossenes und von den Einzelnen Freies hatte. Allmählig kam auch das Einzelne zu einer Definition.

Sieht man auf den neuesten Zustand der Philosophie der Geschichte, so wird man finden, daß die Dankbarkeit, mit welcher die Wissenschaft dem Christenthum verpflichtet ist, eine zu weite Ausdehnung erhalten hat. Wir sagten schon, daß die reine Idee jenes welthistorischen Ereignisses in Judäa ein wesentliches Moment für die philosophische Erkenntniß der Geschichte ist und daß die Vermischung desselben mit dem Judenthume eine methodische Erleichterung für die Philosophie wurde. Aber daß man durch das Christenthum erst über die Geschichte im philosophischen Zusammenhange denken lernte, das verführte die Philosophie wieder dazu, nichts als das Christenthum zu denken. Das Christenthum wurde die Scheidewand der Jahrhunderte, so daß es nur zwei Begriffe für die Weltgeschichte gab, ein Vorher und ein Nachher. Diese Methode wurde in der neueren Philosophie zum Schema für immer weitere Ausführungen. Die Geschichte bekam durch die Philosophie ein Aussehen wie ein französischer Ziergarten.

Man wird diesen Tadel und meine daraus hergeleitete Revision der Philosophie der Geschichte besser verstehen, wenn ich eine Seite des Christenthums hervorhebe, die mir seine beste scheint. Schon Herder hat mit erquickendem Eifer diese Beziehungen aller Dinge auf das Christenthum bestritten, und das nicht, um die Lehre seines Meisters herabzusetzen, sondern um ihr einen neuen Triumph zu verschaffen. Gott schuf uns ihm zum Bilde. Wir sind zwar nackt und hilflos hinausgeworfen auf die Erde, die unsere Mutter ist, aber eine sehr launische: wir sind an den Karst und Pflug verwiesen; doch glüht in uns der göttliche Funke, erwärmt unsern Geist und leuchtet unseren Schritten. Da stehen wir nun, Menschen mit beliebiger Willenskraft, oft Werkzeuge unserer selbst. Du hast deinen Kopf, dein Herz und deine Hand, nun gehe hin und tummle dich!

Das Christenthum wurde eine Aufgabe. Es mußte so gut seine Kräfte zusammen nehmen, wie Alles, was die Masse ergreifen will. Es mußte Kreuz und Leid, Hohn und Verfolgung dulden. Es ist dem Christenthum nicht Alles so in die Hand gewachsen, sondern es hat sich strecken und dehnen müssen, um an die Decke der Geschichte zu reichen. Die Geschichte ist ein Complex ungezählter Individualitäten, die da kommen und gehen und das Recht haben, in die Wagschale der Ereignisse zu werfen, was sie wollen, Gold oder ein Schwert, wenn es nur wiegt. Man spricht von dem Finger der göttlichen Vorsehung; sollte aber damit sagen, daß Gott doch nur zeige und andeute. Alles, was geschieht, kletterte an jener steilen Höhe hinauf, wo jedes Wagniß durch das Rollen eines Steinchens vereitelt werden konnte. Jede That hat ihr eigenes Recht, jede Zeit hat es. Man sollte, ohne dem Christenthum feindlich zu sein, eine Philosophie ver-lassen, welche behauptet, daß Alles in der Geschichte nur dem Christenthum zu Liebe geschehen sei.

Ich bin wieder auf die falsche Philosophie der Geschichte zurückgekommen, die constructive. Das Buch der Geschichte hat breite Ränder. Weite Zwischenräume laufen durch die einzelnen Linien. Man betrachte sich diese Ränder, diese Zwischenräume! Sind sie denn wirklich leer? Nein, mit

sympathetischer Linte, die dem Auge des unbefangenen Forschers sichtbar wird, sind da zahllose Arabesken und Caricaturen der Göttin Tyche hingekrielt, die sich lächelnd dem greisen Vater der Welt über die Schultern lehnt und ihn in seinen lapidarischen Schriftzügen zu verhindern sucht. Da ist ein Dolchstoß; um ein Haar glitt er ab. Da sind tausend Möglichkeiten und embryonische Anfänge und Begebenheiten, die sich würden entwickelt haben, wenn die Geschichte nicht eilte und der höchste Dichter, Gott, in seiner Diction nicht ein Feind der Anacoluthie wäre. Man nenne diese Geschichtsansicht nicht atomistisch oder glaube, daß ich ein Apologet des Zufalls sei! Ohne Zweifel liegen Gesetze in der Geschichte, aber es sind Gesetze, die sich die Geschichte selbst gegeben hat. Ich möchte die Menschen von den Begebenheiten und von den Ereignissen das Individuelle trennen. Ich möchte die Geschichte in ihre subjectiven Factoren auflösen und Vieles dem menschlichen Muth, der Tapferkeit und der Tugend vindiciren, was unsere Philosophie immer gewohnt ist, auf die Rechnung des vorausbestimmenden Begriffs zu setzen.

Ehe ich die besondere Methode, die ich in meiner Behandlungsweise der Universalgeschichte befolgen will, angebe, mögen noch einige Bemerkungen über frühere Behandlungen der Geschichtsphilosophie Raum haben.

Es lag in der Natur des Gegenstandes, daß die Philosophie der Geschichte sich nur secundär zu einer Doctrin ausbildete. Diese Wissenschaft hing von den Fortschritten ab, welche die beiden Zweige machten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Die Philosophie mußte sich von der Scholastik, die Geschichtschreibung von der Chronik frei machen, ehe jene auf diese angewandt wurde. Wie in allen Punkten, wo Ernst, Tüchtigkeit und Charakter auf die Beförderung menschlicher Entwürfungen das Meiste beitrugen, ging auch hier England mit seinem Beispiele voran. Philosophie und Historie verdanken beide den Engländern ihre Grundlagen.

Wie immer giebt eine politische Frage in England den Anstoß. In der englischen Revolution lagen entfesselndere

Grundsätze als in der deutschen Reformation. Diese löste die Menschheit von der Tradition, knüpfte sie aber wieder an neue starre Gesetze. Die englische Revolution ging aber auf Normalzustände der Natur zurück und begünstigte die Discussion des gesellschaftlichen Vertrages. Die rothe und die weiße Rose der englischen Revolution war das göttliche und natürliche Recht. Die Stuarts kämpften später mit Hobbes' Leviathan für die Legitimität, die Opposition mit Locke's rasirter Tafel für den gesellschaftlichen Vertrag. Die Opposition siegte. Der gesellschaftliche Vertrag ist der erste Grundsatz der englischen Parlamentsacte geworden.

Englische Philosophie und Geschichtschreibung haben bis heute den anthropologischen Charakter festgehalten. Der Engländer, auch am menschlichen Körper der geschickteste Anatom, secirt gern die kleinsten Fasern der menschlichen Seele. Von Hume bis Stewart hielt sich die englische Philosophie in jener psychologischen Propädeutik und Annäherung an die Wahrheit, so weit die Seelenvermögen die Organe der Wissenstrieb sind. Ihre Poesie schon bei Shakespeare ist die Malerei des Details. Ihre Geschichtschreibung (noch bei Gibbon) die Entwirrung der Knoten, die Auflösung der Begebenheiten in ihre Factoren und zufälligen Veranlassungen. Das philologische Material häufen sie massenweise, wie Guthrie und Gray. Oder sie anatomiren eine einzelne Periode mit skeptischem Verstande, wie alle die, welche z. B. über das Zeitalter Homer's geschrieben und die spätern Untersuchungen Wolf's ermöglicht haben. Die Engländer haben demnach eine nationale Antipathie gegen universalhistorischen Schematismus. Sie suchen nur Eines in der Geschichte, den Menschen, nicht wie die Franzosen den Bürger oder wie die Deutschen den Gott. Man nehme die Conflictte, in welche Gibbon mit dem Christenthum gerieth! Weit entfernt, in dem Verfall des römischen Staates nach deutschen Anschauungen das Abblühen einer überreifen Erscheinung, die nur die Stufe zu einer andern gewesen wäre, zu sehen, weit entfernt, den Untergang der Römer als eine universalhistorische Nothwendigkeit zu betrachten, die ihnen vom Christenthume

nach göttlichem Rathschlusse wäre auferlegt worden, zerlegt Gibbon den Verfall in seine einzelnen Ursachen, in die Mißgriffe der Regierungen, die Laster und Tyranneien der Kaiser, die Sittenlosigkeit und den Luxus der Unterthanen, und giebt dabei dem Christenthum eine Stellung weder höher noch tiefer als irgend einer dieser mit vielbewunderten Stylguirlanden umwundenen historischen Gruppen. Gibbon sieht nur die vereinzelte Größe und die vereinzelte Schwäche. Hier ist alles Analyse. Die Geschichte dient, um den Blick zu schärfen; sie ist eine Vorbereitung für die politische Debatte.

Den rein politischen Standpunkt in der Geschichtschreibung nahmen die Franzosen ein, wenn sie nicht bigott waren. Bayle's Skepticismus und Bossuet's Versuch einer Universalgeschichte, letztere im orthodoxen Sinne, bilden zwei Anomalieen. In der Mitte zwischen beiden liegen all' die Einflüsse, welche Montaigne, Montesquieu, Rousseau auf das historische Urtheil der Franzosen ausübten. Diese geistvollen Schriftsteller beförderten weniger die Systematik, als eine abstrahirende Methode, die sich aus der Geschichte Maximen und Grundsätze, immer aber einen praktischen Fond entnahm, der, in der Gegenwart angewendet, oft auch auf die Vergangenheit selbst ein neues Licht warf. Montaigne brachte durch seine Klugheitstheorie die Ereignisse immer dicht vor die unmittelbare Anschauung, als Werkzeug, Regel oder Vorschrift für das eigene Verfahren. Die Geschichte verlor sich unter seiner Hand in eine Masse einzelner Thatsachen, die für einzelne Lagen und Entschlüsse Belege wurden. Wenn der Franzose so frühzeitig mit den Begebenheiten umspringen lernt und ihm für jede seiner Handlungen die Geschichte eine Analogie bietet, so war Montaigne für ihn dieser gewandte Lehrer, der aus der Geschichte eine Schule der Erfahrung machte. Montesquieu beschränkte diesen Unterricht auf den Staat und lehrte aus der Geschichte zunächst die Maximen der politischen Gesetzgebung. Rousseau stellte nicht nur die Geschichte, sondern das ganze Gebiet der Philosophie unter die Reverbère des Staates. Rousseau, der in dem Bürger den Menschen retten wollte, that doch nichts, als alle menschlichen Beziehungen an den Staat anknüpfen, so daß er Codex jeder po-

litischen Berufung werden mußte, besonders der des souverainen Volkes, ja sogar des Despotismus der Freiheit. Der reine, abstracte Mensch des Genfer Philosophen war immer nur ein Findelkind, auf welches ein Dritter, nicht der unbekanntete Vater, sondern der Staat und seine öffentliche Erziehung Ansprüche machte. Die Rousseau'schen Menschen, sie mögen in der entlegensten Einöde geboren sein, sind unter der Controle geboren, sie haben eine politische Bestimmung an sich, die ihr Muttermaal und in der Haut schon der Abdruck jener — Kette ist, die auch sie einst tragen werden. So ist alle französische Geschichtsbetrachtung politische Maxime, und jeder Franzose wird erst dann Einsicht in den innern Zusammenhang der Begebenheiten bekommen, wenn seine Phantasie zuläßt, sich bei ihnen persönlich betheiligte zu denken. Niemand kann diesen Satz schlagender beweisen, als ein Mann, der zwar selbst kein Franzose war, der aber aus dem Schein, es zu sein, ein Studium gemacht hat, Napoleon. Napoleon, über Geschichte raisonnirend, sprach über Alexander, Cäsar, Cromwell, Friedrich den Großen nie anders, als sich selbst mit ihnen verwechselnd und von ihren Thaten wie von den Folgen seiner eigenen Ueberlegung urtheilend. Das ist keine Maxime des Selbstbewußtseins gewesen, sondern etwas, was jeder Franzose mit seinem Kaiser gemein hat.

Um in dieser Ausführung eine größere Vollständigkeit zu erreichen, will ich eines französischen Versuches über die Philosophie der Geschichte Erwähnung thun, dessen Kenntniß ich Herrn Rosenkranz in Königsberg verdanke. Ich thue sie um so lieber, als ich bei Gelegenheit dieses speciell gegen die Hegel'sche Philosophie geschriebenen Buches dadurch Gelegenheit finde, meine Hochachtung vor einem ihrer gewandtesten und geistreichst gebildeten Lehrer auszusprechen. Die Berliner Akademie, eine im vorigen Jahrhundert für die Entwicklung unserer deutschen Zustände so unwesentliche Anstalt, die sogar dem Spotte ihres eigenen Beschützers ausgesetzt war, wenn er sie z. B. zwang, auf die Frage: Soll der Staat anerkannte Irrthümer bei seinen Unterthanen dulden oder nicht? goldene Preise auszusetzen, besitzt in ihren Verhand-

Lungen zwei geistvolle Versuche über die Philosophie der Geschichte von *Beguelin*. In dem *Raisonnement* dieses Philosophen walten sozusagen mathematische Kategorien. Die Geschichte wird unter seiner Hand zu einer geometrischen Figur, die sich durch die Elemente des *Euklid* lösen läßt. Er schöpft aus den Zeiten die Ideen ab, bringt sie in algebraische Formen und rechnet darauf mit ihnen nach den einfachsten Regeln der vier Species. Die Resultate dieser Verfahrungsweise sind oft kalt und todt, oft aber auch voll Anwendbarkeit und lehrreicher Consequenz. Wäre die Ansicht *Beguelin's* richtig, so ließe sich die Welt als eine ungeheure Zahl betrachten, für welche Gott der *Vega'sche* Logarithmus wäre, und die Geschichte als eine Riesenpyramide von Zahlen und Buchstaben, die sich herauf und herunter potenzirt auflöst in die große Wahrheit, daß $a^2 + 2ab + b^2$ das Quadrat von $a + b$ ist. In allem Ernst, so strict sind seine Ausführungen.

Könnte ein ganz vollkommenes Geschichtswerk existiren, so müßte ein Deutscher dazu das Material, ein Engländer die Charaktere, ein Franzose den Pragmatismus liefern. In Frankreich erhebt sich keine Universalhistorie über die Mittelmäßigkeit. Der alte *Hollin!* Erst in neuerer Zeit haben französische Specialhistorien (*Kulhiere* mit der Geschichte *Polens* ging voran) einen Grad von Vollendung erreicht, der für Frankreich ein Privilegium zu bleiben scheint. Nicht von *Villemain*, *Capefigue* und selbst dem Grafen *Ségur* ist hier die Rede; denn diese Historiker stehen noch immer unter rhetorischen Einflüssen und arten bald in die scythische Romanendarstellung des *Abbé Barthelemy*, bald in die gigantischen Eis- und Nebelphantasieen *Ossian's* aus; sondern von den Werken eines *Thiers* und *Mignet*, die deshalb so groß sind, weil in ihnen das rein aufgefangene Echo der Begebenheiten spricht. *Thucydides*, *Livius* oder *Tacitus* nachzuahmen, muß immer mißlingen. Die Autoren unserer Zeit sind in ihren Urtheilen voreingenommener, als jene Alten, unter denen *Sallust* deshalb einen besondern Platz einnimmt, weil bei ihm der Künstler durch den afrikanischen Proconsul in Schatten gestellt wird. Aber die Ereignisse selbst reden lassen, Symmetrie und epische Perspective, Lebhaftigkeit und drama-

tische Gruppierung in seine Auffassung derselben bringen; darin liegt das große Verdienst der neuern auf dem Forum gebildeten französischen Geschichtschreibung. Wäre nicht Friede das Glück der Völker, so möchte ich diesen Künstlern nur noch das Eine wünschen — die eigene Anschauung des Feldlagers, und für diesen Fall, da wir Deutsche sind, z. B. dem kriegerisch gesinnten Thiers am liebsten die eines Xenophontischen Rückzuges.

Mit dem spanischen Erbfolgekriege verspritzten die Deutschen das letzte Blut, womit sie bisher die Adern des übrigen europäischen Staatskörpers beherrscht hatten. Seither immer in die Ereignisse verwickelt, wurden sie von ihnen immer übervorthelt; durch Friedensschlüsse wurden selbst ihre Siege Niederlagen. Daher vielleicht die Einmischung so vieler Andacht und Theologie in die deutsche Geschichtsbetrachtung. Daher diese deutsche Bürgerschaft zweier Welten, wo man gern vom Himmel Vorschüsse nimmt, um seine irdischen Rückstände zu bezahlen. Es ist auffallend, daß ein so aufgeklärter Kopf, wie Lessing, es sein mußte, der diese theologische Ansicht der Geschichte zuerst in ein System brachte. Möchte man nicht glauben, dieser große Freidenker hätte dafür, daß er dem Christenthum so viel Geschichte nahm, der Geschichte dafür desto mehr Christenthum geben wollen?

Oder war auch schon Lessing in die seither so überflüssig cultivirte Unterscheidung des Theoretischen und Praktischen verfallen? Glaubte er mit der bald so zahmen, bald so kühnen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, daß Dinge, die sich in der Theorie nicht beweisen ließen, doch für die Praxis verpflichtend sein könnten? Leibnitz fing diesen unwissenschaftlichen Dualismus an, Lessing setzte ihn fort und Kant sprach ihn geradezu als sein System aus. Leibnitz erfand neben seiner Monadologie die Theodicee; Leibnitz ist der Stifter jener Unterscheidung zwischen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft hinaus sind, einer Unterscheidung, aus welcher man noch heute in der Theologie des Pietismus die trivialsten Sätze herleitet. Man muß Leibnitz einen großen Einfluß auf die deutsche Geschichtsauffassung zuerkennen, von welcher sich außer Iselin, der die

englische Methode der Psychologie befolgte, nur noch Kant befreite. Kant näherte sich dem französischen Principe, dem politischen. Seine Schüler machten leider ein juristisches daraus und lösten die Frage über den Zweck der Geschichte in die über den Zweck des Staates auf. Noch sehen die meisten unserer deutschen Rechtslehrer in der Geschichte nichts als entweder die Herrschaft des Gesetzes oder die Herrschaft der Sicherheit oder die Herrschaft des „allgemeinen Wohles“. Das juristische Extrem in der Weltgeschichte ist die Auslegung derselben nach der Offenbarung des Justinian, das theologische Extrem die Auslegung nach der Offenbarung St. Johannis.

Lessing hatte mehr bindenden als trennenden Verstand. Man spricht weniger von seinem Scharfsinne als von seinem Witze. Indem Lessing das Christenthum vernünftigte, hütete er sich, die Philosophie zu derationalisiren. Lessing war ein Feind der atomistischen Philosophie seiner Zeit und haßte sie wie die Regeln Boileau's. Seine teleologische Weise, die Geschichte zu ordnen, seine Idee der Perfectibilität und der Erziehung des Menschengeschlechtes waren die milden und zarten Consequenzen einer Seelenstimmung, die sich von der sanften religiösen Gluth, z. B. der in Moses Mendelssohn's Morgenstunden aufgehenden Wahrheitssonne, gern erwärmte. Lessing machte aus der Geschichte eine pädagogische Dekonomie. Er sah den Arm der göttlichen Allmacht in den verworrensten Perioden walten und faßte alles in die Begebenheiten scharf einschneidende, jede neue die Welt erschütternde Idee, jede Bereicherung der Kenntnisse oder des Glückes der Nationen als eine Stufe der göttlichen Welterziehung auf. So mußte schon bei ihm nach einem förmlichen Plane Sokrates, so Jesus, so Spinoza kommen. Die Geschichte gleicht hier einer Aloe, wo aus dem unten ersterbenden Blatte oben wieder ein neuer grüner Keim hervorschießt. Gott selbst wäre nach diesem Bilde bei dem Pantheisten jener Zeugungskeim, der in ewiger Metamorphose niemals stirbt. Bei Lessing ist er der fromme und gute Gärtner, der seinen Stock begießt bei jedem Sonnenuntergang und der sich zuweilen mit gemüthlicher Pfeife vor ihn hinstellt, um mit den Rauch-

wollen das Ungeziefer von seiner lieben Pflanze zu vertreiben.

Dennoch muß man gestehen, daß in Lessing's Schriften etwas liegt, was dieser wohlgefälligen, genügsamen, beinahe optimistischen Ansicht der Geschichte zu widersprechen scheint. Leset seinen Laokoon! Wie schwelgt da der enthusiastische Antiquar in der Ausmalung jener Griechenwelt, wo selbst die Künste in das Staatsgewebe verflochten waren und sich eine Zartheit des Geistes in ihrer politischen Bevormundung aussprach, die unsere Zeit nun und nimmermehr wieder produciren wird. Der olympische Sieger bekam eine Statue; aber nur erst derjenige, der es dreimal gewesen, erhielt eine solche, die seine eigene Gestalt wiedergab. Man wollte denn doch den Adel der menschlichen Figur bewahren, man wollte durch das Portrait nicht die ästhetische Anschauung des Volkes an das Ordinaire und Zufällige verweisen. Welche beinahe buckligen Statuen giebt es jetzt! Der Unterschied des Alten und Neuen ist eine Kluft. Wie zerfahren und materiell sind unsere Interessen! Wie drängen sich Künste und Wissenschaften durch den Lärm des Tages hindurch! Unser Körper ist verweichlicht, unser Geist ist ohne Harmonie, und selbst das Christenthum muß erst durch dialektische Muthmaßungen und Kühnheiten mit den edelsten Blüten der menschlichen Kultur verknüpft werden. Hätte Lessing diese Vergleichung angestellt, ich weiß nicht, ob ihm seine Perfectibilität nicht wie eine grundlose Schwärmerei erschienen wäre. Sind wir gegen diese griechischen Auffassungen nicht offenbar zurück?

Herder war ein Phänomen, dessen elektrischer Stoff für Deutschland verloren scheint und nichts Aehnliches mehr hervorbringen wird. Er war ein Priester in dem großen Sonnentempel der Natur. Sein Erbtheil war die Poesie, die Entzückung, die Liebe. Er war ein Priester der Johanneischen Auffassung des Christenthums, die von der eifernden des Petrus und der moralisch mystischen des Paulus verschieden ist und keine andern Tempel hat, als duldsame Herzen.

Herder hat die Lessing'sche Methode nicht adoptirt. Im Gegentheil, er schickte in seinen Ideen den Menschen auf seine Jahrtausendjährige Wanderschaft mit dem Abschiedsgruße:

Sorge für dich selbst! Herder's Princip war bekanntlich die Humanität. Was verband er mit ihr? Den ganzen Complex aller der Begriffe, die sich an die Wiege und an den Sarg des Menschen drängen, sowol jenes Terenzische *nil humani a me alienum*, d. h. die Leidenschaft und das Temperament, wie jede Blüthe der Cultur, die sich aus der Benutzung menschlicher Geisteskräfte, ja selbst aus der Benutzung zufälliger Begegnisse entwickeln konnte. Herder findet das Philosophische in der Geschichte schon in der concreten Erscheinung selbst. Mit Ehrfurcht und mit gesenktem Haupte schreitet er zuerst an den unbekanntem Ursachen des Weltalls vorüber, greift aber sogleich hastig nach dem Seile, das ihm die Materie aus ihrer Arche zuwirft, und arbeitet im Schweisse seines Angesichts, um Natürliches natürlich zu verfolgen, um Alles zu retten, was die Triumphe der Menschheit als Werk der Menschheit erhöhen muß. Auf diese Weise tritt er an das erste Kind heran, das im Grase mit den phrygischen Schafen des Herodot spielt, und lauscht, wie sich allmählig das Zungenhäutchen der Sprache löst. Dann ziehen sich schon Spuren von Heerden und nomadischen Völkern durch die unermesslichen Sandebenen, und einzelne Familien rasten in den Dasen und durchfurchen die Erde mit klug berechneten Werkzeugen. Das heilige Saatkorn (Persephone, die Tochter der Demeter), steigt in die Erde hinab und bringt hundertfältige Garben. Die Gerste wird gebrannt auf dem Roste und die Priester streuen sie auf das Haupt des Stieres, der sich zum Opfer beugt. Homer singt den Zorn des Achill und seine Schüler den zwiefach verschlagenen Odysseus. Joniens Himmel, nach dem stehenden Ausdruck, lacht. Die Göttin Athens blickt von den Delbäumen Suniums auf die von Schnäbeln persischer Schiffe besäeten griechischen Gewässer. Thucydides lauscht dem Vater der Geschichte, der in Olympia den Hellenen seine Musenbücher liest. Endlich erlischt die Sonne der Schönheit und die des Ruhmes taucht auf. Rom schmiedet seine Ketten und Mars zertritt die Ernte der Jahrhunderte. Dann folgt tiefe Nacht bis zur Weihnacht. Im Orient flammt ein Stern und aus einer Krippe lacht die neugeborne Zukunft der Welt. Kampf folgt und überall Untergang; auch die

Boten des neuen Himmels ziehen das Schwert. In den entferntesten Gegenden der Erde regt sich ein unbewußtes Sehnen. Die Völker kommen der in der Schlacht fast verlorenen heiligen Standarte, dem Labarum, zu Hülfe, und die Geschichte erhält eine neue Integration ihrer Elemente. Hier konnte Herder noch einmal jene poetischen Wonnen empfinden, die sich in seinen Stimmen der Völker aussprechen. Dann aber bricht sein Werk mit der Hierarchie, mit der Barbarei des Mittelalters ab, und man ist versucht zu glauben, daß ihm nicht die Muse, wol aber das Ideal zu fehlen begann. Die Humanität, mit welcher sich das Princip mittlerer und neuerer Zeit, das egoistische Interesse, nicht zu vertragen scheint, fehlte. Mit den dunkeln Farben, die Herder jetzt auf sein sonnenhelles Bild hätte setzen müssen, fürchtete er, sich den Pinsel zu verderben.

Ich habe in der Schilderung des Herder'schen Gedankenganges schon dasjenige ausgedrückt, was sich gegen Herder's Ideen erinnern läßt. Die Resonanz seiner Seele war zu zart gebaut, als daß sie alle erschütternden und grellen Töne der Geschichte hätte aushalten können. Sie zersprang vor diesen metallenen Glockenschlägen, die aus den höchsten Regionen der Geschichte dröhnen. Herder, nur gewohnt, im Völkerleben die poetische Blume zu suchen, verlor sich in eine zu sanfte und elegische Stimmung seiner Darstellung und verfiel dann, wenn ihn die Ereignisse überboten, in eine mäkelnde und intolerante Methode. Wer kann seine Beurtheilung der Römer billigen? Wer erschrickt nicht, wenn man Herder's Nachgiebigkeit gegen die Ereignisse eben zu einem neuen Princip für die Geschichtsdarstellung erheben mochte, über diesen strengen, abfälligen, fast schulmeisterlichen Ton, den er sich über das durchgebildetste, charakterfesteste und bürgerlichste Volk der Erde erlaubt? Herder kann die Räuberei und Zerstörungsmuth eines Mummius nicht vergessen. Die Bildsäulen und künstlerischen Denkmäler der Griechen, Sophokles und die Weisheit Plato's beherrschen seine Einbildungskraft so sehr, daß er in den Römern nur Barbaren, die entarteten Söhne entarteter Väter, eine tollkühne Verbrechercolonie aus Alba-longa sieht. Da ist die wundervolle römische Gesetzgebung,

die sich seit ältesten Zeiten anlegte, da ist der ganze Bau jener Universalmonarchie und zuletzt das an zahllosen Charakterentwicklungen überreiche Detail der römischen Geschichte dem Manne keiner Rede werth gegen eine Pindarische Ode! Herder verweichte in der griechischen Kunst. Seine Seele ist zu sanft für die Strenge der Geschichte. Aus der Philosophie der Geschichte wurde bei ihm eine Kritik derselben. Herder veranlaßte moralisch-politische Chrieen, die ein eigenthümliches Stadium der Schulbildung bezeichnen; überhaupt wurde die Geschichte für die Jugend nach ihm eine pädagogische, mit Erfahrungen nachgemachte Nutze, die man hinter den Spiegel steckte als strenges Regardez-moi!

Ehe da Friedrich Schlegel sein Bedürfniß einer ästhetischen Sinnenreligion in den Domen des Katholicismus zu befriedigen suchte, hatte seine Ideenentwicklung viele mit Lessing, dessen Schriften er in einem Auszuge herausgab, gemeinsame Punkte. Aber es war doch ein origineller Standpunkt, unter dem gerade er Lessing betrachtete. Wie man in dem Leben von Männern, die man bewundert, gern nach Thatsachen sucht, wo wir sie auch lieben möchten, z. B. ob sie von ihrer Mutter gern sprachen, ob sie eine Blume sinnig betrachteten; so durchsuchte Schlegel die Schriften Lessing's und brachte sich ein Bild von dem Meister heraus, das zwar ganz unähnlich, aber nicht ohne Reiz war. Lessing wurde bei dieser Schlegel'schen Mosaik das vollständige Gegentheil seines Rufes. Ueberall für einen Feind des Christenthums gehalten, macht ihn Schlegel zu einem Feinde des aufklärerischen Deismus. Fast scheint es, als hätte es Schlegel zu schmerzlich vermißt, wenn sich zur Schelling'schen Polemik, welcher Friedrich damals angehörte, nicht die Mäner des bewunderten Lessing zustimmend gefellt hätten. Er richtete den großen Kritiker gerade so ein, wie er ihn als Glorie seiner spätern eigenen philosophischen Expositionen brauchte. Schlegel ging nur einen Schritt — ich möchte lieber statt weiter, sagen zurück — gegen Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts. Schlegel bezog das, was Lessing nur zu Gunsten des Deismus gesagt hatte, in der Geschichte auf das Christenthum und — das war überraschend — sogleich auf den Katholicismus.

Ich erwähne hier Schlegel's Philosophie der Geschichte, ob sie gleich von späterem Datum ist, als diejenigen Erscheinungen in der Wissenschaft, die demnächst charakterisirt werden sollen. Schlegel's Werk ist die letzte Kuppel des Doms der romantischen Schule. Gleich beim Beginn derselben, der Rundgalerie, sind wir in die Untersuchungen Kanne's, Kreuzer's und Görres' über die orientalische Mythe versetzt. Wir reiten auf einem ungeheuren mystischen Elephanten, dem Repräsentanten der Gangesreligion, und hören bald, daß sich die hebräische Urkunde mit der Vernunft und Erfahrung in die glänzendste Harmonie bringen lasse. Dann wird die göttliche Heilsordnung hervorgehoben. Die Sünde ist der Leute Verderben. Man kann es rührend nennen, daß Schlegel noch an seinen alten ästhetischen Studien mit so viel Liebe hing, um doch nicht Homer und Sophokles als Sänger der Lüge zu brandmarken. Er erinnert sich zuweilen, was er vor seiner Bekehrung gewesen. Das Christenthum macht die Halbscheid der Begebenheiten, die Völker beten an und die Peterskirche in Rom wird der Mittelpunkt der Geschichte. Das Zeitalter der Reformation, der Vernunft, des Abfalles beginnt, die französische Revolution ist die letzte Offenbarung des Satan, während hier und da einzelne Glöckchen der neuen Hierarchie ihren süßen verlockenden Ton anstimmen und sich die Zeichen der Zeit zur Wiederkunft des Herrn, d. h. der Wiederherstellung der alten hierarchischen Macht mehren. Der Staat emancipirte sich früher von der Kirche, jetzt wird sich die Kirche vom Staat emancipiren, und das Band, das die Nationen umschließt, wird eine neue gesellschaftliche — Chimäre werden, eine Art Communismus. Dies ist kein System, sondern ein Glaubensbekenntniß, das sich bestreiten, aber nicht widerlegen läßt.

Wenn ich mich hierauf endlich gegen die sogenannte Geschichtsconstruction erkläre, so möchte ich doch nicht, daß man mich für einen Verkleinerer der Hegel'schen Philosophie halte. Dieses System war die nothwendige Schlußfolge einer vierzigjährigen speculativen Aufregung Deutschlands und mußte alle Studien vorangegangener Bestrebungen in seinen Mittelpunkt zusammenfassen. Ich habe selbst zu

den Füßen Hegel's geseffen und aus dem unkünstlerischen Vortrage seiner Lehrsätze die entschiedene Wirkung wahrgenommen, die seine weiten Umrisse, die ungeheuren Conturen seiner Kategorieen auf die Gymnastik der Seele haben. Hegel's concrete Methode, das materielle Füllsel seiner leeren Begriffsschemen machte seine Philosophie zu einem Surrogat der Erziehung, das weder von der psychologischen noch mathematisch=scholastischen Methode anderer Lehrer erreicht wird. Die Masse von eigenen Kenntnissen, die man in Hegel's System vergraben kann, ohne im Besitze verkürzt zu werden, die eigene Durchbildung des Kopfes, die sich mit dem Hegel'schen Systeme immer in einen vertraulichen Zusammenhang bringen läßt, kurz das im Grunde Unverbindliche, Lare, Leichtverwendbare der Hegel'schen Principien schuf eine sehr freie, bunte und der Individualität Alles einräumende Schule, zu der sich die unabhängigsten Geister bekennen lernten. Wir haben hier z. B. nicht die über einen Leisten geschlagene Propaganda des Kantischen Criticismus, diese Heydenreich, Feder, Schmid, Riesewetter, wo Einer immer in Gefahr kam, mit dem Andern verwechselt zu werden, sondern ich erinnere nur an das tiefe Gemüth eines Hotho, an den in hundert Farben blühenden Esprit eines Gans und viele andere ausgezeichnete Hegelianer.

Was ist die Hegel'sche Construction der Geschichte? Ein Demiurgos sitzt mitten im Weltgebäude und sucht mit einem Zirkel die Zahl der historischen Breiten- und Längengrade zu bestimmen. Er hockt dem Schöpfer der Welt auf der Schulter und beginnt am siebenten Tage, wo jener zur Ruhe gegangen, den Himmel und die Erde, die Thiere in und über dem Wasser, die Bäume und den Menschen so nachzufornen, wie er am Uvater sich die Handgriffe gemerkt hat. Geschichtsconstruction heißt, die einzelnen Höhepunkte der Geschichte mit Spinnweben verbinden und das Disparateste zu witzigen Harmonieen zusammenbinden. Sie ist zuletzt prophetischer Natur, sowohl in dem Sinne, daß sie, wie Aeneas es bei Virgil thun konnte, einen August und Marcellus prophezeit, als auch in rein cassandrischem, daß sie das noch wirklich Ungeschehene in der Zukunft zu erblicken

glaubt. Jedem wird hier Mephistopheles im Faust einfallen, wo dieser die philosophische Methode persiflirt, die uns beweist, daß die Dinge nicht nur so sind, sondern auch so sein müßten wie sie sind, und daß gleichsam jedermann kein Anderer wäre, als er selbst. Doch müssen wir hinzufügen, daß das Reagens dieser Geschichtsconstruction die logische Idee ist.

Von der logischen Idee bei Hegel muß man sich eine ausgedehnte Vorstellung machen. Sie ist allerdings zunächst nur ein Begriff, oder, wenn wir dem Meister trauen dürfen, zu gleicher Zeit auch der Inhalt dessen, was der Begriff ausdrücken soll. Sie ist mit einem Worte der metaphysische Urstoff, aus welchem sich die Dinge als die Ideen darüber entwickeln, vielleicht Gott selbst, wenn man Beweglichkeit des Geistes genug hat, sich unter diesem Stoffe nichts Ruhendes und Abstractes, sondern ewig Gebärendes und Schaffendes vorzustellen. Dies hohle Prädicat des Seins ohne Subject, diese noch unbestimmte und unwirkliche Kategorie wird uns immer in die Vorstellung des Nichts verfließen und wir werden jenen Moment ahnen können, wo es noch keine Welt und keine Geschichte gab. Hegel nimmt jene Periode des reinen Seins oder des Fürsichbegriffs als die Periode der Urwelt, wo die Geschichte wie der Dotter im Ei schwimmt, wo die Götter auf der Erde wohnten und das Paradies die Ordnung des Tages war. Geschichte war da noch nicht. Geschichte ist das Product zweier Factoren, und dieser zweite Factor, die Negation, brauste in das Chaos hinein, die Idee stürzt aus ihrem Gehäuse, die Natur öffnet ihren Drachenmund, Geschichte ist das Werk der Rebellion. Hegel kennt nur alte und neue Welt: was in der Mitte zwischen beiden liegt, ist Kampf. Das Mittelalter ist Streit zwischen der Natur und dem Geiste, zwischen dem zweiten und dritten Theile des Systems. Christus war die Idee des Anundfürsich, die in ihren Anfang, aber mit Geistesbewußtsein zurückgekehrte Idee. Sein Reich ist das Reich der Freiheit, Wahrheit, Wissenschaft, des vollständigen dritten Theils der „Encyclopädie“, welcher mit dem Triumphe der Philosophie und beinahe, für den Beurtheiler nämlich, mit

jenem Horazischen Satze schließt: Der Philosoph ist König, Gott, Alles, wenn er nicht zufällig den Schnupfen hat.

So gesund und frisch die Ansicht Hegel's ist, nach welcher man die Wahrheit doch nicht immer an entlegenen Orten suchen möchte, sondern daß man ja stündlich über sie wie über die Thatfachen der Straße stolpere, ferner die Ansicht, daß das Außere der Dinge fast immer ihr Inneres sei und wir uns doch nicht einbilden möchten, was Wunder für große Begebenheiten auf dem Uranus und der Milchstraße geschähen; so möchte es doch schwerlich ein großer Triumph der philosophischen Wahrheit sein, wenn die historischen Facta unseres Erdballs ihre ausschließlichen Belege wären!

Inzwischen will ich der constructiven Methode drei Punkte entgegenhalten, welche ein praktischer Grundsatz und zwei Verlegenheiten sind.

Herder verfiel in den Fehler, die Geschichte kritisiren zu wollen. Hegel übt gegen sie eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringt. Ich klammere mich nicht an die fünffüßige Phrase: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht (der Accent ist auf Weltgeschichte zu legen); denn Millionen Thränen sind in der Geschichte ungetrocknet, tausend Verbrechen ungestraft geblieben, das Recht war immer dessen, der der Stärkere war. Aber in Allem Nothwendigkeit sehen, wo bleibt die Freiheit? Starb in Cato ein Begriff oder eine große edle, hochherzige Seele? War Philipp II., war Robespierre ohne moralische Zurechnung? Ist der Weltgeist der Souffleur aller großen Worte gewesen, die von Menschen gesprochen wurden? Der Souffleur des non dolet der Arria, der sancta simplicitas Hussens und selbst jenes wehmüthig herben Spruches, womit ein Gladiator den Kaiser grüßte: Caesar, moriturus te salutat? Dieser philosophische Schematismus betrügt die Menschheit um ihre schönsten Zierden, die Seele um ihre Erhebungen. Er erzeugt einen indifferenten Quietismus für die gegenwärtige Zeitlage, und selbst wenn dieser richtig wäre, so müßte man ihn bestreiten, weil er der Thatkraft die Sehnen zerschneidet.

Das zweite Unglück der constructiven Methode ist die Sackgasse.

Wo hinaus? Welche Regeln giebt uns der Tag? Dieser, von dem schon Plato träumte, wo alle Menschen Philosophen würden, liegt weit. Und wie es mit der Wiederkunft Christi war, der Eine spricht von tausend Jahren, der Andere: über ein Kleines! Hegel selbst hat sich verleiten lassen, seine eigenen politischen und wissenschaftlichen Verhältnisse für den unmittelbaren Durchgangspunkt der Geschichte anzuerkennen. Er hat an den Staat, welcher seine Verdienste belohnte, eine so entschiedene Mission ausgetheilt, daß man verführt wird, ein ziemlich nahes Ende der gedachten und geschehenen Dinge anzunehmen. Hegel fing alle historischen Strahlen zu jener Sonne zusammen, welcher der preußische Adler entgegenfliegt, und brachte dadurch seine Schüler selbst in Verlegenheit. Gans war lange damit beschäftigt, diesen Saß zu durchbrechen und der freien, von der beigeplanten Vinne'schen Bezeichnung unabhängigen Geschichtsvegetation wieder Luft und Athem zu verschaffen. Irre ich nicht, so ist Gans ein Hegel'scher Socinianer. Er sucht den Moment, die Freiheit und vielleicht selbst den Zufall zu retten.*)

Die Einwürfe gegen die Construction müssen desto schlagender werden, wenn sie im Stande sind, einige Inconsequenzen derselben nachzuweisen. Der Hegel'schen Philosophie der Geschichte schwebt das Bild einer auf- und herabsteigenden Linie oder vielmehr eines Nieder- und Aufganges vor. Das Christenthum ist ihr der mittlere Durchschnittspunkt, der Kreuzweg, wo sich die Bahnen brechen und alle Begebenheiten in eine neue Strömung gerathen. Wie aber, wenn es weltgeschichtliche Ideen gäbe, die sich in der neuen Welt mit Energie geltend machten und aus der alten herüber kamen,

*) Note von 1845. Alles das wurde geschrieben vor Ruge, vor Feuerbach und vor Bauer. Nichtsdestoweniger haben die Hallischen Jahrbücher vornehm auf den Verfasser herabgesehen, der jungdeutschen Literatur unphilosophischen und principienlosen Dilettantismus, abstractes Literatenthum u. s. w. vorgeworfen. Feuerbach's Theorie, das Menschenthum in seiner Tiefe und Schöne zum Maßstabe unserer Gott-erkenntniß zu machen, lag fünf Jahre vor dem Hervortreten der neuesten Entwicklungen der Hegel'schen Philosophie in diesem meinem Buche ausgesprochen. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern lege nur ein Gewicht — auf die Waagschale der Gerechtigkeit.

im mindesten vom Christenthum tingirt zu werden? Noch bis zu dieser Stunde ist die humanistische Bildung die erweislich beste Mitgift, die man dem Jüngling für seine Vermählung mit dem Leben geben kann. Sie hat sich frei erhalten vom Christenthum, ja sie flieht das Christenthum, weil sie fürchtet — vom linguistischen Apparate desselben barbarisirt zu werden. Oder um etwas zu nehmen, was keine Ueberlieferung, sondern in der That eine Institution ist. Wer kann nachweisen, daß das römisch-deutsche Kaiserthum eine Idee des Christenthums ist? Die Hierarchie und das Kaiserthum ist ein Widerspruch, der auf heidnische Verhältnisse zurückgeht. Daß am Weihnachtsfeste der Bischof Zacharias Karl den Großen salbte, habe ich immer nur für eine Ueberraschung halten können, die der Kaiser, er, der Harun al Raschid ebenbürtig grüßen ließ, von jenem Priester als einen Dienst der Höflichkeit annahm. Das Kaiserthum sollte die unmittelbare Fortsetzung der Auguste, Trajane, Constantine sein. Dieser unveränderliche Gedanke, der das ganze Mittelalter erschütterte, schwebte allen deutschen Kaisern vor und beweist, daß die Form der Geschichte nicht Auf- und Absteigen, nicht der concentrische Kreis oder die Spirale ist, sondern der epische Parallelismus, bald congruirend, bald divergirend. Nichts macht namentlich diese Form so einleuchtend, wie der Islam, den die constructive Methode nicht erklären kann. Schon in meiner Skizze über das Leben des jetzigen Sultans führte ich an *), daß diese Methode den Islam gleichsam für wildes Fleisch, für ein Ueberbein, das sich der stürmende Geist der Geschichte getreten habe, halte, und noch jetzt wüßte ich nicht, daß irgend ein Theolog oder Philosoph aus der Hegel'schen Schule den Islam anders behandelt hätte, denn als ein zufälliges Corollarium der neueren Geschichte. Wir wollen sehen, wie in dreihundert Jahren vielleicht ein türkischer Gelehrter die Historie construiren und welche Dinge er für wildes Fleisch ausgeben wird.

*) Gesammelte Werke, Bd. IX. S. 158.

Bevor ich endlich die neuen Gesichtspunkte angebe, unter welchen ich die Philosophie der Geschichte künftig aufzufassen empfehle, mögen hier einige zur Sache gehörende Bemerkungen über den Geist der modernen Literatur ihren Platz finden.

Nach den Systemen eines Spinoza, Descartes und Leibnitz brach über die europäischen Literaturen eine Art philosophischen Dilettantismus herein, welchen man mit dem Namen der Encyclopädistenperiode zu bezeichnen pflegt. Jede Literatur stockt, wenn das System über sie die Autorität gewinnt. Der Gedanke, der aus dem System kommt, ist todt, well wie die Blume des Herbariums. Styl und Abwechslung geht beim Siege des Systems verloren. Emancipation vom System ist Fortschritt.

Welches sind die schlagendsten Ideen? Diejenigen wahrlich nicht, die aus dem Systeme herausfallen. Spinoza war ein größeres philosophisches Genie als Lessing; aber keine Idee Spinoza's ist so lebendig, so schöpferisch und so vieler Konsequenzen fähig, wie eine Idee Lessing's. Dies ist ein Gesetz der Literaturgeschichte: Nach der Blüthe der Systeme springen die subjectiven Andern. Einzelne Köpfe arrondiren sich gerade so weit im Systeme, als es nöthig ist, um einen gewissen Zusammenhang in seinen Ideen zu haben; das weitere Band ist der Charakter, die Laune, der subjective Einfall, kurz alle Tugenden und freilich auch alle Fehler des Encyclopädistismus.

Einige junge Doctrinäre in Deutschland wollen unserer neuesten Literatur den Vorwurf machen, daß sie auf die bezeichnete Tendenz hinausläufe. Ich glaube, daß die Thatsache richtig ist, nur ist es unrecht, sie eine Nachahmung zu nennen. Ich glaube, daß unsere deutsche Literatur einen neuen Charakter annehmen wird, der aber zunächst in nichts Anderem bestehen dürfte, als in der Emancipation von der Schule und vom System. Man sollte die Geburtswehen dieser Literatur erleichtern helfen, da es sich um die Garantie unserer literarischen Zukunft handelt.

Zersekende, verneinende, trennende Principien! Von Prin-

icipien war noch bis jetzt nicht die Rede, sondern nur von einer neuen Integration unserer Literatur durch einzelne Köpfe, welche die mumienhaft von den Systemen umwickelte Wahrheit lösen, zwischen der Schule und der eigenen Individualität die Straße des Lebens halten wollen. Und wenn auch die Poesie dieser Periode einen eigenen Charakter tragen sollte, so wäre es billiger, diesen erst zu studiren, als ihm die Merkmale des achtzehnten Jahrhunderts aufzuzwängen. Ich finde in einigen neuen Productionen weit mehr Positivität, als in den Spielen der romantischen Schule. Diese Abschweifung machte ich, um meine Gleichgültigkeit zu beweisen, wenn mein Werk etwa der Vorwurf trifft, daß es keinem System angehört. Ich ziehe vor, in der Philosophie ein Virtuose, als ein Schüler zu sein.

Der erste Fehler, in welchen der construirende Geschichtsphilosoph zu verfallen pflegt, ist das lange Verweilen bei der Schöpfung, bei der Erde, bei der Urwelt. Die Geschichte beginnt nicht mit dem ersten Menschen, sondern mit dem ersten Charakter. Ihr Signal ist die erste That. Was ist historische That? Die Geschichtsphilosophie hat sich nur mit dem Begriff der historischen That zu beschäftigen. Was ist Begebenheit? Die Erweislichkeiten der alten Geschichte liegen vor uns, die mittlere Zeit ist gelichtet, in der neuern Geschichte leben wir. Eine Philosophie der Begebenheiten oder auch das, was der Geist der Geschichte genannt wurde, ist ein Nachweis der innern Analogieen, welche sich in den historischen Facten finden. Philosophie der Geschichte ist die vergleichende Anatomie der Ereignisse, gerade wie uns Baco, Locke, Hume und Kant auf den Ursprung des Erkennens zurückgewiesen haben. Der Gegenstand dieser Philosophie ist in weit höherem Grade der handelnde, als der leidende Mensch, immer aber der Mensch in der Autonomie seiner Freiheit und schwächer oder so stark wie sein Wille. Man wird die göttliche Assistentz nicht leugnen können, aber doch einräumen müssen, daß die Geschichte zunächst des Menschen wegen da ist und daß eine Philosophie derselben die innere Dialektik der Begebenheiten ist. Die Physiologie z. B. entwickelt die innern Bestandtheile des thierischen Körpers, das Verhältniß des Fleisches zu

den Muskeln, der Muskeln zu den Knochen, die Physiologie lehrt nicht, wie Gott den Menschen schuf, noch weniger, wie er ihn erhält, sie überläßt jenes der Theologie oder Naturwissenschaft, dieses der Medicin und Diätetik. Ebenso ist das Object der Historiologie nichts als der moralische Mensch, der Mensch in seiner einmal bekommenen Ausstattung, in seinen Beziehungen zur That und zum Ereigniß. Unter Philosophie der Geschichte sollte man nur eine Wissenschaft verstehen, welche ihre drei Theile hat, einen anatomischen, einen physiologischen und einen dialektischen. Der erste gäbe den Thatbestand dieser Wissenschaft, die historischen Factoren unter dem Gesichtspunkte der Vereinzelnung aufgefaßt, der zweite eine Philosophie des historischen Menschen, und der dritte eine innere Verknüpfung, Analogie und Verwandtschaft der Begebenheiten und den Versuch, das in allen Zeitlagen Gemeinsame und Gleichartige nach kritischen und mathematischen Gesetzen zu entwickeln. Man hat so viel paränetische, fromme, rührende Zwecke in die Geschichte gebracht, daß ihre Philosophie eher Alles, als eine Erklärung derselben geworden ist. Geschichte ist jener tausendjährige blutige Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Natur und Geist, sie ist eine Abwechselung von Sonnenschein und Ungewitter. Was will hier die Philosophie? Ausglätten, richten, versöhnen? Die kalte Geschichte erwärmen und das Grausame behaglich machen? Wenn die Philosophie der Geschichte eine Methode hat, so ist es die der erleuchtenden Fackel, hat sie ein Ziel, so ist es dies, das Aehnliche zu verknüpfen, und hat sie eine Folge, so ist es die, daß wir auf unserer Hut sind und vom Geschehenen etwas lernen.

Dieser Auffassung gemäß dürfen zuerst die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben. Alles, was uns schematisch vor Augen steht, ist Hinderniß unseres Verfahrens. Das Christenthum muß als Thatsache der Religionsgeschichte verehrt werden, als ein welthistorisches Ereigniß, wo aus kleinen Anfängen große Schlußfolgen entsprangen; aber aufhören muß es, jene Scheidewand der Begebenheiten zu bilden, welche wol das ästhetische Gefühl der Symmetrie, nicht aber die historische Wahrheit befriedigt. Kann z. B.

etwas diese unmittelbare, vom Christenthum unabhängige Vermischung und Fortsetzung der Zeiten deutlicher beweisen, als die heutige Griechennation? Die Thatsache (nicht mehr die Hypothese) weiß von diesen Griechen, daß sie Slaven sind, daß Namen wie Bozaris und Zavellas nur aus den asiatischen Steppen kommen konnten, und doch halten sich diese Enkel der Barbaren für die Enkel des Miltiades und Spaminondas und leben nicht im Bewußtsein der Lüge und Adoption, wenn sie an Marathon erinnern, sondern im Bewußtsein ihrer echten hellenischen Herkunft. Da stöß alte und neue Zeit in einander. So wenig sicher sind jene Grenzpfähle, welche Historiker und Philosophen für die Geschichte gesteckt haben.

Sodann vertausche man das Reagens der logischen Idee mit dem Reagens des Zufalles. Man verstehe mich recht! Die Geschichte soll nicht das Werk des Zufalles, sondern der Zufall soll der Prüfstein der Ereignisse werden. Die Ereignisse haben immer etwas an sich, was ihnen erlaubt hätte, auch etwas Anderes zu werden, als sie wurden. Nachzuweisen, daß die Dinge gerade nur das wurden, was sie sind, ist wahrhaftig nicht philosophisch! Umgekehrt, der zweite Keim, der negative, gehört der Speculation an, denn ist eine einzige That ihres Zusammenhanges wegen gethan? War der Gedanke an den Augenblick nicht früher da, als der an die Ewigkeit? Ich sollte glauben, die Geschichte ist allgemein genug; es käme jetzt darauf an, sie zu individualisiren.

Jeder, der noch nicht von einem neuen System zu sprechen wagt, wird wenigstens über die Methode desselben ein gebildetes Urtheil haben. Mein Buch ist noch keine Philosophie der Geschichte in meinem Sinne, es sind Vorstudien dazu. Wenn es sich hier um ein System der Moral handelte, so würde ich sagen, ich will in meinem Buche zunächst nur auf die Gesinnung wirken. Man hat so viel Glaube, Liebe und Hoffnung auf die Geschichte ausgegossen, daß meine salbunglose Darstellung jedem kräftigern Geiste willkommen sein wird.

I.

Ueber die todten Kräfte der Geschichte.

Jean Paul hat in seiner Sonnenrede jenen vernichtenden Gedanken auszudenken gewagt, den Uebergang der Zeit in die Ewigkeit. Alles, was wir denken und fühlen können, wird durch die beiden Bänder von Zeit und Raum zusammengehalten. Wie niedere und höhere Luftschichten fließen beide in einander. Sie sind der eigentliche Athem unseres Daseins, ja Jean Paul hätte bedenken sollen, auch der Athem der Poesie. Denn niemals läßt sich jene wirre Phantasie, welche Zeit und Raum übersflügelt, vor ästhetischen Gesetzen rechtfertigen. Dante mischte immer noch etwas Historie, Milton immer noch etwas Mythe in die Einbildungskraft. Jean Paul gefiel sich in jenen Zeit und Raum überspringenden Gestalten, die den fürchterlichen Unthieren gleichen, die man in einem Glase Wasser durch mikroskopische Vorrichtungen wahrnimmt.

Also Eines haltet wenigstens fest, den Raum, diesen flüssigen Aether, der nichts ist, als unser Gedanke. An die Gestirne und die Erde, von denen sich die Phantasie doch niemals losreißt, klammert euch; nur dies versucht einmal einen Augenblick, die Anschauung der Zeit in euch zu ertöbten.

Saturn hat seinen riesigen Arm um die Welt geschlagen. Im Stundenglase, das auf seinem Schooße steht, rieseln lautlos die Jahrhunderte. Noch ist sein Auge wach: sein Auge ist die Zeit selbst, der Augenblick ein Jahrtausend.

Nun aber schliche über diese ermüdeten Wimpern die leise Dämmerung des Schlafes. In dieses helle, mit buschigen, weißen Brauen behangene Auge zöge die Nacht mit ihrer lösenden Kraft, die Nacht mit ihren gaukelnden Gestalten, und der greise Gott der Jahrhunderte wäre gefesselt von der unbesiegbaren Macht des Traumes.

Nun wäre freilich, im unendlichen Raume schwebend, die Erde da. Aber die Unterschiede der Zeiten irrten phantastisch durcheinander. Keine Epoche ist mehr eingeklammert, keine Thatsache mehr gefesselt, die Völker und die Jahrhunderte mischten sich zusammen. Der Germane stünde lauschend an jener Säulenhalle, in deren innerem Hofe unter säuselnden Platanen der Grieche seine Weisheit hört. Napoleon läge über den Schultern Machiavell's und blickte lächelnd in den Fürsten, an dem der große Staatssecretär schreibt. Friedrich nähme aus dem Munde des Epaminondas jene Regeln der schiefen Schlachtordnung, die aus Collin ein Leuktra hätte machen können; und Raphael zeichnete nicht die Bäuerin auf dem Felde, um Kirchen zu schmücken, sondern die Königin des Himmels selbst mit ihrem ernstern Kinde.

Genug des Bildes! Ich möchte von meinem träumenden Saturn eine philosophische Anwendung machen. Welche Fäden spinnt das Alterthum in die neue Zeit hinüber? Ist unsere Zukunft die Rückkehr einer endenden Schlange in ihren Anfang? Welches sind die schlummernden Kräfte der Geschichte?

Schon in des Orients alten Sagen lebten die im Christenthum verklärten Ideen. Auch bei den Persern war im Anfang das Wort und das Wort war Gott und wurde in Mitra Fleisch, das Wohnung auf der Erde machte. Noch heute lebt in Tibet jene ewige Fleischwerdung Gottes, eine permanente Idee, in welche sich fromme Knaben hineinstudiren, um die sichtbaren Träger des Unsichtbaren zu werden. Im fernsten Indien gestaltet sich dreifach die Epoche der Offenbarung; in den blühenden Gärten, wo Krishna wandelte, ist Christus schon einmal angebetet worden. Sollten jene drei Weisen, die aus Morgenland kamen mit ihren Geschenken, nicht das Symbol dieser Identität der Zeiten, das Traumsymbol Saturn's gewesen sein? Flimmert nicht auch in der griechischen Mythe Herkules als Sonnengott, der in der Erde die Hölle bezwang und, von seiner eigenen Liebe verrathen, sich auf dem Detaberger opferte? Auch zwischen Orient und dem Norden weben sich geheimnißvolle Bänder. Die Wal tyre, die in der Schlacht würgt, und die Keren, die ihre

Todesloose auf die scamandrische Ebene schütten, die Mären im Hause des Meleager und die Nornen am Herde der Asgardischen Helden, sind in ihrer Verwandtschaft phantastische Zusammenwürfelungen des Zeitengottes. Man sollte glauben, daß die Menschheit nur ein einziges Individuum sei, das sich in den so schmerzlichen Illusionen dieser Welt millionenfach widerspiegelt.

Diese Verwandtschaft fehlt in der Historie selbst nicht minder. Denn hatte Rom nicht seinen Berg und seine Giroude, wie einst Paris? Ostracisirten die Florentiner nicht die Verdienste ihrer Bürger, wie die Athener auch? Und lag in dem, was in den Schluchten des Tangetus die rauhe dorische Philosophie erzeugte, nicht schon Alles, was später St. Simon und Fourier über Frauen, öffentliche Erziehung und gemeinschaftliche Mittagmahlzeiten gelehrt haben?

Die Geschichte ist demnach eine ewige Regeneration. Ihre Erscheinungen sind elastisch: sie geben nach, sie dehnen sich wieder aus. Eine Epoche restaurirt sich durch die andere. Das Alterthum und die Griechenwelt sind nicht verloren. Wo war das Christenthum im sechzehnten Jahrhundert? Die classischen Studien hatten es verdrängt. Luther mußte wieder an den alten Born der Bibel zurücktreten, um eine neue Religion zu stiften. Das Zeitalter der Revolution warf die Menschheit noch weiter zurück, in die Anfänge der Kindheit, in die Experimente einer Philosophie ohne Voraussetzungen. So wirren sich die Zeiten durcheinander und eröffnen uns eine Ahnung in jene Ewigkeit, wo keine Parthei, keine Autorität mehr gelten und die Geschichte liegen wird, offen und nackt, wie der Boden eines Teiches, von dem man das Wasser abließ. Wie erhaben jener Tag, der nicht mehr Tag ist! Jener Moment, wo das unsichtbare, dünne Gewebe unserer Anschauungen, diese Kategorie der Zeit, von dem Ewigen, nämlich dem menschlichen Geiste und seiner That, abfällt, wo man euch überraschen wird in den Armen Plato's oder sitzend im Schooße Christi, wo sich Brutus und Cäsar begrüßen werden und Robespierre erschrickt, vor den gewaltigen Schultern Danton's zu stehen!

Aber nicht nur die schlummernden, sondern auch die todtten Kräfte der Geschichte verdienen Beachtung, jene zeitlosen über die Erde ausgestreuten Möglichkeiten, jene an alles Leben ausgetheilte historische Dynamis. Same der Geschichte fiel überall hin, auf den Weg, auf den Stein! Das fruchtbare Feld war oft nur dasjenige, wo zufällig ein Geschichtschreiber die Ernte sammeln konnte. Ich will hier einige solcher Momente hervorheben, denen man geschichtliche Rechte nicht streitig machen sollte.

Im östlichen Asien blüht seit Jahrhunderten die „Blume des Weltalls“ China, der Mittelpunkt der Erde. Beweist irgend ein Land, wie unwesentlich die westlichen Begebenheiten an und für sich den Zwecken der Menschheit sind, so ist es Chinas in graueste Vergangenheit sich verlierende Cultur. China ist noch heute, was es zu Zeiten seines Messias war. Höhere und niedere Künste, praktische und theoretische Wissenschaften blühen ohne historischen Anfang in jenem Lande der Mitte, das Schießpulver und die Buchdruckerei kennen die Chinesen lange vor den Europäern. Was bleibt von unserer mit so viel Plan und Nothwendigkeit gezeichneten Geschichte übrig, wenn diese Erfindungen, die für uns Epoche machen und einem Satze des Systems Steigerung geben, schon um tausend Jahre früher von einem Volke gekannt waren, das man immer als außer dem Bereiche der universalhistorischen Entwicklung befindlich darzustellen pflegt? Die Constructionphilosophie nimmt z. B. China nur für den Ausdruck der leeren, wesenlosen Abstraction der Bildung und erkennt diesem Lande nur eine einzelne in der Geschichte von ihr repräsentirte Idee zu, die patriarchalische Staatsform. Aber was kann die innere Natur Chinas matter ausdrücken, als dieser Begriff des Patriarchalischen, den wir in jeder andern Phase der asiatischen Cultur, nur nicht in der chinesischen antreffen! Das chinesische Princip ist ein aus dem Naturleben weit herausgerücktes, ja, fast möchte man sagen, bürokratisches Princip. China hat Institutionen, die mit den Theorien Law's und anderer moderner Staatswirthes mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Naturweisheit eines Abraham, der da weiße Ziegen und schwarze Böcke zu=

sammen that, um buntes Vieh zu erzielen. Das chinesische Problem wird uns die Philosophie nicht lösen, wenn sie auf ihren Kategorien der Nothwendigkeit besteht. Denn was ist selbst der Einwurf, daß China kein Gemüthsleben habe, anders, als eine Unbekanntschaft mit der chinesischen Literatur? Wahrlich, ich glaube, daß die Herzen auch ohne das germanische Princip warm werden können! Die chinesische Poesie ist das zarteste, was der Orient hervorgebracht hat. Diese sinnige Betrachtung der Blume, diese sanft ausgespinnenen Seufzerfäden des Schmerzes, diese Klagen der verkauften Braut des Harems um ihren fernen Geliebten, diese rührende Polemik gegen die bestehenden Sitten- und Staatsgesetze — ist dies Alles darum weniger empfindungsvoll und tief, weil es nicht die germanische Gefühlsprobe überstanden hat?

Auch mag es nicht Fabel sein, daß in entlegenen Gegenden der Erde politische und moralische Organisationen existiren, welche von unserer adoptirten Weltgeschichte unabhängig Höhengrade erreicht haben, die wir sonst nur gewohnt sind, in den Strömungen der bekannten Geschichte zu finden. In Abyssinien soll es einen jüdischen Staat geben, den einige Flüchtlinge nach der Zerstörung Jerusalems gebildet haben. Jedenfalls enthält das Innere von Afrika Völkerexistenzen, die mehr als nomadisch sind, die dem Löwen und Tiger die Herrschaft der Wüste ließen und sich selbst die der Dasein sicherten. Die Geschichtsconstruction spricht der afrikanischen Race die Geschichtsfähigkeit ab und nennt auch Amerika das wiedergekäute Europa. Die Neger und Indianer sollen nur auf jenen Stufen stehen, welche die europäische Bildung überwunden hat; ihre Bestimmung soll die Verflüchtigung in die kaukasische Race sein, als wenn es jemals gelingen könnte, sozusagen, einen Neger weiß zu waschen. Zur Prüfung jener abfälligen Urtheile empfehle ich die Beobachtung der Negercolonie Liberia. Sie wird zwar noch lange eine Treibhausanstalt sein, wo sich der auf den Neger geimpfte europäisch-amerikanische Stoff kümmerlich entwickeln wird; doch nichts sagt dafür gut, daß sich nicht in den Enteln schon wieder das alte hyrcanische Blut regt und die Geschichte jener

Colonie Beobachtungen zuläßt, welche beweisen, ob irgend eine menschliche Individualität für die Geschichte absolut ohne Prädestination ist.

Auch den asiatischen Völkern will die Philosophie kein Zugeständniß machen, ob in den Europäern gleich die Ahnung lebt, daß sich der Orient noch einst auf den Occident werfen und Baschkiren die edelsten Blüten der Cultur zertreten werden. Hier fühlt die Ahnung der Völker vielleicht tiefer, als die Philosophie. Nur dies ist ungewiß, ob diese Reaction ein Glück oder Unglück für Europa sein wird. Hier ist eine todte Kraft der Geschichte, die mit dem Donnerton der Kanonen zum Leben erwachen wird. Doch glaube ich, nur die erste Vorpostenlinie ist ein Verlust für die Cultur. Hinter Rußland liegen die Hochsteppen Asiens und werden von frommen und in Sitten strengen Völkern bewohnt. Kämen diese in eure Städte, sie würden vielleicht Worte mitbringen, die so viel als ein Mann sind, Tugenden der Mäßigung, Zucht im Verkehre der Geschlechter, eine Sprache mit offenen und ungeschminkten Ausdrücken und einen Staat, der das volle Gegentheil des dann vielleicht bei uns herrschenden Communistenstaates bietet. Vielleicht sehen die Räuber das Eigenthum wieder in seine Rechte ein. Jede Nation, die das Pferd liebt, hat historische Prädestination.

Und wäre diese Lüftung unserer verstockten und verschimmelten Gefühle, die frische, gesunde Integration unserer gesellschaftlichen Extravaganzen und Raffinaden kein Glück oder nur ein humoristischer Traum; so bliebe noch die eine Erklärung des nothwendig auferstehenden Orients übrig, die in den unauflösllichen Schwierigkeiten des europäischen Statusquo liegt. Diese Wirren und Gegensätze lösen sich nicht durch eigene Kraft. Die europäische Revolution ist durch die französische für ewig eine unmögliche geworden. In einer so künstlich gesteigerten Existenz, wie die jetzige Europas ist, in dieser allgemeinen Noth, um die seufzende Natur und die disparatesten Interessen zur Effectuirung des Augenblickes und der Lust, die man athmen muß, zu benutzen, ist an Entsa-

gung, an demokratische Aufopferung, an eine demokratische Stimmenmehrheit nicht zu denken. Europa wird viel Tumulte, aber aus sich selbst keine Revolution mehr haben. Wie nun, wenn das asiatische Princip, das sich durch Rußland auf uns werfen wird, zuletzt seinen eigenen Zweck verfehlte? Wenn für die religiöse und politische Freiheit Europas die asiatische Maxime der unermesslichen Staatendistricte eine glückliche Chance wäre. Ich meine: Das theilende Princip ist das herrschende, das bindende, das befreiende. Wäre es möglich, Europa in ein einziges, unter einer Controle stehendes ungeheures Khanat verwandelt zu sehen, so müßte der Tag der Freiheit ein allgemeiner sein. Der Jubelruf am Tajo würde sein Echo an der Nawa finden.

Welches ist in der Geschichte der rechte Moment? Man sagt, die providentielle Nothwendigkeit. Doch könnte man nicht auch sagen: Der einfache Conflict der Umstände? Die Ungerechtigkeit der Vielheit gegen die Einzelheit oder wie man diese Bevorzugung des Einen vor dem Andern durch Glück, Stellung, Geleit und sonstige Umstände nennen mag? Viriathus konnte so groß wie Sulla, Spartacus so groß wie Marius werden. Man sagt, für Luther sei die Zeit reifer gewesen, als für Huß, doch hätte Luther nur in Prag leben und statt nach Worms nach Konstanz berufen werden dürfen, so hätte ihm selbst das sechzehnte Jahrhundert jenen Scheiterhaufen gebracht, den Calvin noch für Servet anzuzünden wagte. Gottes Wille kann es wahrlich nicht gewesen sein, den trefflichen Huß fallen zu lassen, um Luthern den Sieg zu geben. Die pädagogische Geschichtsansicht, dies ewige Manövriren mit der Hand Gottes, auch die Berufungen und Dankfagungen gegen Gott, kommen auf Trivialitäten heraus.

In einem und demselben Menschen kann das Entgegengesetzte von dem, was er zeigt, schlummern. Der Mensch ist immer das, wozu ihn seine Lage macht. Die bestgearteten

Menschen geriethen in die Strudel der französischen Revolution, und wurden, wozu sie die Vorsehung niemals prädestinirt hatte, Henker. Ich bin erschüttert, wenn ich an einen Charakter jener Zeit denke, über den Charles Nodier eine zu romantische Skizze geschrieben hat, Eulogius Schneider. Dieser Unglückliche war ein deutscher Geistlicher, ein Weltpriester, der sich Rhetorik und schöner Wissenschaften befleißigte. Schneider lebte in Bonn, schon während des Ausbruches der Revolution, und lehrte an der dortigen Hochschule Poesie und Beredtsamkeit, so weit der Katholicismus solche Fächer zu behandeln erlaubt. Ich besitze seinen in Bonn gedruckten Leitfaden der Aesthetik, dessen Dedication im naivsten und unbefangenen Tone an den Curator der Universität, den Grafen Spiegel zum Desenberg, gerichtet ist. Wie schwärmt der junge Docent über die Quellen der Schönheit, über das Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, über die Erhabenheit eines Klopstock und die Theorien von Sulzer und Eschenburg, wobei es ihm eine heimliche Freude zu machen scheint, alles das in den Katholicismus einzuschwärzen! Mit pedantischer Gewissenhaftigkeit giebt Schneider alle rhetorischen Wendungen an, das Zeugma, die Hendiadys, die Metonymie; keine Silbe verräth den spätern Advocaten der Guillotine. Schneider ist ein empfindsamer Schwärmer für die Musen und Grazien, und eine einzige Straßburger Reise macht ihn zum Apostel des Schreckens, zu einer Furie, die St. Just an das Tribunal in Paris überliefert. Mittelglieder zwischen der Definition über die Hendiadys und dem Schaffot fehlen. Ein böses Herz! soll man sagen? Die Manie des Jakobinismus beweist noch immer kein böses Herz.

An die harmlos vegetirenden Völkermassen, an die stille Existenz auf dem Lande möchte ich fast sagen und an abgelegene Daseinskreise legt euer Ohr und lauschet auf das geheimnißvolle Rollen der Räder, die kein Auge sieht, auf das Sprühen und Glühen elektrischer Funken, die aus unsichtbaren Stoffen springen! Gott säete auf jeden Fleck der

Erde die Möglichkeit der Geschichte, und noch sind ihre ergreifendsten Momente immer da ausgebrochen, wo von ihnen die geringste Ahnung war. Die feuerfangende Materie ist überall. Ein zufälliger Funke, der hineinfällt, giebt die Entscheidung. Ich habe Scheu vor jeder Scholle, auf der ich stehe. Der Erdgeist gleicht dem Geist im Hamlet und nimmt mit seinem dunkeln Schwöre! bald hier, bald dort eine Existenz oder ein Individuum in den geheimnißvollen Dienst der Jahrhunderte.

II.

Die natürlichen Voraussetzungen der Geschichte.

Ob die Erde allmählig aus dem feuchten Aether herabtröpfelte, ob diese Masse durch das kosmische Gesetz der Bewegung eine runde und haltbare Form bekam, oder ob aus dem Gedanken Gottes die elektrische Weltmaterie blitzte (der Elektricismus bildet den Uebergang vom Unsichtbaren in's Sichtbare) und die Schöpfung das Werk vulkanischer Zerstörung war; dies geologische Problem liegt außerhalb der Geschichte. Auch jene riesigen Ungeheuer der Urzeit, die den Grund des Meeres bewohnten, jene entsetzlichen Cuvier'schen Quadrupeden, die in den baumhohen Farrenkräutern schlummerten, diese Mammuthen, deren letzter Nest der fromme, kluge, von sechstausendjähriger Weisheit so plumpe, schwerfällige Professor der Thierwelt, der Elephant, ist — das alles ist eine Belustigung des Witzes und der Neugierde, aber kein Gegenstand der Geschichte. Und zuletzt selbst der Mensch, diese letzte Zusammennahme der natürlichen Kräfte, diese letzte Feierstunde der fast verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie, dieser Ehrenwein, den die Natur so lange hatte gähren und reifen lassen und dann beim verklärten Lächeln der Sonne mitten in die erstaunte Schöpfung stellte, als Letztes, Bestes, Gelungenstes — auch an den ersten Menschen

— zumal wenn man ihn durch den Affen parodirt — knüpft sich der Anfang der Geschichte nicht. Adam und Eva gehören der Philosophie und der Dichtkunst an.

Die menschlichen Fähigkeiten sind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil an ihrer Verwendung. Wer vermag in Betreff der Sprache schon das Mehr oder Weniger ihrer primitiven oder secundären Einflüsse zu bestimmen? Die Annahme einer Ursprache ist ein Problem der Philosophie; aber jene zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, die das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Factum der Geschichte, das auf Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem mit Sprachfähigkeit ausgestatteten Menschen vor; ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogenbrausen, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lautereren oder sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen-, Thier-, Steinwelt spricht, gaben den Nationen die Themata, die sie mit gelehriger Zunge nachschmalzten und nachzwitterten. Der Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die griechische Sprache ist der griechische Himmel selbst mit seiner tiefdunkeln Bläue, die sich in dem sanft wogenden ägäischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluß der Natur ein fast unwillkürlicher und vom Volke mit der Luft eingesogener, während in den semitischen Sprachen noch die ängstliche Nachahmung der Natur waltet, eine Nachahmung, die mit Lippe, Zunge und Nase die vorsprechende Lehrerin zu imitiren sucht. Und zuletzt ist dort, wo die Natur kalt, öde und stumm ist, wo nur zuweilen der Eisvogel über schneeige Gefilde flattert, die Sprache arm und unbeholfen und der Ton in ihr, so wie in den nordischen Sprachen, singend und klagend oder, wenn noch höher hinauf, der Ausdruck des Schreckens vor einem kleinen Geräusche neben der Hütte, die der Lappländer in die Erde gräbt, um sich vor der Wuth des Nordwindes zu schützen.

Die Scholle beherrscht den Menschen. Ihre Mißgunst macht ihn zum Nomaden, ihr Wohlwollen zum Ackerbauer. Sie leitet ihn zu Erfindungen an und lockt ihn sogar in ihren Schooß, um die Metalle an den Tag zu fördern. Jedes Phänomen der Natur kann für die Geschichte zum Hebel werden. Ein Fluß, der Nil, ist seit erdentlichen Zeiten die Pulsader des ägyptischen Lebens. Die Aegypter hängen noch immer in ihrem Glauben und ihren Sitten mit dem Nil zusammen. Ihre Religion ist ein Vogel, der aus diesem Schlamm das Ungeziefer frißt. Der Nil überschwenmte nicht nur das Land dieses Volkes, sondern auch seine Begriffe, seine Philosophie und Andacht. Hat der Glaube an die Seelenwanderung nicht seine Quelle im Nil? Man hielt die Thiere dieses Flusses für heilig, man hielt es für eine Belohnung seines Glaubens, dereinst zu irgend einem Ibis oder Krokodil „versammelt“ zu werden und göttlicher Ehre zu genießen. Wenn den Aegypter eine verzweifelte Scheu vor dem Verwesenen beherrscht, wenn ihm Alles daran liegt, seinen Todten die Möglichkeit der Metempsychose zu verschaffen, so haben selbst die Künste und Wissenschaften in jenem Lande der Räthsel ihren Grund in dem Räthsel des Nil. Seine Anwohner erbauten unermessliche Steinkolosse nicht für die Masse, wie die Römer, ein Volk des Universalismus, sondern für ein einziges Individuum, irgend einen Cheops, dem sie die Ehre sichern wollten, unverfehrt vielleicht in den Leib einer Katze zu fahren.

Ohne Furcht, mit einem Schematiker in der Geschichtsphilosophie verwechselt zu werden, nenne ich Indien das Land der Geburt, Aegypten das Land des Todes. Es ist bekannt, welche Parallelismen beide Länder verbinden. Nicht nur die indische Einwanderung in Aegypten wird für historisch gehalten, sondern auch die Eintheilung in Stämme und Kasten ist ein Gemeingut beider Länder. Aber in Indien sind alle Symbole, alle Beweise für Volksbegriffe auf die Idee der Geburt und der Zeugung gerichtet; weil, wie der Schematiker sagen würde, Indien der Uterus und Asien die Wiege des Menschengeschlechts ist. Gesezt, diese Erklärung wäre mehr als ein Einfall, wie käme Aegypten zur correspondirenden

Rolle des Todes? Ging vielleicht die indische Colonie nach Aegypten, um auszudrücken, daß der Blüthenstengel des Lebens auch immer schon der Nagel zum Sarge ist? Wenn auch; warum aber für Aegypten diese Rolle? Warum nicht für Thule? Was gab Aegypten der Geschichte? Nichts. Die ägyptischen Todesgedanken sind unleugbar; aber sie kommen aus der Seelenwanderung, diese kommt aus der Verehrung des Thieres, und die Thiere kommen aus dem fruchtbaren, segensreichen Schlamme des Nil. Der Nil ist die Offenbarung der Aegypter.

Die Philosophie und das Christenthum nennen die Natur ein mürrisches, böses, willkürliches Princip. Gott halte die Natur nur so beim Nacken, im Ganzen und Großen, doch winde sich und ringe der schwarze Fürst der Erde, die Zähne bald hier, bald dorthin fletschend. Er vergifte die Gewässer und schlage mit den Ruthen der Pestilenz über die Erdstriche, die verdorren. Der schwarze Tod mähte im Mittelalter alle Straßen der Städte öde und Satan lacht, daß eine Religion entsteht, die Gott mit dem blutig gepeitschten Rücken des Flagellantismus verehrt. Diese schadenfrohe Natur, ja, ja, dieses unerklärliche Weh der Welt, die absolute Negation des väterlich fürsorgenden Christengottes, springt unvermuthet über jeden Calcul und zerstört den Schematismus der Geschichte, wo er vorhanden scheint. Sie treibt da wol auf dem ruhigen Meere zu den Füßen des sinnenden Columbus Muscheln, Pflanzen, Baumrinden, ja selbst den Leichnam eines rothgezeichneten Menschen und lockt mit diesen verführerischen Wahrzeichen einer fremden Welt den ehrgeizigen Genuesen. Nun aber, dies Amerika mit seinen Sonnentempeln und Goldadern, so schön entwickelt eine Braut für den Bräutigam Europa! Aber dieser gab der reichen Erbin, dem frommen Infantinde, statt Küsse die Umarmung des Krieges, grausame, blutige Freiwerber und das Loos einer zitternden, gefesselten Sklavin. Ist das Alles göttlich? Weltplan?

Es scheint, daß immer, wenn sich die moralischen Gesetze der Geschichte erschöpft haben, die Natur an ihrer Stelle neue giebt. Wie welterschütternd und geschichtserzeugend sind seit den letzten drei Jahrhunderten jene Entdeckungen gewesen, die man in der Benutzung der chemischen Naturgesetze machte! Die Natur kehrt Seiten heraus, die immer geheimnißvoller werden. Jene Explosion, die zusammengeschnittene Kohle, Schwefel und Salpeter erzeugten, brachte eine Revolution des Kriegswesens hervor. Der elektrische Funke mit seinen Schlußfolgen über den Magnetismus schafft eine Methode der Heilkunst, ja sogar eine neue Gemüthsstimmung und die ergreifendsten Rückwirkungen auf den Glauben und die Poesie einiger Nationen. Eine Spiegelfechtereier der Hölle wird die Jakobsleiter der Visionen und der hereinragenden Geisterwelten. Und zuletzt wird in jenen Dampfwirbeln, von welchen die Alten nur wußten, daß sie auf Altären, ob jene stiegen oder fielen, die Laune der Götter anzeigten, und die Neuen, daß sie als Regen wieder zu uns kommen, ein Expansionsgesetz entdeckt, dessen Anwendung auf Schifffahrt und Handel unserm Zeitalter eine neue Physiognomie gegeben hat. So sitzt jetzt die Menschheit und drückt und reibt an der harten Materie, ob sich nicht wieder ein neues Gesetz von ihr ablösen wolle. Von dem Cultus dieser Experimente sind die Nationen beherrscht, man kniet vor der Natur und hat sich längst daran gewöhnt, den Stein der Weisen wirklich aus einem gewöhnlichen Kieselhaufen hervorzusuchen.

Der Einfluß des Klimas auf Sitte, Charakter und Geschichte des Volkes ist beinahe ein Gemeinplatz geworden. Man sagt, die Kanäle machten die Holländer und Chinesen zu Brüdern, in die englischen Nebel und Steinkohlendämpfe hüllte sich der Lebensüberdruß und die kalte Resignation eines ganzen Volkes und im Thran spiegelte sich der Geist des Lappens. In solchen Analogieen wird es immer eine Grenze geben. Denn das Komische verträgt sich nicht mit der Wahrheit. Helvetius hat sich sogar verleiten lassen, Ursachen angeben zu wollen,

die das Genie erzeugen. Erstens, sagt er, das Klima, zweitens die Nahrungsmittel, drittens die Erziehung und viertens nicht selten der Zufall. Erlaubt eine philosophische Definition eine drolligere Anwendung, als diese? Goethe wurde mithin nach Helvetius ein Genie, zuerst durch den milden Luftzug, der aus dem Rheinthale kommt. Er wurde es zweitens durch jene grünen Gemüse des Sachsenhäuser Verkehrs, durch die Brotsuppen Frankfurts und die eigenthümlichen Leistungen der dortigen Mehlgerei. Er wurde es drittens durch die Kosten, die der kaiserliche Rath auf dem Hirschgraben zur Erziehung seines Sohnes anwandte, und zuletzt durch etwas, was vielleicht der Zufall und nicht unwahrscheinlich die Hauptsache war.*)

Die beste Anwendung, welche sich von jener klimatischen Entdeckung machen läßt, besteht in einer Darstellung der eigenthümlichen Beiträge, welche die Nationen seit erdenklichen Zeiten zur Geschichte gegeben haben. Es genügt nicht, die welthistorischen Entwicklungen und ihre Gesetze philosophisch zu entwerfen, sondern es müssen auch die Durchgangspunkte charakterisirt werden, die sie zu nehmen haben, durch die Individualität der Völker. Es ist leicht hingeworfen, daß hier und dort ein erschütternder Stoß die Ordnung der Jahrhunderte angab; man muß auch die Bedingungen vorzeichnen, die bei den verschiedenen Nationalitäten die Ideen zur Zeitigung brachten. Wenn Europa die Bestimmung hat, aus seinem eigenen Schooße seine Zukunft zu gebären, wenn keine fremde Paralyse den gegenwärtigen Kampf der Partheien und Interessen abschneidet und die Discussionen in neue Gebiete wirft und sie dadurch aufhebt, so läßt sich aus Vorangegangem in Europa leicht auf Zukünftiges schließen. Jedes Volk unseres Welttheiles scheint eine eigenthümliche Mission, eine besondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geschichte bekommen zu haben, so daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphose dies oder jenes Problem überstanden hat, z. B. wenn es aus der Hand Frankreichs in die

*) Spätere Anmerkung. Diese Stelle könnte man eine anticipirte Kritik der Buckle'schen Theorie nennen.

Hand Englands übergegangen und zuletzt etwa auch an Deutschland gekommen ist.

Natur und Geschichte wirkten für diese historische Rollen-austheilung ineinander. Weder die Natur allein, noch die Annahme einer providentiellen Absicht sind hinreichend gewesen für den Charakter, den z. B. Spanien in der Geschichte behauptete; es mußte die sogenannte zweite Natur, die Gewohnheit, eine ernste historische Schule zu den rein physiologischen Voraussetzungen hinzukommen. Denn warum sind die Charaktere, welche die europäischen Staaten gegenwärtig behaupten, so verschieden von denen des Mittelalters? Deutschland, jetzt nur noch die Balancirstange, das Hypomochlion Europas, stand unter seinen thatkräftigen Kaisern in der ersten Reihe, Frankreich und England dagegen, für die spätere Politik so hinausgreifend über seine Grenzen, zogen sich in ihr Gehäule zurück und drohten, sich an kleinen feudalistischen Fragen aufzureiben. In einem halben Jahrtausend konnten sich alle diese Verhältnisse umwerfen.

Jetzt wird für jede ergreifende Frage der Geschichte Frankreich, scheint es, die Initiative haben. Es schöpft den ersten Schaum der Gährung ab. Es hat die Frage nicht durchgesprochen, nicht zur Reife ausgebildet, schon die kleinste Handhabe, die sich an ihr sozusagen krümmt, ist für Frankreich genug, sie zu ergreifen. Ueber die unumschränkte Monarchie hatten englische Hofphilosophen gründlichere Untersuchungen angestellt, als sich deren in den schmeichlerischen Versen Racine's und Boileau's und in den Abhandlungen der Akademieen finden. Doch Frankreich gab die Mode an, welche die großen und die kleinen Könige nachahmten, die Mode des *l'état c'est moi*. Seither ist Frankreich der Puls des europäischen Staatslebens geworden und das Land der Symptome. Es hat die Bestimmung, in seiner Einseitigkeit immer über das Ziel hinauszugreifen und das in allen seinen Unternehmungen. Und das deshalb, weil diese Unternehmungen nur die Folgen einer bloß ausblickenden Ueberlegung sind und nicht immer genug positive Grundlagen haben, um eben so weit wieder zurückgetrieben werden zu können, da die Wahrheit bekanntlich zwischen zwei Extremen schwebt. Frankreich hat die

Initiative, aber keinen seiner Anträge und Proesse wird es bis mehr als zur Hälfte durchsetzen und gewinnen.

Die für die Geschichte reflective Nation ist die englische. Fast alle Ideen, die in der neuen Geschichte Epoche gemacht haben, waren fünfzig oder hundert Jahre vor ihrem thatsächlichen Ausbruche schon in England Gegenstand der gründlichsten Debatte. Die englische Debatte hat immer etwas für alle Nationen Anwendbares. Die französische nicht. Der Kampf der Parlamente und des Jansenismus gegen die Regentenschaft ist eine Debatte, die den Ausbruch der französischen Revolution erleichterte, ging aber für die Zukunft der Ereignisse verloren. Weit weniger die Hautoberfläche reizend, weit systematischer war die Entwicklung des öffentlichen Lebens in England. England wird jeder in Frankreich aufblitzenden Idee eine Thatsache seiner Geschichte als Spiegel vorhalten und in dem Stolz, entweder schon Alles selbst erlebt zu haben oder Nichts ohne eigenen Antrieb beginnen zu wollen, der französischen Initiative Widerpart halten. Ein schmaler Streifen Wassers trennt zwei Länder, die ganz entgegengesetzten Beruf haben. Die Praxis, die Erfahrung und die besonnene Ueberlegung kann hier in die Theorie, in die Jugend und den sorglosen Enthusiasmus mit einem Fernrohr hinübersehen.

Und wo sind auf der Pyrenäischen Halbinsel die durchgreifenden Erscheinungen, die nicht längst das natürliche Gewand mit dem historischen vertauscht hätten? Der Spanier glüht, wie Blüthe und Frucht am Granatbaum brennt. Aber fast möchte man sagen, daß die gewöhnlich für spanisch ausgegebene Eigenthümlichkeit sich auf Haus und Hof zurückzog und nur dazu dient, dem Leben auf dem Lande, überhaupt den Sitten des Privatunganges eine besondere Färbung zu geben. Alles Andere, was sich in Spanien Luft zu machen sucht, die Interessen, die sich politisch äußern, sind modernen Ursprungs und aus Frankreich geborgte Begriffe. In Spanien vertauschte sich die Sehnsucht nach unklösterlicher, freier Geistesbildung mit einer einseitigen Frucht dieser Bildung, mit dem französischen Liberalismus, wie fast bei allen Naturvölkern der Fall war, die lange im Druck des

Uberglaubens gehalten wurden, den Polen, den Griechen. Spanien hat keine europäische Mission mehr, wenn nicht die, in die einmal von ihm adoptirten Ideen die dunkle Gluth seiner angeborenen Leidenschaften zu mischen. Spanien war das letzte Zucken des Mittelalters. Es läßt sich fast so an, als würde es noch auf lange Zeit die letzte Ueberlieferung der französischen Revolution bleiben.

Ich will auf Italien nicht übergehen, ohne den Zweck dieser Charakteristiken genauer zu bezeichnen; denn es kann scheinen, als widersprächen sie meinen eigenen Behauptungen. Ich begann diesen Abschnitt mit einer Apologie der Natur und scheine die Natur wieder fallen zu lassen. Es ist aber dies: Die Natur ist ein Begriff, den jeder Freibeuter in der Geschichtsphilosophie für sich erobern kann. Sie ist eben so sehr das Zufällige, wie das Providentielle; und ich suche nachzuweisen, daß in der neuern europäischen Geschichte die Factoren, die Völker und Individuen, sich zum großen Theile ihrer primären und naturwüchsigem Anfänge überhoben fühlten und in der Schule der Erfahrung sich mit einer neuen Haut bekleidet haben. Ich wollte eine besondere Erklärung über meinen Satz am liebsten an den schlagendsten Beweis derselben, Spanien, anknüpfen.

Der Italiener hat vielleicht die untergeordnetste Stellung zu den Aufgaben der Geschichte. Er erfährt diese schnell, sein Temperament beschleunigt den ersten Anlauf, aber sei es nun, daß der Charakter nicht für die Dauer ist oder daß seine politische Lage ihm die Kraft der Masse und Verabredung versagt, die Ideen werden unter seiner Bearbeitung bald hohl, äußerlich und verflüchtigen sich. Es liegt eine Zähigkeit im Italiener, die an ihm die Tapferkeit ersetzt. Er fällt sobald nicht in der Schlacht, sondern wirft sich auf der Flucht gleichsam wie todt hin, um seinem Nachfolger in den Rücken zu kommen. Er schießt zagend seine Flinte ab, ist aber unermüdetlich, aus seinem Versteck sich wieder hervor zu wagen und das Glück an einem Haar zu erwischen. Mißlang dies, so verhinderte eine wundervolle Natur den Italiener, Gedächtniß zu haben. Der Groll pflanzt sich bei ihm schwer fort; die Ursachen desselben verfluchen sich in die Phrase.

Im Uebrigen sind die Italiener die Nachzügler, Maraudeurs und Ausreißer der Geschichte.

Die Slaven stürzen hastig auf alles Neue. Der Ungar! Ah, die neue Idee wird ihm eine goldene Troddel am Szako geben, sie wird ihm zwei Pistolen in den Gürtel stecken, ihm auf einen stolzen Kenner helfen und ihn zum Helden einer Geschichte, er weiß selbst nicht welcher machen. Die Combinationen des Polen sind glühender; das demüthige Zwinkern der Brauen über den feurigen Augen ist schon die Garantie, daß er mit einiger Umsicht zu Werke gehen wird. Wenn der Pole auf freiem Fuße steht, ist er der nordische Franzose. Er stürzt sich blind in die Gefahr und harret aus so lange, als die Ehre verlangt. Ja selbst der Russe im langen Rock und mit dem Gürtel um den schlotternden Leib lächelt neugierig zur Frage des Tages. In seine gesunden Geisteskräfte redet sich das Natürliche und Einfache leicht hinein, er macht, wie sein „großer“ Czar Peter, Alles mit eigener Hand nach und hat eine angeborne Ehrfurcht vor jeder Meinung, die von gewandten und ihm überlegenen Manieren unterstützt wird. Leider sind dies bei ihm die französischen. Und welch ein merkwürdiges Phänomen ist es, daß gerade diese schnell entzündeten Völker diejenigen sind, die gegen die Besorglichkeiten des neuernden Principes zumeist verwandt werden!

Scandinavien repräsentirt das germanische Princip heut vielleicht reiner, als Deutschland selbst, das seit dem Wiener Congresse einen in sich abgeschlossenen und gerundeten Charakter bekommen hat, seit einer Zeit also, wo noch keine großartigen Ereignisse das welthistorische Verhalten des deutschen Bundes haben erproben können. Wenn der germanische Norden für uns zeugen kann, so werden die neuen Ideen bei uns erst Geseze werden müssen, um die Massen binden zu können. Norwegen mit seiner aufrichtigen Demokratie, Schweden mit einer bürgerlichen Aristokratie, Dänemark endlich mit einer milden und humanen Monarchie drücken einen vollständigen Begriff aus, einen eben so freimüthigen, wie gerechtigkeitsliebenden und besonnenen. Die Empfänglichkeit für Neuerung fehlt hier nirgends, wie der Ursprung

der jetzigen schwedischen Dynastie und die dänischen Präz-vereine bezeugen; aber das Neue würde sich dort in seinem tumultuarischen Rechte nirgends lange erhalten. Entweder muß es widerlegt oder wie etwas Altes zum Gesetze erhoben werden.

Wie sich Deutschland in Zukunft für die Geschichte bewähren wird, ob als Neutralisirung oder als Widerstand — darüber urtheilen zu können, fehlte es bisher an Veranlassungen. Dürfen wir annehmen, daß sich in Deutschland Altes wiederholen wird, dann sind wir durch unsere Niederlagen die Sieger, durch Uneinigkeit unter uns selbst die Bersöhner der Fremden, jedenfalls ein schwerer Stein des Anstoßes für Alles, was geschehen kann und soll, da wir in unsern Enthusiasmus immer nüchterne Vernunft mischen und das Mangelhafte unserer Handlungen gern durch große Worte zu ersetzen suchen. Vor allen Dingen wird jeder unserer historischen Schritte durch die Bildung gehemmt werden, die uns viel Selbstgenügsamkeit gegeben hat. Wir sind die größten Denker unter den Nationen, aber die Mannigfaltigkeit und Bruderfeindschaft unserer Gedanken macht diese unwirksam für unsere Entschlüsse. Vielleicht, daß sich zur politischen Einheit, welche wir jetzt besitzen, auch die Einheit des Geistes findet und Deutschland endlich lernt, von seinem Reichthum den würdigen Gebrauch zu machen. Die Einheit der Idee ist einer unserer stolzeſten Gemeinplätze, aber ich glaube, daß diese Idee noch wie Kadmeersaat gegen sich selbst wüthen wird, während uns die politische und materielle Einheit vielleicht gerettet hat und erhalten wird. Aus Deutschlands jetziger noch junger Verfassung ein besonderes Moment für die Geschichte zu entwickeln, ist unmöglich. Doch glaube ich, daß Deutschland aus seinen eigenen Mitteln keine Hypothese mehr aufstellt, sondern daß es bestimmt ist, alles historisch Solide und Praktische von England zu entlehnen.

So liegen die Coefficienten der Geschichte! Nun trete ein Genie oder ein Abenteurer auf und werfe einen Einsatz auf den Tisch! Frankreich begehe eine Thorheit,

Deutschland eine Schwärmerei, England mache eine Erfindung — der Wurf gehöre dem Zufall oder Curer Providenz — wir Philosophen zittern nicht. Wir klagen nur über das Eine, nicht selber wirken zu können, und werden unsern Trost darin finden, sinnend in einem einsamen Stübchen zu sitzen, wo ein grüner Schirm die züngelnde Flamme mildert. Da werden wir mit gestütztem Haupte ausrechnen, was heute noch genial, morgen schon verbrecherisch, heute ein Zufall, morgen eine Nothwendigkeit ist. Wir werden zirkeln wie Archimed, und in demselben Momente, wo wir den Schluß machen, wird das Ereigniß im Sande unserer Kreise stehen.

III.

Der abstracte und concrete Mensch.

Rousseau rupfte gleichsam dem Menschen, wie Diogenes seinem Hahne, die Federn aus und warf ihn nackt und hülflos in die Arme der Philosophie.

Der Rousseau'sche Mensch ist in der Historie eine Chimäre, nur die Erziehung konnte aus dieser weichen Masse Emil's etwas Compactes bilden.

Es ist rührend, den zärtlichen und zerknirschten Philosophen zu sehen, wie er trotz einer Kindsfrau dem abstracten Menschen die Pocken impfen läßt, ihm den Milchbrei einstopft, ihn ohne Fallhut gehen lehrt, ihn deutlich und articulirt nachsprechen läßt, was ihm sein Mund vorspricht; aber für die Geschichte ist Emil nur ein Heischesatz, der eine Theorie, keine Thatsache beweisen kann. Der abstracte Mensch war in dieser rasirten und entblößten Nacktheit niemals ein Coefficient der Geschichte.

Eine Tendenz zur Abstraction ist aber unleugbar. Doch ist sie nicht absteigender Natur, sie liegt nicht dem Anfange, sondern dem Ende der Geschichte zu. Je weiter wir zurückgehen, desto tiefer ist der Mensch in natürliche und

politische Verhältnisse verstrickt, desto concreter, unfreier, durch Vorurtheile gebundener ist seine Erscheinung. Jene Vorstellung des Menschen, wie er gleichsam die Schale des Eies bricht und nichts als die Möglichkeit von Allem ist, ein Behälter von zahllosen latenten Energieen der Seele und des Gemüthes, ist moderner Natur und schwebte selbst der alten Philosophie nicht in dieser Ausschließlichkeit und Reinheit vor. Die alte Philosophie war immer eine, die nur auf Griechen und Römer als solche ihre Anwendung hatte.

Um uns von geschichtlicher Anthropologie eine Vorstellung zu machen, werden wir nur nöthig haben, die Gründung der Staaten alter und neuer Zeit und besonders jene Gesetzgebungen, welche sich an bestimmte Namen knüpfen, zu beobachten. Hier wird man immer finden, daß das Alterthum, indem es etwas Primäres, wie Gesetze und Staat sind, gründen wollte, zu viel concrete Begriffe, die neuere Zeit immer zu viel abstracte in ihr Verfahren mischte. Den alten Gesetzgebern schwebte eine Erhebung der Natur zum Geiste eben so wenig vor, wie sich die neueren entschließen können, in ihre abstracten Verflüchtigungen der Begriffe über Staat und Gesetz etwas aus der Natur und dem concreten Leben Genommenes zu mischen. Wir werden diese Betrachtung genauer durchführen, weil uns daran liegt, die Ungereimtheit einer sogenannten Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuweisen.

Das größte legislative Genie des Alterthums war unstreitig Moses. Seine Gesetzgebung weicht so entschieden von der Solonischen, Lykurgischen und römischen ab, daß sie sich sogar Begriffen nähert, die wir soeben der neuern Zeit vindicirt haben. Wenigstens gingen bei ihm die beiden Begriffe einer abgesonderten und eigenthümlichen Nationalität mit der Idee einer kindlichen, erinnerungslosen und bildsamen Generation Hand in Hand. Während Moses die Juden mit ehernen Ketten an den Himmel schmiedete und Jehova zur unmittelbarsten Gegenwart aller die Nation betreffenden Ereignisse, jedes hebräischen Wortes, möchte man sagen, und jeder israelitischen That machte, ließ er doch diejenigen, die er mit sich aus Aegypten führte, in der Wüste erst aussterben, um

einen besser erzogenen Stamm in die Verheißung des gelobten Landes einzuführen.

Sollte Moses mit seiner vierzigjährigen Tergiversation das Aussterben der Leidenschaften bezweckt haben, so suchte Lykurg diese durch eine strenge Erziehung, durch das Verbot des edlen Metalles, durch die Heloten zu zähmen, auf welchen er die Schmach des Thieres ruhen ließ, um sie sowohl zum Bilde dessen zu machen, was die Spartaner verachten sollten, als auch zu einem verfolgten Sündenbock für die zuweilen auffpringende Zügellosigkeit seiner Bürger. Aber Menschen im abstracten Sinne, Menschen, die einem philosophischen Staatszwecke untergeordnet wären, schwebten Lykurg nicht vor. Man muß hier eine durch die neuere Alterthumswissenschaft (besonders durch die Studien von A. Böckh und D. Müller) an's Licht gestellte antike Maxime nicht übersehen, daß nämlich die Alten gern die vereinzelt Thatsachen langer Zeiträume zusammenfassen und sie an einen einzigen Namen anknüpfen, der nicht einmal in jedem Falle ein historischer ist. So ist namentlich die Lykurgische Gesetzgebung kein Werk einer Vorberathung, keine theoretische Ausführung nach Grundsätzen und Maximen gewesen; sondern es übertrug das eben so dankbare wie doch wieder nachlässige Gedächtniß der Nachkommen auf einen einzigen Mann, auf Lykurg, eine Reihenfolge von Institutionen, die in Sparta wahrscheinlich lange Zeit bedurft haben, nicht nur, um sich zu befestigen, sondern auch, um mich so auszudrücken, sich zu erfinden. Die Sage scheint selbst andeuten zu wollen, daß Lykurg keinen Calcul machte; denn sie verschreibt seine Weisheit aus Kreta, einem Lande, das der griechischen Weisheitsquelle, Aegypten, ziemlich nahe lag. Sie drückte jeden Falls damit aus, daß Lykurg historische Erfahrungen, die Erfahrungen einer Reise, für Lacedämon mitbrachte, und statt seiner eigenen Combinationen es vorzog, Natur zu geben, Nationalität, Erfahrungsthatsachen.

Noch bei Weitem weniger abstract war die solonische Gesetzgebung. Draco gab doch wenigstens Criminalgesetze; aber die Gesetze, die Solon gab, waren wenig mehr, als die Maßregeln der Noth, die von Klisthenes schon wieder anders bestimmt wurden. Solon hatte weder Menschen, noch Griechen,

nicht einmal Athener vor Augen, sondern nur Schuldner und Gläubiger, von denen jene die Herabsetzung des Zinsfußes, diese die Bezahlung oder — dafür politische Rechte verlangten. Es war ein kritischer Augenblick in Athen, als Solon aus Salamis kam, im zerlumpten Rock und sich mit verstelltem Wahnsinn auf die Rednerbühne begab und seine Schmerzberuhigung, seine Seisachthie verkündete. Alle spätern Einrichtungen des Weisen wurden auf die Grundlage der innern finanziellen Zerrüttung gebaut. Die Aristokratie erhielt Privilegien und die Masse einige Vorrechte, welche von der Art waren, daß Solon ihre Anwendung vielleicht nie für möglich gehalten hat, z. B. den Ostracismus, Vorrechte, die dennoch bald den ganzen Charakter jener Gesetzgebung umwarfen und Athen zu einer reinen Demokratie machten.

In der römischen Geschichte ist vielleicht die Gesetzgebung des Numa die einzige, der ein Nachdenken über die ursprüngliche Natur des Menschen vorangegangen ist. Denn während alle übrigen sich nur mit den Abwägungen bürgerlicher und polizeilicher Verhältnisse beschäftigten, während sogar die berühmten juristischen Begriffe der Römer sich erst in ziemlich später Zeit ausbildeten, war die Gesetzgebung des Numa eine religiöse. Indem sie sich mit dem Reiz des Wunderbaren umgab, hatte sie den Gang des natürlichen Menschen zum Geheimnißvollen berechnet. Dies ist vielleicht der einzige Fall der alten Geschichte, wo man an psychologische Phänomene, an das Studium der Menschen, Institutionen anknüpfte. Sonst hat Rom den concreten Menschen bis zur entschiedenen Einseitigkeit cultivirt. Der Mensch war nur Bürger, Pflichten und Rechte waren die der Convenienz, der Erbschaft, des edleren oder gemeineren Blutes. Das Alterthum wußte nichts Anderes und selbst die politische Philosophie, welche zum großen Theile die Staatseinrichtungen der Colonieen Groß-Griechenlands machte, konnte sich von den Begriffen der Aristokratie nicht trennen. Das Höchste, was ihre geistige Bevorzugung hervorbrachte, waren jene pythagoräischen Geheimbünde, die aber der Freimaurerei gewiß nicht geglichen haben.

Endlich, wenn man auch nicht leugnen kann, daß Ari-

stoteles die Psychologie in seine Politik mischte und den Mangel eines bestimmten von ihm angegebenen Staatszweckes durch eine Menge empirischer, von mannigfachen Gemeinwesen abstrahirter Bemerkungen ersetzte, so ist doch Plato's Republik ein ganz antikes Werk. Allerdings, die Gerechtigkeit leitet seinen Entwurf ein; Plato vergißt nicht, die Tugend zum Fundamente desselben zu machen; aber der obere Bau, die Construction seines Staates, dessen Dimensionen und letzte Kuppel sind Typen, die sich in Athen, Sparta und Syrakus schon abgenutzt hatten. Im Begriff des Lebens bleibt selbst das größte Genie seiner Zeit unterworfen und wird in der Absicht, die Fehler der politischen Existenzen zu verbessern oder zu umgehen, doch immer wieder in sie verstrickt. Die Kategorie, die Anschauung, die Erfahrung selbst mußte eine andere werden, ehe sich selbst ein Plato von seiner Zeit hätte losreißen können. Nicht durch die politische Praxis ragt Plato in die moderne Zeit, sondern durch den Schlüssel des himmlischen Geheimnisses, den Athem jener Weltseele, die in seinem tiefstinnigen Timäus weht.

Erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität. Menschen, welche kein Gesetz haben, als ihre Mäßigung, keinen Glauben, als ihre Ueberzeugung, Menschen ohne Vorurtheile sind die Ideale der modernen Philosophie. Auch die Staaten von der Natur frei zu machen, dem Eigennutz und der Tyrannei die historische Begründung zu nehmen, ja sogar in Sitten und Gewohnheiten das Herkömmliche zu modeln oder zu vermeiden, das ist Zweck und Ziel derselben Philosophie. Sie löst Erinnerungen, Ahnen, ja sogar das unvertilgbar Scheinende im Physiologischen, die historische Schale von der zarten, unbedeckten Nuß des innern Menschen, den sie dann in alle Verhältnisse als einen Begriff a priori schleudert. Ich brauche die Folgen dieses Verfahrens nicht aufzuzählen, die segensreiche waren, aber verschweigen läßt sich nicht, daß dasselbe auch oft Menschen und Staaten erzeugte, die nur auf dem Papiere lebten.

Mit demselben Eifer der Neugier, welchen Aerzte und Naturforscher zu zeigen pflegen, wenn sie die Natur in ihren empfangenden, zeugenden, gebärenden Momenten belauschen können, tritt auch der Historiker an die Bildung neuer Staaten. Es gelingt selten, in diesen Proceß einzublicken, weil die Thatsache nicht oft vorkommt. Aber wir Neuern sind so glücklich gewesen, zu verschiedenen Malen Gemeinwesen durch rechtliche Uebereinkunft, ohne Usurpation und Gewalt sich bilden zu sehen. Die Staatsgrundgesetzgebung ist ein völlig ausgewachsener Zweig der neueren Politik geworden. Man hat sogar immer Schemata und eine Art von geburts-hülfllicher Praxis bereit, um in den neuerdings so oft eingetretenen Fällen des Niedertommens mit einem neuen Staat schnell bei der Hand zu sein. Die englische und französische Philosophie haben für diese theoretischen Accouchements den ersten Unterricht gegeben. Die modernste Politik hat denselben zuerst vervollständigt, späterhin aber beinahe wieder verworfen, wenigstens durch Maximen eigner Empirie zu ersetzen versucht.

Die englische Philosophie übergab dem Staate Virginien eine Verfassung, die auf Urgesetzen gegründet sein sollte. Aber sie war eine abstracte in der Luft schwebende Chimäre, die eben so wenig zur Anwendung kommen konnte, wie Rousseau's Entwurf einer polnischen Constitution. Der Detailhandel, den in neuerer Zeit Jeremy Bentham mit Staatsgrundgesetzen trieb, hatte schon eine praktischere Unterlage. Seine Constitutionen kamen nicht in die Wildniß. Sie litten nicht an der wunderlichen Voraussetzung, daß der natürliche Mensch der abstracte sei. Die Menschenrechte werden nur von denen empfunden, die schon glauben, von den historischen über-vorthellt zu sein.

In Paris, nicht am Orinoco, konnten die Menschenrechte eine säcularische Jubelhymne sein. Mirabeau zog den mit feudalistischen Wappen und barbarischen Gesetzen beschriebenen Vorhang vom Allerheiligthume der Menschenwürde zurück. Nur der an Vorurtheile, Privilegien und — seine Gläubiger

gebundene Mensch der laufenden Geschichte konnte dieser Befreiung zujauchzen. Spanien erlebte dasselbe Glück und selbst die jungen Freistaaten Südamerikas hatten viel Mittelalter, viel Aberglauben, viel Moos, das an ihnen wucherte, abzusetzen. Hier ist der abstracte Mensch eine Heilung gewesen.

Von neuesten Staatenbildungen ist die belgische unbedeutend; denn Belgien war eine vollständig organisirte Provinz, die sich nur isolirte und leicht in die Reihe der Staaten aufnehmen ließ. Weit reicher an Objecten für die politische Philosophie ist Griechenlands Wiedergeburt. Der Aufstand geschah hier, um zu gleicher Zeit etwas Menschliches und etwas Historisches zu retten. Der langwierige Kampf selbst warf die tapfere Nation in neue Entwicklungsphasen, die man Verlegenheiten nennen kann. Denn es regten sich die wilden, in den Bergen verschlossen gewesenen Leidenschaften, alle Nachwehen des Barbarismus, in welchen die Moral des griechischen Volkes unter türkischer Herrschaft verfallen mußte. Und in diese Gährung edler und unreiner Elemente trat dann die europäische Politik. Diese bot den Griechen den abstracten Menschen nicht an, sondern nur neue Vorurtheile zu den alten. Verbrauchtes sollte Verbrauchtes heilen. Hier war es allerdings ein Unglück, daß Jeremy Bentham nicht an die Tugend der Mäßigung, die Uneigennützigkeit, die Aufopferung, die Resignation, an alle Tugenden des philosophischen Menschen erinnern konnte. Ein wenig Abstraction, ein wenig mehr rasirte und schematische Begriffe hätten Griechenland retten können und ihm eine Stellung unter den europäischen Staaten gegeben, die weniger besorgnißerregend wäre. Herr Klüber hat in seinem neuesten Werke über Griechenlands Wiedergeburt eine gründliche, historische und staatsrechtliche Arbeit geliefert. Doch schwingt sich dieser vortreffliche Gelehrte, dessen großes Verdienst in unbestochener Ehrlichkeit besteht, selten zu einem philosophischen Gesichtspunkt seiner Gegenstände auf. Klüber's Manie der Citate, seine pedantischen Eintheilungen und die Schwerfälligkeit seines Styles

ziehen ihn in ein immerwährendes Ringen mit der Fülle des Stoffes hinunter. Sein neues Werk kann die Grundlage eines andern bilden, das die Psyche des Klüber'schen werden und auf unsere Frage zurückkommen müßte.

IV.

Mann und Weib.

Mystiker werden in eine seraphische Entzückung verfallen, wenn ich sie darauf aufmerksam mache, daß Eva umgekehrt der Gruß an den Stern des Meeres ist, Ave! Eva und Maria sind die beiden berühmtesten Mütter der Geschichte, jene, die den ersten Sünder, diese, die den Mittler gebar. Und doch blieben sie untergeordnet; doch rief Jesus aus: Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?

Wenn irgend etwas beweist, daß die Geschichte nur der Triumph der zufälligen That, daß ihre Ergebnisse die Resultate menschlicher Willensfreiheiten und Befähigungen sind, so ist es das historische Loos der Weiber. Schwebt über der Geschichte ein Plan, warum sind die Frauen nicht in ihn aufgenommen? Ist der absolute Mensch das Problem der Geschichte, warum ließ die Geschichte überall die zweite Person des absoluten Menschen fallen? Warum machten nur die Männer Geschichte?

Im Alterthum wohnte das Weib in abgelegenen Erkern des Hinterhauses, zu welchen man auf versteckten Treppen gelangte. Selbst Helena und Andromache treten nur aus Gynäceen hervor, wenn Greise eine Augenweide auf den Zinnen Trojas suchen und Hector sein Vermächtniß macht. Die griechischen Weiber haben die Gabe der Weissagung, aber die Becken im Haine von Dodona verstummten halb und Pythia wurde nur die Vermittlerin von Hexametern, die unter ihrem Dreifuß jedenfalls von Männern componirt wurden. Die spartanischen Frauen haben einige historische Be-

rühmtheit errungen, aber immer nur durch das, was sie der Geschichte thatenlos lieferten, durch ihren Heldenmuth im Schmerze oder durch ihr stoisches, kaltes Dulden. Die Mutter der Gracchen glänzte im Gedächtnisse Roms. Aber sie trat nicht auf das Forum, sondern rief ihre Söhne von dem gefährlichen Kampfplatz ab und trocknete ihnen die heiße Stirn vom Schweiße des Tribunates. Das Alles steht ziemlich einsam und läßt sich dem Charakter der Begebenheiten jener Zeit nur unterordnen.

Man sage doch nicht, daß das Christenthum die Stellung der Weiber revolutionirt hätte! Sie bekamen Rechte des Umganges; aber durfte ein Weib in der Gemeinde auftreten? Sagte nicht selbst Paulus, daß es gut sei, zu heirathen, — ledig zu bleiben, aber besser? Eine Folge dieser Ansicht mußte die Sklaverei der Frauen sein; und wenn sie nicht in diese geriethen, so ist dies nur die Dankbarkeit für das große Unglück, das die Weiber in den Christenverfolgungen erduldeten, Dankbarkeit für den Eifer und die Inbrunst, womit namentlich die Frauen am Christenthume hingen. Die Chevalerie war eine Methode, diesen Dank abzustatten. Die Ritter trugen die Farben ihrer Damen und opferten für dieselben auf Leben und Tod. Aber wie Vieles kommt hier schon auf die Rechnung der aus schmückenden alten und neuen Poesie! Wenn man erwägt, daß jene Burgherren in ihrer Bildung doch kaum dasjenige erreichten, was man heute in den Bauernhöfen antrifft, so wird man leicht begreifen, wie viel poetische Blumen vom Minnethum abzuziehen sind. Auch war die trovadorische Mode weit entfernt, für die Geschichte von Einfluß zu werden. Die Männer stehen in der Schlacht, im Rathe, zu Gerichte. Die Hälfte des Menschengeschlechtes bleibt dem Zufall, der Laune, der Barbarei preisgegeben, bis auf den heutigen Tag. Hier begreife ich recht, wie wenig die Geschichte dazu bestimmt sein konnte, die Offenbarung einer besondern Idee zu sein. Wenn ihren Wechselfällen ein Totalbegriff des absoluten Menschen zum Grunde läge, warum genügen dann die Frauen nur immer als Zugabe der Männer? Warum ist ihr Loos zu allen Zeiten dasselbe? Beispiele giebt es doch genug, die eine Geschichts-

fähigkeit der Frauen beweisen, Beispiele von kühnen und besonnenen Thaten, von einer Judith an bis zu Charlotte Corday, Beispiele von Regenten- und selbst Gelehrtentugenden von Sappho an bis zur — Karschin, ja sogar von kriegerischen Eigenschaften. Kurz, ich habe zu viel Ehrfurcht vor den Frauen, als daß ich sie in den Zweckbestimmungen der Geschichte zu übergehen wagte.

Die Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben. Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe. Ob wir etwas bewirken durch unsere Thaten, liegt immer auf einem unsichern Brette. Das Ewige ist nur dies, ob wir recht thaten und niemand scheuten. Der Zweck der Geschichte ist der moralische Lebenszweck, die Tugend oder das Laster. Geschichte ist ein relativer Begriff, der so viel ausdrückt, als Complexus der Bedingungen, unter welchen das unserer Race von der Natur vergönnte Leben möglich war. Die Hebel, Formen und Voraussetzungen des Lebens, ich meine jener moralischen und bewußten Existenz des Einzelnen, nutzen sich ab und verlangen durch die Geschichte neue Veränderungen. Das ist Alles. Es kann Zeiten geben, wo die Tugend eine so schwere Aufgabe ist, daß ihr die äußern Umstände zu Hülfe kommen müssen. Ich werde auf diese Frage zurückkommen, wenn ich von den Uebergängen der Geschichte spreche.

Jeder Moment der Geschichte ist in sich abgerundet und vollständig. Scheint ihm etwas zu fehlen, so ist es gerade das, was das zeitgenössische Individuum aus den Hülfsmitteln seiner Tugend und seines Genies zu ersetzen hat. Wenn diese ruhenden Momente im Vergleiche von hundert oder tausend Jahren, die dazwischen liegen, sich unähnlich sehen, so ist es, weil die Ordnung der Geschichte eine moralische, weil die Moral das Gesetz der Freiheit ist und weil die Nachahmung die Originalität der Tugend nicht erzeugen kann.*) Der Zusammenhang, welcher in den objec-

*) Der Zweck des Menschen ist das moralische Leben, nicht die Geschichte. Die Verschiedenartigkeit der Sitten und der Zeiten dient nur dazu, die höchste Vollkommenheit der Tugend möglich zu machen, die, daß sie nicht auf Nachahmung beruht. Darum geschieht Geschichte.

tiven Begebenheiten, die von der Chronik verzeichnet werden, liegt, ist ein relativer; ein Zusammenhang, der unter der Nothwendigkeit der menschlichen Freiheit steht. Die Freiheit ist der einzige große Factor der Geschichte.

Ich legte diese Ansicht am liebsten bei einer Gelegenheit nieder, wo es mir darauf ankam, die historische Bedeutung der zweiten Hälfte des Menschengeschlechts zu retten. Wäre die Erde darum zwischen die Ellipsen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Mensch auf sie selbst geschleudert, damit jene Ereignisse, welche wir Geschichte nennen, einen bestimmten Zweck hätten und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, so sähe dies einer despotischen Grille weit ähnlicher, als einer weisen Fürsorge. Es giebt keine höhere Offenbarung, als die, die an unser Herz spricht. Und es spricht nichts zu uns, als der Unterschied des Guten und Bösen. Der Zweck der Erde ist kein historisch-metaphysischer Gesamtzweck, sondern der einzelne Mensch ist es, wie er geboren wird und stirbt mit dem Bewußtsein, in seiner Weise das Räthsel des Lebens gelöst zu haben. Was gäbe es denn noch, das über die Gerechtigkeit eines Aristides und die relative Unschuldigkeit eines Jesus hinausläge? Wäre die Geschichte zu etwas Anderm bestimmt, als daß wir Gutes thun, ich wollte es Jedem verdenken, der es thäte.

Erst mit dieser Ansicht, die das Geschehene für das in der Geschichte durchaus Unerhebliche erklärt, wird die Bestimmung des Weibes zu ihrer Würde erhoben. Ist der Geschichtszweck das Leben, so heißt das symbolisch, durch die Familie, die Erziehung dem Menschen Raum zur Entfaltung seiner natürlichen Anlagen zu geben, Raum zur Prüfung seines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn sie auch nicht über Haus und Hof hinausgingen, vor Gott und der Welt doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Historiker aufzeichnet. Das gemeinsame historische Band, das Mann und Weib verbindet, sind: Die Liebe in der Jugend, die Freundschaft im Alter und einst bei der Trennung vom Leben das Gewissen. Das Weib ist der ewige Widerspruch gegen die erschütternden Begebenheiten der Geschichte. Wessen Dasein kann die mora-

lische Aufgabe der Schöpfung besser beweisen? Ich denke, der Ausgang der Geschichte wird der der beruhigten Leidenschaften und der Sieg des weiblichen Principes sein. Die Geschichte wird sich in Detail verlieren und das Wohlgefallen der großen Endursache, Gott genannt, wird ebenso zu jenen unscheinbaren Thatsachen der Idylle lachen, wie es zu den gespreizten großmännischen Verrenkungen der welthistorischen Kothurntragödie lachte.

Die Unbequemlichkeit, daß man bei der teleologischen Geschichtsansicht den Begriff des Weibes nicht recht entwickeln konnte, schuf jene tolle Emancipationsidee der Frauen, die in unseren Tagen immer noch in einigen Köpfen spukt, ob sich ihre Erfinder, die St. Simonisten, gleich schon lange an den Nil zurückgezogen haben. Wer könnte verlangen, daß des Aristophanes Ekkestasusen auf eure Rathhäuser stürmten und daß schwangere Weibspersonen als Polizeibeamte die Pässe der wandernden Handwerksburschen visirten? Die Emancipation der Frauen ist die albernste Idee, die unser Zeitalter ausgeheckt hat und schon deshalb, als wenn es Wunder ein Glück wäre, in die Maschinerie der Staaten als ein kleiner Stift mitverbraucht zu werden! Die Emancipation der Frauen wurde vielleicht an einem nebeligen Winterabende erfunden, wo sich eine zahlreiche Männergesellschaft bei einer Pariser Dame versammelt hatte. Die Kronleuchter blizten, die Kamine verbrannten Sandelholz, man sprach von Zenobia, Elisabeth und Madame Roland und irgend ein Schwärmer warf den Gedanken der Emancipation so hin, der am folgenden Morgen schon die Reise um die Welt antrat. Die St. Simonisten waren überwiegend verrückt.

Das Weib kann und sollte als solches nicht in der Geschichte auftreten, weil es keinen Instinkt für die Masse hat und seine Sympathieen immer nur dem Einzelnen gelten.

Das Weib wird von einer angeborenen Feindschaft gegen sein Geschlecht beherrscht und selbst am größten und in der Geschichte glänzendsten Manne liebt es nie allein den Ruhm, sondern das Negligée des Ruhmes und ihre Vertraulichkeit mit demselben.

Das Natürliche aller weiblichen Begierden geht auf den

Alleinbesitz; aber das Herrschenkönnen, das einige Weiber in der Geschichte vortrefflich entwickelt haben, ist keine historische Kraft. Die Staaten sind zu allen Zeiten so willkürlich manipulirt worden, daß sie es sogar ertragen konnten, wie ein Strickzeug behandelt zu werden. Selbst der Ruhm einer Elisabeth von England ist nur relativ zu verstehen.

Das Weib schützt die Geschichte vor Verwilderung. Es wird den Mann allmählig von den Begebenheiten abziehen.

V.

Die Leidenschaft.

Zügellose Leidenschaften würden die Geschichte bald zum Stillstand bringen. Wenn Alle wüthen, so vernichten sie sich wechselseitig. Ein Einzelner, ein asiatischer Despot, der nur seinen natürlichen Eingebungen folgt, löscht Thaten und Begebenheiten aus, seine Herrschaft ist auch geistig wie über Stumme und Verschnittene. Es ist dafür gesorgt, daß zu allen Zeiten die Leidenschaften in der Geschichte einen Zaum tragen, oder daß sie sich doch unter einem Gesichtspunkte sammeln, wo das Uebermaß für die Gesellschaft weniger vererblich gemacht wird.

Das Temperamentum der antiken Leidenschaften war der Staat. Nicht in dem Sinne, daß der Staat polizeiliche Verordnungen dem Ausschweifenden entgegen hielt; sondern der Staat war ein Abzugskanal, er war eine erlaubte Entschuldigung für Alles, was an und für sich dem natürlichen Menschen an Leidenschaft zusteht. Der Ehrgeiz fesselte alle Begierden und zwang jeden üppigen Auswuchs, sich an Bestehendes anzuschmiegen. Die heftigsten Leidenschaften verstummten, wenn sie dem versammelten Volke gegenüber traten, und zogen sich still in jenen versteckten Winkel zurück, wo der Ehrgeiz über politische Ehrenämter brütet. Das Alterthum ist reich an

Beispielen, wo Menschen von dem begehrendsten und einem von Natur nur excentrischen Temperamente dennoch in der Selbstbeherrschung einen hohen Grad von Vollkommenheit errungen haben.

Das Christenthum verwarf diese eigenthümlich gebildeten antiken Charaktere und griff das Alterthum bei seinem Heiligsten, dem sittlichen Stolge, an. Das Christenthum polemisirte gegen die eigene Gerechtigkeit, wie dieser Stolz von ihm genannt wurde, gegen das Höchste im aristotelischen Sittengesetze, die Autarkie. Das christliche Gebot an die Menschheit war die Herabsetzung ihrer selbst, die Demuth. Die Tugend wurde von der Gnade abgelöst. Für die Geschichte war dies in der That ein Fortschritt. Der Cäsarenwahnsinn bedingte diesen Gegenpol. Und wie schwer wurde es den Männern der sinkenden Römerzeit, das Steueruder ihres Charakters in den stürmischen Epochen des Unterganges der alten Welt zu regieren! Das Temperamentum der Leidenschaften des Mittelalters wurde die Religion.

Es währte freilich lange, ehe die stolzen Charaktere ihr Knie beugten. Dem Christenthume war es selbst nicht oft Ernst genug mit seiner Predigt. Welche Indulgenzen gestattete es dem Kaiser Constantin! Dieser von der Schmeichelei und dem Glücke um alle innern moralischen Haltpunkte gebrachte Fürst mordete seinen Sohn, dessen Mutter, seine Bettern, lebte in dem weibischen Prunke des Orients, duldete nur die Creaturen des Despotismus in seinem Umgange und doch priesen ihn die Bischöfe, doch suchten sie ihn durch elende Nachgiebigkeit gegen seine Verbrechen zur Taufe zu bewegen, die der beschränkte Mensch erst einige Tage vor seinem Tode nahm, um von ihr eine desto größere Wirkung zu erhalten. Wie weit wird dieses Beispiel von Theodosius dem Großen und dem heiligen Athanasius überstrahlt! Jener geistvolle Fürst ließ in einem Anfälle seiner Leidenschaftlichkeit dreitausend Seelen in den Circus von Thessalonich locken und zur Strafe für einen Aufruhr ermorden. Er kommt nach Mailand. Athanasius hält ihn vor der Thür des Doms zurück. „Thut David nicht mehr denn ich?“ sagte trotzig der Kaiser. „Berufst du dich auf David, so thue auch

Buße, wie David!“ erwiderte der Bischof und Theodosius betete und fastete acht Monate lang. Canossa und St. Just liefern Nachahmungen dieser Scene.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Rollen, die man in der Darstellung des Mittelalters gern den Leidenschaften der Völker zutheilt, fast immer zu groß sind. Gewiß, das Christenthum hatte viel Barbarei an die Kette des Rosenkranzes und der Kirchenbuße zu legen, aber die Verderbtheit der Massen ist fast immer ein falscher Schimmer, der von der Verderbtheit der Einzelnen auf jene fällt. Wenn irgend eine Zeit beweist, daß die wahre mittelalterliche Leidenschaft nur der Despotismus war, so ist es diejenige, aus welcher eben das Mittelalter allmählig in seinen stabilen Hauptgruppen heroorging, der Untergang des römischen Reiches. Da ist man gewohnt, von den negativen Leidenschaften, von der Demoralisation und Feigheit der Völker zu sprechen, die bald eine Beute der Barbaren werden sollten; aber waren nicht frische, gesunde Naturvölker, die Gallier, die Britten, die Hispanen, ja selbst die Franken und später die Gothen, dem römischen Reiche einverleibt? Lieferten nicht Stilicho und Aetius entscheidende Schlachten? Das Unglück und die Ursache des Verfalls war politischer Natur. Es war nicht die Demoralisation, sondern die Calamität, welche das abendländische Reich stürzte und die Ursache der Calamität war der Despotismus. Der Despotismus ist in den meisten Zeiten eine Möglichkeit; aber in dem verarmten und ausgehungerten römischen Reiche war er es kaum noch. Der Staat konnte sogar keine Beamten mehr finden. Jemand, der die Nachricht hatte, daß man ihm eine Anstellung geben wollte, floh in die Wildniß oder unter die Sklaven eines Landbesitzers, um sich nur vor einer Ehre zu retten, die ihm lebensgefährlich war. Denn wer wollte und konnte Steuern zahlen? Der Beamte sollte doch die Steuern an bestimmten Terminen den Behörden ausliefern. Die Folgen dieses Zustandes waren nicht zu ertragen. Das abend-

ländische Reich ging mit blutigen Schrecken, mit hoch zum Himmel lodernnden Städten, mit dem Ruin aller Civilisation unter, aber man klage nicht immer die „rohen“ Leidenschaften der geängsteten Völker an, sondern den Despotismus und den Uebermuth jener Kaiser, von denen die früheren Scheusale Pferde zu Consuln machten und die späteren den Erdkreis für die Beute eines Kriegers hielten, über die sich im Lager mit drei Würfeln auf einer Feldtrommel entscheiden ließ.

In unserer Zeit werden die Leidenschaften durch die Erziehung gefesselt. Aus der Religion hatte sich die Furcht verloren, seitdem die Religion zum Gegenstand des allgemeinen Nachdenkens erhoben wurde. Der natürliche Mensch wird durch die Schule abgestreift und eine Masse von Lehrgegenständen, Surrogate der Erziehung, seitdem man die Erziehung mit dem Unterrichte verwechselte, sollen die Leidenschaften so sehr fesseln und verwischen, daß das innerlich Angeborne und von der Wissenschaft im Menschen Zurückgedrängte sich höchstens in privaten Beziehungen Luft macht. Die moralische Gediegenheit ist durch den großen Umfang des Wissens, den wir aufnehmen müssen, entschieden geschwächt worden. Die Arbeit des Kopfes verhindert den Erguß des Herzens. Aber jene weit ausschweifenden, historisch reagirenden Leidenschaften drohen unsern neuen Zuständen nicht mehr; sie sind von der Bildung und der Erziehung aufgerieben worden. So dunkel die Nacht des Katholicismus auf einigen Völkern, z. B. selbst dem Volke Schiller's und Goethe's liegt, es kann nicht mehr zu Religionskriegen kommen.

Nur für eine moderne Leidenschaft, die Neuerungssucht, sollte es weisere Abhülfen geben. Ich habe über den eigentlichen Ursprung dieses Triebes nachgedacht und finde, daß man ihn in der Erziehung angreifen und überwinden könnte. Aber welch' großartige Reform müßte dann die moderne Erziehung erleiden! Das Uebel ist die Ueberfülle unserer Zeit an Ideen. Diese wird sich immer mehr steigern, unsere Nachkommen werden nicht die Ungerechtigkeit haben

und die großen Philosopheme der drei letzten Jahrhunderte als eine Antiquität betrachten. Im Gegentheil ergreift alle Tendenzen der Nationen ein ideeller Zug, wie ihre Literaturen ausweisen. Diese Ueberfülle kann an und für sich kein Unglück sein, aber sie wird es dadurch, daß sie nicht geordnet ist und daß sie auf die Erziehung wie ein wildes Chaos losstürmt. Erziehung ist heutiges Tages weniger die Pflege der Receptivität als der Spontaneität. Erziehung ist nicht mehr Annahme, gläubige Annahme angebotener Bildungsmittel, sondern das Abwarten eines Processes, der Gährung des innern Menschen. Und diese Gährungen, diese einzelnen Momente in den Bildungsprocessen der modernen Jugend, sind so gefährlich geworden für den Staat, für die Familie. Die Frühreife des Selbstbewußtseins ist ein modernes Unglück. Der Jüngling ahnt nicht, daß seiner jetzigen Ideenstaffel noch höhere folgen werden, daß in einem Jahre alle seine Begriffe eine andere Wendung genommen haben. Er wartet diese Zeit nicht ab, sondern beginnt sogleich, seine erste ihm klar gewordene Idee auf die positiven Verhältnisse zu übertragen. Ein Glück für ihn, wenn diese Verfahrungsweise nicht verbrecherischer Art ist; aber was ihn umgiebt, seine Familie und wär' es nur seine Liebe, muß unter diesem frühreifen Wahne, der immer vom reformatorischen Terrorismus der Ueberzeugung begleitet ist, leiden. Man nehme in Deutschland, wie lange währt es, ehe man die Tendenzen eines Arndt und Jahn, dann die eines Görres, Tieck und Arnim, darauf eines Steffens, endlich die Hegel's oder Schelling's überwunden und zuletzt sich selbst gefunden hat! Bei diesen vier Metamorphosen hat man auf jeder schon hundert Thorheiten begangen. Hiermit ist der wahre Feind der modernen Gesellschaft gezeichnet und ich fordere alle Staatsmänner auf, diese merkwürdige Erscheinung mit philosophischem Nachdenken in's Auge zu fassen.

Es kann eine Rettung gegen die Gährungsprocesse der Jugend geben. Nicht, daß man Schriften verbietet oder der Jugend etwas entzöge, was zur Nahrung ihres Geistes dient. Das ist ein trügerisches Mittel. Nein, man sollte durch Acte, welche die Nation ergreifen, Institutionen, die nichts

von Privilegien haben, Veranstaltungen, die sich auf der Höhe unseres Jahrhunderts erhalten müßten, etwas erfinden, was den ideellen Selbstvertilgungen im Schooße der Nationen endlich ein Ziel setzte. Es könnte nur etwas sein, das größer wäre, als aller jugendliche Stolz, aller jugendliche Enthusiasmus. Das machte die Alten so groß. Wenn man die Schule verließ und die Akademie, so waren die Jünglinge, wie heute, nicht erhabener, als das Leben, weit hinaus ragend mit ihrer eingesogenen Bildung über diese miserable Wirklichkeit, sondern sie fanden immer etwas vor, was ihnen unerreichbar dünkte, die Archontenwürde oder daß das Jahr nach ihnen benannt wurde oder den olympischen Siegeskranz oder ein Urtheil des delphischen Orakels, wie es Sokrates bekam, der von ihm für den weisesten der Griechen erklärt wurde. Vielleicht erhebt sich das Vaterland und gestattet, daß ihr euch als ein Glied in der Geisterkette des Jahrhunderts fühlt!

Hier ist der Ort, wo auch die Literatur erwähnt zu werden verdient. Denn wenn diese auch oft am weitesten entfernt war, Frieden in den Streit zu bringen, so hatte sie doch auch in allen Zeiten zu den Gemüthern eine Stellung, die sich für die Milderung der Sitten und Empfindungen benutzen ließ. Namentlich war die Literatur der classischen Zeit ein Versöhnungsmittel der Leidenschaften. Die Krieger horchten den Gesängen der Homeriden. Die dramatische Literatur der Griechen war eine Sache der Religion, sowol ihrem Gegenstande, wie ihrer Veranlassung nach. Sogar die kriegerischen Römer gaben sich ihren Dichtern gefangen, wie schartig und mehr in der Weise des Hackebretts auch deren Leier in älterer Zeit klang. Der ältere Scipio verkehrte mit Ennius, der jüngere mit Terenz. Ja es gelang sogar der alten Literatur, freilich nicht mehr in ihrer Blüthezeit, die erschlassende historische Energie der Völker zu fesseln und ihnen zum Ersatz für verschwindendes öffentliches Leben eine neue Welt, das Privatleben und die Verwicklungen bürger-

licher Convenienzen, zu erschließen. Die griechische mittlere Komödie und die römische Pantomime lenkten auf frische und ergötzliche Weise die Zuschauer von öffentlichen Calamitäten ab und milberten die Leidenschaften, die in Unterdrückten das Unglück zu erzeugen pflegt. Die alexandrinische Literatur nahm diese bürgerliche und idyllische Richtung an und war sogar in ihren kritischen Streitigkeiten geeignet, die Ungeduld der Köpfe auf eine unschädliche Weise zu beschäftigen. Die verheerenden Leidenschaften der römischen Rednerbühne verloren sich in die beginnende Blüthe der juristischen Literatur, wo der Begriff der Weltherrschaft allmählig von der Logik des Mein und Dein abgelöst wurde.

Die christliche Zeit hatte ihre Bibel, ein Werk zufälliger Zusammensetzung, aber eine unschätzbare Richtschnur für Zeiten, die eine unmittelbare Verbindung mit der Ewigkeit zu haben glaubten. Die Bibel wurde nicht nur Gesetzbuch für das streitsüchtige alexandrinische Element der Kirchengeschichte, sondern auch Bildungsbuch für all' die Nationen, die allmählig in die große christliche Gemeinschaft aufgenommen wurden. Indem man ihr eine abergläubische Verehrung schenkte, bekam sie, wie das Kraut Reseda oder Nepenthes, eine zauberhafte Wirksamkeit. Der Teufel wich vor diesem Buche, auch die Leidenschaft der Nationen. Das Christenthum selbst, eine Religion, wo das Unsichtbarste für das Heiligste gehalten wird und wo ein visionäres Princip die verworrensten Phantasieen rechtfertigte, das Christenthum hatte sich selbst einen Zügel angelegt durch die Bibel. Das Mittelalter ließ den Zügel schießen, bis Luther in den Weg trat und die stürmenden Roffe des Ezechiel, die phantastische Planlosigkeit der katholischen Kirche wieder in die kanonischen Gleise der Vergangenheit einlenkte und mit der Bibel ihren Inhalt rettete.

Man muß es bedauern, daß die neue Zeit kein Buch besitzt, das für das moderne Princip dieselbe Wichtigkeit erhalten könnte, wie die Bibel für das Christenthum. Wie sicher und gediegen würden da die Fortschritte der neuen Aufklärung sein! Wie beruhigt könnten wir einer Zukunft entgegensehen, die vielleicht durch das Zufälligste und Leidenschaftlichste ihr Gepräge erhält! Hätte der Liberalismus ein Gemeingesez, wie die Bibel,

ein Werk der Berufung, eine gemeinschaftliche Auslegungsquelle, so lägen die modernen Zustände mit lachenderen Ausichten da. Luther appellirte vom Papste an die Bibel: könnten die Nationen von den Regierungen an irgend etwas gemeinsam Unerkanntes appelliren, könnte dieses Gemeinsame die Grundlage unserer Erziehung und eine Fibel von der Art werden, daß man Buchstaben und Geist zu gleicher Zeit aus ihr lernte; wie heiter würde das Auge des Menschenfreundes über trübe Momente hinwegblicken! Wie unantastbar wäre das Vermächtniß des Vaters an den Sohn, welches jetzt nur aus fragmentarischen Traditionen besteht. Aber wir bringen es nie zu einem Coder der Neuzeit, der etwa über die Citate aus beliebten Dichtern hinausgeht.

Im Gegentheil ist die moderne Literatur eine fortwährende Anreizung zur Leidenschaft geworden. Die moderne Literatur hat keine Selbstzwecke mehr, sondern dient den Interessen der Partheiung. Während ein classisches Werk die Partheien beschämte, bildet diese ein modernes. Einzelne geniale Köpfe reißen das vormundschaftliche Recht über die Masse an sich und schleudern von ihren eigenen Wolkenthronen entzündende Blitze in die brennbaren Interessenstoffe. Nur zwei Epochen in der modernen Literatur hat es gegeben, wo diese eine antike und classische Physiognomie behauptete, einen Selbstzweck, das Zeitalter Ludwig's XIV. und die Periode von Lessing bis zum Tode Schiller's in der deutschen Literatur. Sonst ist alle moderne Literatur Dilettantismus des Genies und der Dreistigkeit. Sie beruhigte die Leidenschaften nicht, sondern schürte sie.

Das Publikum und die Kritik, beide sind von derselben Tendenz ergriffen. Ist man nicht so weit gegangen, das Genie nach seinem Glaubensbekenntnisse in der Religion und in der Politik zu rangiren und selbst den Ruhm eines halben Jahrhunderts anzugreifen, wenn die Tendenz der folgenden Zeit mit der der früheren im Widerspruch lag? Die Folge dieser Maßstäbe mußte sich in einem immer pamphletartigeren Charakter der Literatur ausdrücken und auf die Reize, wo sich die öffentlichen Leidenschaften beruhigt haben,

mußte sie in eine spröde Gleichgültigkeit gegen Geistesthätigkeiten ausarten, von welchen man sich keinen unmittelbaren Nutzen mehr versprechen konnte.

Ich glaube, daß man die europäische nächste Zukunft aus den gegenwärtigen Literaturen signalisiren kann. Ich glaube, daß fast alle Literaturen auf einen Selbstzweck zusteuern, der zu gleicher Zeit die Garantie jener apokalyptischen „kleinen Stille“, die Garantie einer längern Friedenszeit ist. Englands Reise-, Memoiren- und Sittenschilderungsliteratur berührt nur die Oberfläche der Nation und das ungefähre Lesebedürniß. Kein Gebildeter in England macht von Bulwer, Marryat u. s. f. ein solches Aufheben, wie die deutschen und französischen Uebersetzer. Diese Autoren sind im Auslande berühmter, als in England selbst. Es ist charakteristisch für den vortrefflichen Geschmack dieser Nation, daß sie zu keiner Zeit ihre Literatur überschätzt und daß sie selbst niemals daran gedacht hat, z. B. einige Autoren des achtzehnten Jahrhunderts, unter Andern Pope, so zu erheben, wie es das Ausland that, oder so breit abzuhandeln, wie wir es in unsern Beschäftigungen mit fremden Völkern thun. Es ist nicht unmöglich, daß die englische Literatur von einer Seite aus wird bestimmt werden, wo es ihre jetzigen Modeschriststeller nicht ahnen lassen.

Frankreich scheint sich eine idealische Welt in seiner Literatur aufbauen zu wollen, die sich in den Gefühlen wenigstens, in den moralischen Handlungstriebfedern zu verwirklichen beginnen kann. Diese Zusammenwürfelungen conventioneller Verhältnisse, diese poetische Opposition gegen das in Sitte und Gesetz Hergebrachte kann ohne Zweifel Reactionen auf die Wirklichkeit ausüben, doch ist zuletzt ihr Rest immer nur eine Verfestigung jenes Kittes, der das ewig Unzertrennliche in der Tugend und in der Liebe zu allen Zeiten zusammenhalten wird. Dabei spielt in den französischen Literaturkämpfen die Form und das ästhetische Gesetz eine so entschiedene Rolle, daß ich auch von ihr annehmen möchte, die Zeit einer Erhebung zum Selbstzwecke werde nicht mehr lange ausbleiben.

Von Deutschland endlich ist es entschieden, daß es seine Literatur von der Debatte zu befreien sucht. Ueberall herrscht die Sehnsucht, die Literatur von Zuständen abzurufen, die durch anderweitige Hülfe müssen geändert werden.

VI.

Der Staat.

Für die Geschichte beweist der gesellschaftliche Vertrag nur eine späte Richtung des Zeitgeistes auf veränderte Principien des Staatsrechts, für ihren Anfang selbst ist er eine unanwendbare Hypothese. Alle Staaten des Alterthums und der mittlern Zeit sind entweder Uebergänge der patriarchalischen Gewalt über die Familie auch auf weitere Kreise, zuletzt Staat genannt, oder militairische Usurpationen. Der Begriff einer steuerpflichtigen Menge, die zu einem Gewählten, Besten, Ausgezeichneten gesagt hätte: *do ut facias*, dies obligatorische Verfahren ist modernen Ursprungs und beweist für die alte Geschichte nichts. War selbst die mosaische Staatsbegründung ein Vertrag? Waren nicht verpflichtende Traditionen der Vergangenheit da, die Genealogie des Jakob, die als etwas Positives und Unumgängliches jeder juristischen Auseinandersetzung wechselseitiger Verpflichtungen natürliche Fesseln anlegte? War die Bevorzugung des Priesterstandes nicht etwas, was sich hier unter jeder Bedingung von selbst verstehen mußte?

Die Theorie aller natürlichen Staatenbildung ist zunächst die zufällige und absichtliche Usurpation, darauf die Befestigung derselben und der nicht ausbleibende Widerspruch aus dem Schooße des Staatskörpers selbst oder, wie ich solche Revolutionen besser nennen möchte, die innere Heilkraft der Natur. Dieser Moment des Widerspruches ist der historische, und da wir von ihm allein Kunde haben, so verführt er unser Auge und läßt uns eine Folge des Anfangs, den historischen An-

fang, für den Anfang selbst nehmen. So ist z. B. der erste Blick auf die Ursprünge der römischen Geschichte sogleich auf verschiedene und oft blutige Abwägungen juristischer Gegenseitigkeiten gerichtet. Aber diesem zweiten Momente ging ein erster voran, eine unmittelbare Tradition aus Albalonga, eine von dort herstammende Genealogie, die bei der ersten Grundsteinlegung Roms für diesen neuen Staat etwas Verpflichtendes hatte. Ebenso war der Verlauf in den feudalen Staaten, wo namentlich die germanischen zunächst allerdings wie auf einen gesellschaftlichen Vertrag gegründet zu sein scheinen. Doch werden wir unten genauer ausführen, daß dem germanischen Staatsprincip das Hauptsächlichste mangelt, die Garantie der Dauer. Diese Gemeinwesen waren immer nur für den Moment berechnet, für den Krieg, für eine Gerichtssitzung. Wenn der Feldherr sein Schwert in die Scheide stecken oder der Richter seinen Stab senken mußte, so hatte der Begriff des Staates aufgehört, weil Staat bei unsern Voreltern in der That nur ein momentaner Auftrag war. Alles nun, was sich über die Dauer dieser Bevollmächtigung hinaus erhielt, war Usurpation, selbst der Glanz und das Andenken gut geführter Kriege und weise gehaltener Gerichtssitzungen. Das Regiment entstand bei den Germanen erst durch einen Gebrauch der übertragenen Gewalt, der länger, als gesetzlich war. Entweder kam hier schweigende Zustimmung oder ein dreistes Wagniß der Usurpation zu Hülfe. Nächst der Usurpation regte sich der Widerspruch, ob nun diesen die Geschichte verzeichnet hat oder nicht. Man muß annehmen, daß alle constituirten Staaten der älteren und mittleren Zeit ihren Ursprung haben aus jener rechtlichen Abfindung des Widerspruches nicht mit der freien Wahl, wie der gesellschaftliche Vertrag lehrt, sondern mit einer Gewalt, die schon immer so weit gediehen war, daß sie einen sichern Rücken hatte und auf ihren Forderungen mit Troß bestehen durfte. So entwickelten sich die griechischen Staaten, so besonders Rom und die feudalistischen Gemeinwesen der germanischen Welt.

Neuere Ansichten, die von Haller in Umlauf gebracht und später von Historikern, wie Heinrich Leo, unterstützt wur-

den, versuchten es, die Politik zu einem Zweige der Naturwissenschaften zu machen. Für die Staaten sollten die Schriften eines Linné von größerem Werthe sein, als die Montesquieu's. Hier werden die Gemeinwesen Producte der Natur, Vegetabilien von zarter, philosophischer Sinnigkeit. In der That haben die alten Sachsen eine Tradition, nach welcher ihre Vordern Baumfrüchte gewesen seien. In nämlicher Weise ergaben sich hier die Institutionen als Erzeugnisse der willkürlichen, freiheitlosen Materie. Mit dieser Physiologie wollte Haller das historische Unrecht rechtfertigen. Leo will nur die organischen Staaten vor einer Verwechslung mit den mechanischen retten.

Die Geschichte widerspricht auf jedem ihrer Blätter dieser Entstehungsart der Staaten. Sie lehrt, daß alle Gemeinwesen in Folge des Widerspruches organisirt und die Uebergänge aus der patriarchalischen in die politische Existenz immer von einer scharfen Grenzscheide auseinander gehalten wurden. Das germanische Staatsprincip zunächst ist von Hause aus nichts als Bevollmächtigung, also ein Act der Willensfreiheit, der die Natur ausschließt und immer die Verjährung als Usurpation und Unrecht bezeichnen wird. Wäre das germanische Staatsprincip etwas Naturwüchsiges, so müßte es dauerbarer, bindender, universal sein. Im Gegentheil ist der germanische Staat über fortwährenden Fluctuationen in der Geschichte anzutreffen, die nur in einem unbeschränkten Freiheitsbedürfniß, also in einem Widerspruche gegen die Natur ihren Grund haben können. Das germanische Staatsprincip ist integrirt von der Individualität, es ist nichts, als die Individualität selbst, die sich entschließt, sich ein wenig zu regeln: wo ist hier wachsende, fesselnde, verjährende Natur? In der That, das Hallerisch-Leo'sche Princip, wenn es seine Anwendung in der Geschichte irgendwo finden kann, eignet sich höchstens für die schnell improvisirten arabischen und tartarischen Militairherrschaften, wo die Unterdrückung nicht widersprach, Staaten, die man leicht mit steil aufgeschossenen Bäumen vergleichen kann, wo sich oben die Herrschaft palmen- oder pinienartig an das Volk so indifferent ansetzt, wie der Federbusch an einem Helme flattert.

Man pflegt den Staat für den Culminationspunkt der Bildung auszugeben und doch sanken seine Formen oft so schnell zusammen und mußten entweder an den Begriff der Natur übergehen oder verloren sich, wie das Hunnenreich, in eine plötzliche Unsichtbarkeit, die etwas Grauerregendes hat. Siebt es in der Geschichte Sätze für die Dauer der Staaten? Untrüglüche kenne ich nicht, aber ein annäherndes glaube ich entwickeln zu können. Wenn es ein fast mathematisches Ansehen hat, so will ich damit nicht sagen, daß es so sicher ist, wie ein Satz des Euklid.

Jeder Staat muß Radien haben, historische Blitze, die sein Wesen und seine Bestimmung, wenn auch nur für einen Augenblick, erleuchten. Diese sammle man! Man suche für sie den Mittelpunkt und beschreibe darauf mit Halbmessern den Umfang des Gemeinwesens. Die Peripherie, die sich durch dies Verfahren ergibt, ist die ungefähre Zweckbestimmung und Idee des Staates und läßt einen Schluß ziehen auf die Dauer desselben. Und man merke wol: Die kleinste Peripherie kann oft die Garantie der längsten Dauer sein!

Beobachtet man dies Verfahren, so wird man alle Staaten, die in der Geschichte austauchten, in excentrische und concentrische getheilt finden, excentrische in dem Sinne, daß sie keinen Mittelpunkt haben, concentrische in dem, daß sie über die Länge ihres Diameters nicht hinausgehen.

Staaten der ersten Art haben keine Wahrscheinlichkeit der Dauer für sich. Die Hast ihrer Tendenz erhält sie eine Weile. Darauf werden sie sich erschöpft haben. Alle schnell zusammengesundenen Staaten der Völkerwanderung mußten eben so schnell ausathmen, weil sie nur Anlauf, nur Tendenz in's Vague hinaus waren. Das Hunnenreich zerstob in Nichts. Besonders sind es die arabischen Staaten, die den obigen Satz beweisen; das muhamedanische Princip ist an und für sich selbst unvertilgbar, weil es Propaganda über die ganze Welt heißt. Der Koran will von den Nationen entweder Glauben oder Tribut. Hier giebt es keine Grenze. Hier ist ein excentrisches Princip, das an sich niemals sterben wird, das aber alle die Staaten, die aus ihm entstehen, einer

kurzen Dauer weicht, weil diese Staaten nur Feldlager und Stationen und einstweilige Ruhepunkte sind, weil ihr Princip immer über die Grenzen hinausfahren wird. Wenn sich das türkische Reich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so ist es eines Theils die Folge der sehr ernstesten Angriffe, die bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Occident von ihm zu erleiden hatte, anderer Seits jener Umstand, daß die jetzige Türkei eine organisirte Eroberung ist. Die spanischen und afrikanischen Reiche der Araber gingen schnell unter, weil sie aus dem Nichts geschaffen waren. Die Türken aber trafen eine Civilisation an, deren Resultate sie ausnutzten, und Völker, die sie, namentlich in Europa, sich selbst einverleiben konnten. Wenn diese Integration des türkischen Reiches verbraucht ist, so stirbt es, denn der Koran giebt keinen Haltpunkt, kein Gesetz der Ruhe und der Resignation an und das zerstörendste „Gesetz der Trägheit“ wäre ohne Zweifel die Trägheit selbst.

Staaten dagegen von centralen Zwecken sind approximativ in ihrer Dauer berechenbar. Von Rom's primitivem Universalismus nicht zu reden, erinnere ich nur an die Handelsrepubliken der alten und mittleren Zeit. Der Handelsgrundsatz ist kein absoluter, wie der der Eroberung, sondern abhängig von Erfindungen, Entdeckungen, geographischer Lage und Absatzwegen. Der Handelsgrundsatz kann sich immer nur sporadisch etabliren und Tyrus, Karthago werden so schnell abgeblüht sein, wie Venedig und Genua. Ein Gemeinwesen mit dem Grundsatz des Zwischenhandels erhält sich länger, weil es von den großen Ereignissen in der Handelswelt weniger empfindlich berührt wird. Augsburg, nicht zum deutschen Reiche gehörig, hätte sich so lange erhalten können, wie es Holland wird, dessen einträglichster Handlungszweig Vermittelung ist. Ein Gemeinwesen, wie Hamburg, wenn es nicht der physischen Gewalt weichen muß, ist durch seine Idee, gegenseitige Sicherung des Wohlergehens, unvertilgbar.

Die Dauer des englischen Staates ist precärer. Welches ist seine Peripherie? Die Alleinherrschaft zur See. Ist

diese Idee mehr als das Monopol des Zufalls und des Glücks? Kann sie nicht jede andere Nation und wird sie nicht mit der Zeit Nordamerika streitig machen? Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Die Herrschaft zur See ist unmöglich Selbstzweck: denn der Ruhm ist kein ausschließliches Motiv des englischen Lebens. Diese Herrschaft ist nicht nur ein bloßes Mittel zu jenem trügerischen Zwecke des Handels, sondern sie ist sogar eine Art Fontanelle, um staatsrechtliche Schäden im Körper der Nation selbst abzuleiten. Diese verschiedenartigen Zwecke in eine Harmonie zu bringen, erfordern einen künstlichen Mechanismus und das ganze historische Leben Englands ist auf diesen Mechanismus gebaut. Einem mechanische Idee aber ist kein historisches Präservativ und ich denke mir noch eine Revolution für England nothwendig, will es nicht plötzlich als politisches Glied in der europäischen Staatenkette nachlassen. Hier sieht man deutlich, wie verschieden sich der historische Zweck eines Staates von der Bestimmung des Volkes, das ihn bildete, herausstellen kann. Die Völker werden zuletzt immer den Staat regeneriren müssen.

In Frankreich ist Volk und historischer Staatszweck weit inniger verschmizert und garantirt diesem Lande eine unverwüstliche Dauer. Frankreich ist das Land des Ruhms und dem Ruhme wachsen in der Historie noch die dichtesten Lorberhaine, so lange Europas Politik die der Interessen ist. Frankreichs Idee ist ein vaguer Begriff, der sich jedoch in allen Zeiten realisiren kann und wo der Schatten schon hinreicht, schon eine leere Schelle, um Millionen zu elektrisiren. Ich glaube wol, daß der unveränderliche Gedanke Louis Philippe's ein ganz anderer, als der Ruhm ist; aber die Nation hat den ihrigen fest im Auge und wird mit demselben sterben, da in Frankreich Staat und Volk nie auf die Dauer zweierlei sein können. Der Ruhm ist etwas, das man nicht theilen kann: das sichert Frankreich vor Zerstückelung. Der Ruhm ist etwas, das sich vererbt: das sichert Frankreich seine Integrität, selbst wenn es neue Schlachten von Roßbach in seine Bücher verzeichnen müßte.

Spanien ist eine Beute, wenn auch eine gefährliche.

Spanien ist vom Glück in der Geschichte bald begünstigt, bald so mißhandelt worden, daß es an ein Centrum und eine Garantie der Dauer nicht denken konnte. Welch ein Sprung von Karl's V. Universalmonarchie bis zu dem fast gänzlichen Verluste von Amerika und von einer Silberflotte bis zu einem finanziellen Bankerotte! Bei solchen Schicksalen in so kurzen Fristen stellen sich in dem Staate kaum unverwüßliche Ideen heraus und wie auffallend es bei der Zähigkeit des spanischen Charakters erscheinen mag, ich glaube, diese Nation kann getheilt und will dann nur mit Klugheit regiert werden.

Alle rein germanischen Staaten tragen, wie die Geschichte beweist, immer den Keim des Todes in sich. Denn das germanische Staatsprincip ist kein Rechts-, sondern nur ein Regierungsprincip. Man erstrebte hier immer die Einheit durch die Einzelheit; man wollte Totalität und Individuum neben einander bestehen lassen. Der Fürst war Gewählter und Bevollmächtigter, aber nur primus inter pares, kurz die Deutschen sind von Natur Feinde des Staates als einer perennirenden Gesamtheit. Die Centralideen dieses Volkes waren immer nur solche, die durch eine Fiction galten, es waren unsichtbare Widersprüche gegen das überall Sichtbare. Das Princip der Vereinzelung und Absonderung garantirt in der That keine Dauer. Und will man das, was die deutsche Geschichte auf jeder Seite lehrt, mit einem Worte sagen, so haben die Deutschen politische Methode, aber keine politischen Principien, sie haben das Repräsentativsystem seit undenklichen Zeiten, aber nur als etwas Modales. Der Irrthum aller germanischen Staaten war, das Repräsentativsystem zum Selbstzweck erheben zu wollen. Repräsentation ist in natürlichen und organischen Staaten immer etwas, was erst auf bestimmten, geordneten und wenigstens polizeilich sicheren Institutionen und Thatfachen aufgebaut werden kann. All' die germanischen Völker, welche so frühzeitig das Opfer ihrer Gemeinwesen wurden, begingen diesen Fehler, den Sattel für das Pferd zu nehmen, da der Sattel doch nur das Reiten erleichtert. Sie waren immer rasch mit ihrem constitutionellen Principe zur Hand, das sogleich eine angeborne Staats-

unfähigkeit zum Geseze erhob. Die Deutschen sind nur als Volk mit dem ausgedehntesten Republikanismus groß; so wie sie der Staat einfängt, sicken sie und reiben sich am Kampfe gegen eine Fessel auf, die sie von Natur den Instinkt haben, nur zuweilen, in Zeiten der Gefahr, wo Einheit des Verfahrens gelten muß, sich anzulegen. Staat ist den Deutschen nur etwas Temporäres, eine Erleichterung der Methode. An dem Unbehagen, Jahrhunderte hindurch mit dem Kopfe verkehrt zu gehen und statt meinetwegen auf dem Hals, beinahe auf dem Schweif des Pferdes zu sitzen, ruinirte sich diese Nation und konnte eine Beute schon vor zweihundert Jahren für Frankreich werden, wenn Frankreich damals im Stande gewesen wäre, einen Napoleon über den Rhein zu schicken.

Das germanische Princip hat sich aus dem Sturze des deutschen Reiches nach Preußen und Oesterreich geflüchtet, und ist namentlich in jenem ersten Staate zu den größten Ehren gelangt. Wir müssen von beiden ausführlichere Berichte geben. Oesterreich wurde früh von einer weisen Einsicht geleitet, die dessen Fürsten und Staatsmänner über das germanische Princip gewonnen hatten. Oesterreich, mit der deutschen Kaiserwürde bekleidet, hatte keinen Mittelpunkt für dieselbe und begann die Mühe, ihn zu suchen, sogleich mit der Resignation, ihn zu finden. Oesterreich gewann seinen Schwerpunkt dadurch, daß es früh auf seine deutsche Superiorität verzichtete. Es hat das germanische Princip gänzlich aufgegeben und nur das behalten, wozu seine Lage die Veranlassung bot, nämlich das Centrum, und dieses zudem für Staaten, welche die sonderbarsten Widersprüche zu sein scheinen und die österreichische Staatskunst beinahe zu einer Equilibristik machen. Dieses großartige Reich beweist einen Satz der Geschichte, der neu scheint, wie Alles, was nicht natürlich ist. Für natürlich hat man es bisher immer gehalten, daß Staaten heterogenen Ursprunges nicht von dauerndem Zusammenhange sein könnten. Die Verschiedenartigkeit der Zunge räche sich; der Staat befestige sich allein, je mehr er sich der Natur näherte. Feuer und Wasser freilich, den Sultan und Venedig vermählen, oder, wie die Alten sagten, Greifen und Rosse zusammenspannen, wird sich immer schlimmer ver-

lohen. Hier ist selbst das Gleichartigste oft unvereinbar, wenn statt der Natur z. B. die Religion oder auch nur ein Provinzialhaß, der sich in der Geschichte nährte, dazwischentritt. Wie spröde ist das Band, das Irland und England verbindet! Wie eigensinnig sind die Antipathieen Belgiens und Hollands, Norwegens und Schwedens! Aber schon zwischen Russen und Polen schürt den Haß doch weniger die Natur, als die Geschichte. Jenen Erfahrungsfaß von der Heterogeneität mildert die Erfahrung selbst. Denn es wird bei jenen verschiedenen, unter einem Scepter vereinigten Nationalitäten immer darauf ankommen, ob sie ein in sich concentrirtes nationales Bewußtsein haben. Wenn Oesterreich noch Jahrhunderte lang über Böhmen, Ungarn und Italien herrschen wird, so ist es, weil Böhmens Glanz in die deutsche Geschichte hinüberstrahlt, weil Ungarn immer nur eine flüchtige, zufällige und von allen Seiten gedrängte historische Existenz hatte und weil Italien nur ein einzelner Landstrich ist, der in allen seinen Conspirationen nie gefährlich werden kann, weil sein Ideal Centralisation ist und das Centrum über die Grenzen der Lombardei hinausdringen wird. Will man demnach die Dauer des österreichischen Staates bestimmen, so sind die entgegengesetzten Nationalitäten desselben von unerheblichem Einfluß auf eine Berechnung, die, wie ich glaube, mit den jeweiligen Capacitäten des Wiener Cabinettes zusammenfallen und das Centrum des politischen Verstandes auch zur Peripherie der politischen Dauer machen.

Preußen, obwol nicht völlig echt germanischen Blutes, scheint die Bestimmung zu haben, das germanische Princip für die Geschichte zu erhalten. Dieser jugendliche Staat, hervorgegangen aus den Trümmern jenes heiligen römisch-deutschen Widerspruches, hatte die Erfahrung dieses Principes als Lehrmeisterin für sich und fand in autokratischen Herrscherperioden Zeit genug, eine innere feste Gliederung seiner einzelnen Theile zu versuchen und seinen improvisatorischen Ursprüngen ein sicheres und andauerndes Fundament zu geben. Der preußische Staat ist eine Idee und wird selbst, wenn er entweder auf den kleinsten Länderumfang herabgesetzt oder seine gegenwärtigen Gebietstheile mit ganz anderen vertauscht

werden sollten, doch niemals sterben können, es sei denn, daß Deutschland die Einheit bekäme, die es wol nie bekommen wird. Preußen muß in protestantischer Weise die Garantie des germanischen Princips in seiner modernen Umgestaltung bleiben und ich glaube, bei der Lage Deutschlands, wie sie nicht anders sein kann durch die leidige Souverainetät der Bundesstaaten, müßte man ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.

Wie ich schon bewiesen habe, das germanische Princip an und für sich, wie es sich bei der Vielzahl unserer Fürsten auch niemals wieder offenbaren kann, ist kein Moment der Geschichte. Es kann von diesem geschlossenen Bundesvereine kein Gewicht in die Waagschale der Ereignisse gelegt und nicht eine Tradition der alten Eichenwälder gerettet werden. Für das unvermischte germanische Princip sind die Voraussetzungen nicht da. Preußen nahm sich desselben an, aber es mußte mit Thaten versehen werden. Es mußte eine breite Basis vorhanden sein, auf welche sich das Germanische, das nur Methode ist, aufzuführen ließ. Das Bewußtsein der Gleichheit aller Freien ist natürlich auch in Deutschland untergegangen, aber Deutschland hat kein Terrain, das groß genug wäre, den Bau imposant zu machen. Preußen dagegen hat es, Preußen hat einen bildsamen Stoff für seine Schöpfungen. Brauchen wir an die Städteordnung, die Volksbewaffnung, die Aussicht einer allgemeinen Vertretung politischer Rechte zu erinnern, um die Hochachtung, welche Preußen vor seiner Mission hat, auszudrücken? Preußens Lebensader ist eine ewige Wechselwirkung mit Deutschland. Preußen ist eine Idee, unzerstörbar, so lange die kleinen deutschen Staaten nicht in der Verfassung sind, die historische Größe Deutschlands für sich zu repräsentiren. Hier wird einer des andern Unterspand. Die Zeit erkennt es und die Vorurtheile zwischen deutschem Nord und Süd fallen, wie die Barrieren unseres mercantilen Verkehrs.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, ohne die Frage aufzunehmen, ob der Staat das höchste und letzte Vehiculum der menschlichen Existenz ist? Die Hegel'sche Philosophie lehrt, daß man über den Staat als das vollendetste

Kunstwerk nicht hinausgehen könne und daß alle Ideen bestimmt seien, am Staate ihre philosophische Wahrheit zu finden.

Ein Kant oder irgend einer der Philosophen, denen es mehr um die Menschheit als um die Geschichte zu thun ist, hätte ein solches Axiom nie aufgestellt. Es muß eine auffallend glückliche Lage gewesen sein, die einen Philosophen bestimmen konnte, den Staat für die Blüthe der Cultur und die Wissenschaft, ja die Cultur selbst nur für Blätter und Stengel dieser Blüthe auszugeben. Ich will etwas hochherziger von diesem Philosophen denken und mir einbilden, daß ihm eine antike Idee vorschwebte und er etwas hat sagen wollen, was allerdings vom classischen Alterthum bestätigt ist.

Die Alten machten aus Kunst und Wissenschaft eine Sache des Staats und sogar über den Cultus und die Religion, über Anerkennung neuer Gottheiten gaben die Römer Senats- und Volksbeschlüsse. Doch schon Plato und Sokrates lehrten eine Wissenschaft, die nicht mehr am Staate ihre Wahrheit hatte, die jenen um den Ruf eines guten Bürgers und diesen um's Leben brachte. An welchem Staate hatte wol, die Philosophie des Spinoza ihre Wahrheit? Oder was heißt es, am Staate seine Wahrheit haben? Vielleicht dachte der Erfinder dieses Ausdrucks an das praktische Element, das in jedem speculativen und künstlichen Ergebnisse liegen soll. Oder an Verhütung vaguer Theorien, die dasjenige, was in den Dingen ist, gern über ihnen suchen. Darum dünkt mich, liegt der erste Anstoß dieses Axioms nicht in einer verdächtigen Befangengabe seiner Freiheit, sondern in einem zu hohen Begriffe vom Staate, dessen Dauer wahrlich nicht das Zeichen fortschreitender Gesittung, sondern eine Mahnung ist an das, was aus der menschlichen Natur weder durch die Furca des Horaz noch durch die immer mehr um sich greifende Civilisation kann ausgetrieben werden. Selbst dann, wenn man mit Schmerz das Zugeständniß machen muß, daß die Fortschritte der Aufklärung fast in allen Ländern mit einer Zunahme der Verbrechen verbunden sind, selbst dann, wenn man mit Wehmuth auf die statistischen Tabellen blickt, die unsern humanitären Träumen so sehr Hohn sprechen,

soll der Staat von der Philosophie niemals als etwas Absolutes, als ein Culminationspunkt der Cultur gefeiert werden, sondern als eine von der leidigen Nothwendigkeit gebotene Maßregel wechselseitiger Sicherheitsleistung. Was wird der Staat, an welchem Kunst, Wissenschaft und Religion ihre Wahrheit haben, thun? Er wird Sokrates wegen Blasphemie zum Tode verurtheilen und seine Angeber, Menschen, wie Miletus und Anytus, mit einer Bürgerkrone beschenken.

VII.

Krieg und Friede.

Die griechischen Sophisten hatten die Fertigkeit, wie die Alten sagten, aus einer schlechten Rede eine gute, das heißt aus einer ungerechten Sache eine gerechte zu machen und in Rom traten mit umsichgreifender Bildung Griechen und Unteritalier genug auf, die heute für das Eine, morgen für das Entgegengesetzte gleich entscheidende Gründe zu entwickeln mußten. Ein gutes Thema für diese Zungenvirtuoson müßte Krieg und Friede gewesen sein. Denn wer kann in Abrede stellen, daß hier das Widersprechendste Beziehungen auf die Wahrheit hat?

Das Glück des Friedens ist in zahllosen Hymnen von Horaz bis Kammler besungen worden. Aber auch der Krieg findet seine Vertheidiger. Er ist eine Blutausleerung der Menschen, die diesen zuweilen nothwendig scheint. Er macht die Herzen, selbst der Alltäglichen, höher schwellen. Er bringt die Nationen in einen gewaltsamen Verkehr, der wenigstens besser ist, als gänzliche Unbekanntschaft. Kurz es fehlen nicht Gründe für und gegen den Krieg, obschon unter letztern jener Satz der Griechen eine entschiedene Wahrheit sagt: Der Krieg macht eine größere Menge schlechter Menschen, als er deren hinwegrafft.

Ich bin nicht im Stande, in den Abwechselungen zwischen

Krieg und Friede die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erkennen. Es giebt harte und sich am Blute gern sättigende Phantasieen, welche den Eros und Anteros zum Princip der Geschichte machen und das, was sie den Geist der Geschichte nennen, als eine Vernichtungstheorie für halb titanische, halb cannibalische Menschen darstellen. Ihr sehet einen großen Plan der Weltgeschichte zum Grunde liegen und lehrt, die Menschheit sei zu etwas Anderem bestimmt, als zum Gutthun; wo diene aber je eine Schlacht diesem Plane? Und wenn es Kriege für die Religion, für die Ideen der Zeit gab, schwebte über ihnen nicht immer Mars, den man den linken und ungewissen nennt? Ich möchte behaupten, daß die Ideen vielleicht auch ohne die Waffen gesiegt und daß das Schwert, das Christus verhielt, in seinem Sinne mehr das Schwert war, das Maria im Herzen fühlte, da sie am Kreuze stand, daß es Noth, Elend, kurz mehr die Spitze, als den Griff des Schwertes bedeuten sollte. *)

Seit Anbeginn der Geschichte fühlten die Nationen, daß es etwas über das Recht des Krieges Hinausliegendes gäbe. Die Alten nannten es das Recht der Völker. Aber keineswegs verstanden sie darunter jene Praktiken, die von Vattel, Schmalz, Klüber u. A. in ein System des Völkerrechts redigirt wurden, sondern ihr Völkerrecht war Naturrecht. Es war eine Verpflichtung gegen Alles, was Athem und Leben hat, sogar Verpflichtung gegen das Thier. Das Recht des Staates, um so viel höher auch den Alten der Bürger über dem Menschen stand, war ihnen menschlichen, das Recht der Völker göttlichen Ursprunges. Denn sie empfanden eine heilige Scheu vor der schaffenden Natur, vor ihren wunderbaren Gebäuden im Animalischen. Sie konnten sich bei allem Stolz

*) Es ist eine Streitfrage, ob das Christenthum durch Missionarien solle verbreitet werden? Schleiermacher löste diese gern so, daß er sagte: Ist das Christenthum von Gott, so wird es selbst seine Wege finden. Der berühmte Theolog wollte, daß die Heiden nur durch das allmälige Ausströmen der eigenen innern Kraft des Christenthums gewonnen würden, durch ein geographisches selbsteigenes Umsichgreifen, nicht daß Ströme und Meere überschiffet würden, sondern daß der Nachbar seinen Nachbar berufe, unterweise und zur Taufe überrede.

auf ihre politischen Vorrechte doch jener Religion nicht entziehen, die alles Lebendige an einander knüpft und den Alten sogar gebot, die Culte fremder Gottheiten zu ehren, gleichsam als sei Alles Gott, was die fromme Andacht dafür nimmt und als könnte jeder Begriff, der von einem gläubigen Gefühl unterstützt wird, eine Allmacht haben. In den Sprüchen der alten Philosophie und in den poetischen Offenbarungen des Sophokles weht eine Sehnsucht nach Erlösung, die nicht empfunden werden konnte ohne Schauer vor der Natur, ohne den Ekel an diesen gemachten, tyrannischen Thatsachen der Wirklichkeit, von welchen Dichter und Philosophen geknechtet waren. Am offensten aber sprachen die Römer diese Achtung vor Allem aus, was die Natur den Menschen Gemeinsames gab: - das göttliche Recht war eine wirksame Formel für die öffentliche Beredsamkeit, wie sie denn auch über Unverletzlichkeit der Gesandtschaften, über die Ursachen der Kriege, über die Bundesgenossenschaften, über Heiligkeit der Waffenstillstände, Friedensschlüsse und Verträge ernstere Ideen hatten, als die gemüthsflacheren, gewissenloseren Griechen.

Selbst das tyrannische Mittelalter konnte diese Begriffe vom Recht des Natürlichen und der Völker nicht in der Brust der Menschheit tilgen. Es giebt noch immer ein gewisses Fluidum einer ewigen Rechtsidee, welche, an kein menschliches Gesetz gebunden, überall da ist, wo die Natur in ihrem nackten Kleide lehrt, was das Unvergängliche ist selbst nach tausend Herbst und Wintern. Der Frühling kehrt immer wieder und der Gesang des Vogels; es wird ewig eine Welt geben, die sich nicht religiös einfangen und politisch beherrschen läßt, eine Garantie, daß die Natur etwas Anderes lehrt, als die Wirklichkeit. Und dies ist auch in den meisten Völkern so unzerstörbar, wie das Gewissen. Sie appelliren für ihre Handlungen, die das Urtheil herausfordern, an die Volkstimme der öffentlichen Meinung, die für Gottes Stimme gilt. Ihre Manifeste werden sich immer auf das Ewige und Allen Gemeinsame berufen. Wer eine Insel entdeckt, läßt das Wappen seiner Nation auf einem Pfahle zurück. Das Meer ist nicht Eigenthum derer, die es bewohnen, sondern man sagt: Es ist unser, so weit der höchste Gipfel unserer

Berge seinen Schatten wirft, oder so weit die Kugel trifft, welche man am Strande aus der Kanone abschießt. Kurz, man ahnt die heilige Grenze, welche die Natur der Usurpation stellt und wird auch bei Krieg oder Frieden nie unterlassen, gewisse öffentliche Grundsätze zu beschwören.

Die Philosophie sollte diese Grundsätze aussprechen. Hugo Grotius hat es nicht gethan. Sein berühmtes Werk ist eine philologische Arbeit zur Jurisprudenz; auf die Stirn des Autors, als er dasselbe schrieb, warf die Sonne der Humanität keinen rosigen Abglanz. Erst Kant erhob sich über das Geschichtliche zum Rechte, „das in uns wohnt“. Sein Entwurf zum ewigen Frieden ist ein frommes Frühlingsopfer auf dem Altar der Menschheit und selbst in seinen unhaltbaren Nebeln und Wolkenträumen steigt es empor zum Wohlgefallen Gottes. Kant, in die Ecke seines Museums gebannt, schwärmend über die Zukunft des Menschengeschlechts, ist ein rührender Anblick und doch trat die Zeit schon für Manches von seinen Abstractionen auf. Unter dem Donner der napoleonischen Kanonen ließ es sich über jene Weltweisheit lächeln, die den Staaten Gesetze vorschreibt, Gesetze friedlicher Vermittelung; und doch wiederholt sich in der Geschichte immer wieder die Anschauung, die Kant von der Politik gehabt zu haben scheint. Kant blickt auf Staaten, die, in sich abgestorben, den Krieg in der That mehr als eine Laune und als ein Spiel des Ehrgeizes, wie als Hülfsmittel trieben, um großartigen und welthistorischen Ideen die Geburt zu erleichtern. Kant sah die morschen verfaulten Monarchieen des achtzehnten Jahrhunderts, die sich wechselseitig zu überlisten trachteten und das Gleichgewicht Europas zu ihren Gunsten herunterzudrücken, Staaten, die da Krieg führten einer Ode wegen, die darauf gemacht werden sollte, oder um eine Anleihe zu maskiren, die nur dazu diente, die Verlegenheiten der Fürsten zu decken. Konnte es einen größern Widerspruch geben, als Friedrich der Große, um die Gunst der französischen Kritik buhlend und Frankreich selbst betriegend? Es ist gewiß, daß sich Erscheinungen dieser Art immer wiederholen werden. Die Bildung wird nicht begreifen können, wie die Staaten im Widerspruche liegen, es wird Nacht und Stille

immer wieder eintreten, um den Traum des ewigen Friedens träumen zu können. Der Entwurf von Kant ist seit der Pacification Europas wieder anwendbar geworden. Wenn ihn auch nicht der Verfall der Staaten oder irgend eine Ähnlichkeit unserer Zeit mit dem vorigen Jahrhundert begünstigt, so begünstigt ihn die Scheu vor dem Kriege.

Eine Hauptidee Kant's, das Weltbürgerrecht, scheint sich auch, wenigstens für die Wissenschaft, entschieden bethätigen zu wollen. Die Praxis kann nicht zurückbleiben. Denn der Begriff der Hospitalität, auf welchen Kant ein kosmopolitisches Recht baut, liegt in der menschlichen Natur und spricht sich überall in der Sehnsucht aus, endlich das Fremdenrecht einer Revision zu unterwerfen, woran ganz Europa Antheil nehmen sollte. Wir haben zwar das barbarische *droit d'aubaine*, das Recht eines Staates, jeden in seinem Umfange das Zeitliche segnenden Fremden zu beerben, mit der französischen Revolution verschwinden sehen, aber wie viele Bestimmungen giebt es noch, die über das Strandrecht und dergleichen Unrecht hinausliegen und die Nationen freundlicher an einander ketten dürften! Ich bedauere in dieser Rücksicht, daß die Schriften des Herrn Zachariä eben so wenig europäische Physiognomie tragen, wie die des Herrn Klüber. Denn meines Wissens ist Herr Zachariä der einzige deutsche Publicist, der die Kosmopolitik Kant's in ein wissenschaftliches System gebracht hat. Herr Zachariä scheute sich nicht, den weisen und übergeneialen neueren Rechtsstheorien gegenüber, eine alte, trockene, solide Kantische Idee zu entwickeln und der Menschheit etwas zu erhalten, woran sie mehr Freude hat, als an dem Dogma von den naturwüchsigem Staaten. Nur ist es, wie ich schon sagte, ein Unglück, daß sich Herr Zachariä von dem Kantischen Ausdrucke nicht befreien konnte, daß seine Schriften an einer bis in's Abscheuliche übertriebenen Definitionsmanie leiden und das Lebendige, Praktische und Anregende unter seiner Hand zu eitel Paragraphen und Formeln wird. Herr Zachariä hat Geschmack, namentlich für das Originelle, Antithetische und Blitzende in den Meinungen der Franzosen und Engländer, er kostet die Vortrefflichkeit des fremden Styles mit einer ästhetischen Gourmandise, die

an deutschen Professoren selten anzutreffen ist; aber er selbst bleibt so sehr hinter seinen Mustern zurück, seine Darstellung ist so monoton, pedantisch, deutsch, daß man es beklagen muß, wie dieser helle und denkende Kopf für die Nation keine größere Wirksamkeit hat bekommen können. Die Kosmopolitik Kant's liegt in seinen Schriften wie begraben.

Ich glaube meinen Gegenstand nicht würdiger abhandeln zu können, als wenn ich das Andenken eines großen Geistes ehre. Ich will von dem Kantischen Buche: Zum ewigen Frieden eine kurze Analyse geben, sollte es auch nur sein, um einen Andern sagen zu lassen, was, käme es aus meinem Munde, weniger Gewicht hätte, oder wol gar bedenklich erschiene.

Kant giebt zuerst die Präliminarartikel seines ewigen Friedens, die darin bestehen, daß kein Friedensschluß für einen solchen gelten solle, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden, daß sich Staaten weder erben, noch tauschen, kaufen oder schenken ließen, daß die stehenden Heere eingehen müßten, daß man für den Krieg keine Staatsschulden mehr machen dürfe, daß sich kein Staat in die Verfassung oder Regierung eines andern gewaltsam einmische und daß sich zwei feindlich correspondirende Staaten nimmermehr darauf einließen, dasjenige, was diesseits und jenseits ehrlos wäre, diesseits darum an das Auser zu bringen, weil es dem jenseitigen Schaden bringen könne; denn ich glaube, anders ist die Bitte Kant's nicht zu verstehen, daß man keinen Meuchelmördern, Giftmischern, oder Spionen im Staate eine Anstellung geben möchte.

Der ewige Friede ist eine Aufgabe und durch Lösung derselben erst ein Zustand. Noch weniger ist der ewige Friede eine Rückkehr zur Natur. Denn die Natur in menschlichen Beziehungen ist der Krieg. Daraus folgt, daß der ewige Friede ein Product der Vernunft und ein Ziel der Civilisation ist, daß er eben so wenig Chimäre ist, wie Alles, was die Menschen durch den Gebrauch ihres Verstandes und Herzens erreichen können. Zweck der Geschichte ist demnach, Kant zufolge, die Stiftung des ewigen Friedens. Der Philosoph entwirft die Definitivartikel desselben, von denen der

erste heißt, daß in jedem Staate die bürgerliche Verfassung republikanisch sein soll. Kant sagt, daß die republikanische Verfassung diejenige sei, welche sich aus den Principien der Freiheit, der Abhängigkeit vom Gesetze und der Gleichheit von selbst ergäbe. Er verwirft mit wenigen Worten den Adel und setzt darauf hinzu: „In einer Verfassung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger ist, ist es die unbedenklichste Sache von der Welt (weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, und es an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. s. w. durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt), den Krieg wie eine Art von Lustparthie aus unbedeutenden Ursachen zu beschließen und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgültig zu überlassen.“ Man mißverstehe Kant nicht! Er will die Monarchie nicht ausschließen; er will nur von dem Princip, nicht der Form der Regierung sprechen. Kant wird immer die Monarchie der Demokratie vorziehen. Doch glaubt er darauf bestehen zu müssen, daß den Völkern am Principe mehr, als an der Form, an der Methode mehr, als am Ceremoniell liegt. Methode ist ihm aber nicht Verwaltung; denn sonst müßte er den bekannten Spruch Pope's über die beste Staatsform unterschreiben, einen Spruch, den er für den Fall grundfalsch nennt, daß sich Pope hätte einbilden können, selbst die beste Manier des Gouvernements würde jemals den Völkern eine Verfassung ersetzen. Auf einen Titus kann immer ein Domitian, auf einen Marc Aurel ein Commodus folgen.

Kant giebt hierauf den zweiten Definitivartikel seines ewigen Friedens, der in einem Föderalismus freier Staaten bestehen soll. Ein Friedensbund, der nicht auf den Erwerb irgend einer Macht, sondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staates für sich und die Andern ausginge, müßte alle Kriege beendigen. Wenn Kant der reinen Vernunft folgte, so meint er, könne es keine andere Art, aus dem gesetzlosen, nichts als Krieg enthaltenden Zustande herauszukommen, geben, als daß die Staaten ihre gesetzlose Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen

bequemen und so einen Völkerstaat bilden, der zuletzt alle Völker der Erde in sich aufnähme. Dies wäre die Weltrepublik, ein Ideal der Philosophie, das sich wol nie verwirklichen wird. Deshalb sagt Kant, könnten nur negative Mittel helfen, abwehrende, und diese bilden die Idee eines Bundes. Wenn es in der Tendenz der Geschichte liegt, die reine Verehrung Gottes, dieses höchsten Begriffes der praktischen Vernunft, herzustellen, so muß der Krieg aufhören, bei welchem die Völker immer gewohnt sind, an Gott zu appelliren. Die Dankfeste über erfochtene Siege, die Hymnen an den Herrn der Heerschaaren (Kant nennt sie eine gut israelitische Bezeichnung) stehen mit der Idee Gottes im grellsten Contraste.

Drittens stipulirt der Philosoph, daß das Weltbürgerrecht auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein soll, woraus sich die großartigsten Reformen im mercantilischen, industriellen und selbst schon im zufälligen Verkehr der Völker ergeben würden. Es ist eine bescheidene Forderung und beweist, wie wenig sich Kant Chimärisches und Weitausgreifendes unter seiner allgemeinen und ewigen Pacification vorstellte. Kant braucht hier die schöne Wendung, daß er von dem „ungeschriebenen Codex des öffentlichen Menschenrechts“ spreche.

Was garantirt diese Artikel? Die Natur. Denn sie wollte provisorisch und hat veranstaltet, daß die Menschen in allen Erdstrichen leben können; sie hat die Menschen in die unwirthbarsten Gegenden getrieben, um dieselben zu bevölkern; sie hat sie endlich hierdurch genöthigt, in mehr oder weniger gesetzliche Verhältnisse zu treten. Wenn die Menschen gewohnt sind, ihre zerstörenden Kräfte gegen einander zu brauchen, so haben sie auch das Interesse, sie wechselseitig abzustumpfen und sich, obgleich unwillig, zu Bürgerpflichten zu zwingen. Die Republik, sagt Kant, ist eine Staatsverfassung für Engel genannt worden; nein, entgegnet er, sie ist die passendste selbst für Teufel. Die Natur will, daß das Recht, nämlich das Uebereinkommen siege. Sie wird auch immer den Föderalismus (nicht die Verschmelzung) begünstigen (weil die Verschmelzung, wenn nicht durch Religionen, doch durch die Sprachunterschiede gehindert wird). Zuletzt

ist Handelsgeist und Alles, was die menschliche Existenz betrifft, Organ der Natur und weist auf einen Zustand der Völker hin, der zwar immer den Eigennutz, aber ungerne die öffentliche Fehde begünstigt. Kant legt in dieser Ausführung Gewicht auf den Ausdruck Natur und verwahrt sich dagegen, daß man ihm nicht etwa dafür die Vorsehung unterschiebe. Die Vorsehung gehört in den Anfang der Welt, aber nicht in den Lauf der Geschichte; denn sie bringt uns sowol um die Zurechnung, wie um alle und jede Principien, den historischen Effect zu beurtheilen. Ueberall in der Geschichte den göttlichen Concursus zu sehen, ist eben so widersinnig, als wenn man sagte, dieser Kranke ist zunächst durch den Arzt, im Uebrigen durch Gott genesen. Diese Redensart hat immer nur Sinn, wenn man sagt, Gott schuf den Arzt und gab ihm Verstand, seine Kunst zu erlernen. Gott bei jedem Pulver, das dem Kranken eingerührt wird, mit einzurühren, bringt uns zuletzt um jeden Standpunkt einer gesunden Beurtheilung.

Kant reiht an diese Ausführung Betrachtungen über das Verhältniß der Moral zur Politik und sondert den moralischen Politiker sehr aufrichtig vom politischen Moralisten ab. Als die Maximen des Letzten bezeichnet er die drei alten Klugheitsregeln: handle erst und entschuldige dann! Was du thatest, leugne! Theile und herrsche! Der Triumph der Moral bei diesen Sätzen ist die Schlangenwendung, ist die Furcht vor dem, was unleugbar ist und der Schein der Gerechtigkeit, den sich das Unrecht zu geben sucht. Hieraus folgert Kant die transcendente Formel des öffentlichen Rechtes: daß jede Handlung ungerecht ist, deren Maxime sich nicht mit voller Publicität verträgt. Kant nimmt also die Publicität als das öffentliche Gewissen, als den kategorischen Imperativ der Geschichte. Aber seine Folgerungen aus diesem Satze scheinen mir nicht verbindlich genug; denn was schützt hier vor der dreisten Stirn, mit der sich Alles, selbst das Ungerechteste, zur Deffentlichkeit drängt! Die Kunst der politischen Sprache, die wohlrednerische Publicistik unserer Zeit, konnte der Philosoph leider des schlechtesten Styles nicht ahnen, Pütter und Schlözer konnten ihm schwerlich einen Be-

griff von diesen Manifesten beibringen, die in unsern Tagen die Armeen und die Cabinette verfaßt haben. Für unsere Zeit scheint nichts so gebrechlich zu sein, dem sich durch die Sprache nicht wieder aufhelfen ließe. Die Consequenzen, welche Kant aus seinem Grundsätze der Publicität zieht, schweben in der Luft und ich weiß nicht mehr, von welcher Seite ich einen Grundsatz, wie den folgenden, ansehen kann: „Alle Maximen, die, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, der Publicität bedürfen, stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen.“ Hier scheint es, daß Kant nach einer Brücke suchte, um sich aus seinen Alpenregionen wieder in die irdischen Thäler zurückzufinden.

Nur des „geheimen Artikels“ zum ewigen Frieden erwähne ich noch, obgleich ein „Geheimniß“ dem Princip der Oeffentlichkeit widerspricht. Kant will, daß die zum Krieg gerüsteten Staaten über die Möglichkeit des Friedens immer erst die Maximen der Philosophen zu Rathe ziehen sollen. Kant dachte hierbei gewiß nicht an eine besondere Bevorzugung seiner Wissenschaft oder, wie ein junger Philosoph des Tages von ihr und sich gesagt hat, seiner Profession, sondern ihm schwebte entweder nur sein Ideal vor oder eine Nachfolge auf dem philosophischen Katheder, die nicht zu Hofe ging oder den Satz aufstellte, daß Alles erst am Staate seine Wahrheit fände. Diejenigen, die hier von Kant Philosophen genannt werden, mögen jene einzelnen aufgeklärten Köpfe sein, die sich zwar noch nicht zu Phalangen oder, wie Kant sagte, zu einer Propaganda schaarten, die aber zerstreut hier und dort gefäet, unter sich ohne es zu wissen eine geschlossene Kette bilden, zusammengehalten durch das Studium der Geschichte, die Achtung vor Menschenwerth und dem Genius des Jahrhunderts. Diese Männer wird niemand berufen und sie fragen; aber der Verkehr zwischen ihnen und den Machthabern ist unsichtbar vorhanden. Man steht denn doch Schriftzüge an der Wand, ohne den Griffel, der sie zeichnet.

Selbst auf die Gefahr hin, mein Thema nur zu verdächtigen, kann ich doch nicht verschweigen, daß auch — Rousseau über den ewigen Frieden geschrieben hat. Wo es etwas zu träumen giebt, wird Rousseau nicht fehlen. Sein Project zum ewigen Frieden übertrifft die Entwicklung Kant's zwar nicht an Schärfe der Distinctionen, wol aber an Enthusiasmus und Schmelz der Darstellung. Rousseau dehnt die Garantie dieses Ideals, die Kant in der Natur findet, noch weiter aus, indem er das Natürliche genauer bestimmt. Er entwickelt die Tendenzen der europäischen Cultur, die Resultate der modernen Civilisation und legt dabei einen besonders scharfen Accent auf das Christenthum, das eine Religion der Ver söhnung und des Friedens sei. Auch für unsere modernen Theorieen, die mit dem alten Axiom: Krieg ist der Vater aller Dinge, die Nationen beglücken wollen und die nur in der Rivalität derselben den poetischen Hebel ihres Flores sehen, hat Rousseau eine Antwort bereit, wenn er sagt, daß die Tapferkeit und die physische Entwicklung Europas niemals ausbleiben würde: denn entweder wäre sie immer da, wenn die europäische Republik sich an ihren Grenzen vertheidigen müßte, oder wäre die Republik sicher gegründet, so bedürften wir jener physischen Ausbildung gar nicht mehr. Doch was konnte Rousseau auszurichten glauben? Sein Project wurde schon in dem Journale, wo es erscheinen sollte, von der Censur unterdrückt und er schließt mit dem sarkastischen Ausspruche: „Ich weiß es wohl, es ist auch eine Narrheit, unter hundert Narren der einzige Weise sein zu wollen!“

Dennoch giebt es Ideen, die man lehren soll, selbst wenn die Ausführung derselben unwahrscheinlich ist. Wem zu Liebe läßt sich der „ewige Friede“, das heißt, die allgemeine Herrschaft der Vernunft bestreiten? Der rohen Natürlichkeit und einer Interessenpolitik zu Liebe, die schon seit fünfzig Jahren vom Liberalismus bekämpft wird. Jeder Sieg der Aufklärung, der in kleinen Bruchtheilen gefeiert wird, widerlegt die Vorurtheile des Nationalhasses. Und sollte in der That das

große philadelphische Fest der Nationen ein Traum sein, so wird es uns besser stehen, auf die Einheit, als auf die Sondernung zu zielen. Zulezt, ist der ewige Friede keine Thatsache, dann muß er eine Tendenz werden.

VIII.

Die Uebergangszeiten.

Das nächste Kapitel wird den Revolutionen gewidmet sein: dieses spricht von dem, was denselben voranzugehen pfllegt.

In der Geschichte giebt es Perioden, die einen nur transitivischen Charakter tragen, doch reichen Stoff zu den mannigfachen Erfahrungen darbieten. Die Uebergangszeiten suchen den straff angezogenen Zügel der Begebenheiten zu sprengen. Sie sind die schärfsten Prüfsteine des historischen Menschen und werden immer beweisen, wie entgegengesetzt der Lärm von Begebenheiten, die nichts entscheiden, denjenigen Thatsachen ist, welche doch wol zur Bestimmung des Menschengeschlechts die allernächste Stellung haben.

Man denke an die Uebergangszeiten der classischen Hellenenzeit, den Uebergang des römischen Weltreiches in die Folgen der Völkerwanderung! Das Ideal breitet da seine goldnen Flügel über die beängstigten Gemüther der Zeitgenossen. Man blickt nur noch in die Außenwelt durch den transparenten Flor poetischer oder philosophischer Illusionen. Alles was der Tag bietet, wird den Zeitgenossen das Fremdeste. Ihr Leben wird Traum, ihr Tod Erwachen. Ein geheimnißvolles, unsichtbares Band legt sich um die Geister. Man ist eines gleichen Lebens inne worden und geht doch stumm, mit gesenktem Blicke an sich vorüber. Die Zeit an sich ist so unerträglich; aber der Trost liegt in einer sängirten neuen Welt, deren stilles Athmen dem Lebenspuls noch einige Wärme giebt —!

Auch Rom's Größe sank; aber auf ihren Trümmern erhob sich eine Welt, die ich nicht die neue nennen möchte, nein, nur eine letzte Erinnerung des Alterthums, heiliger und verklärter Art, wie es Leichen giebt, die phosphoresciren. Unabhängig vom Christenthum hatte die Heidenwelt kurz vor ihrem Ende ein tiefsinniges Schauen und Ahnen ergriffen, das ihr in den grausamen Ordnungen des Tages Trost gewährte. Von Marc Aurel bis auf Julian war der Stoicismus eine weltüberwindende Offenbarung geworden, so daß selbst die alte Welt im Schmerz Süßigkeit empfand. Reinigungen, Weißen fingen an, statt der seltener werdenden Opfer das religiöse Bedürfniß auszudrücken. Ja selbst Enthusiasmus ergriff die Gefühle, löste die Zunge zur Weissagung und heiligte die Hand zum Wunderthun. Die alten Mysterien entdeckten sich dem Neoplatonismus und eine magnetische Conspiration der Seelen gab hier und dorthin spiritistische Schläge, man wußte nicht, von wessen Hand sie kamen.

Wie sich das Mittelalter erhellte, fehlte Aehnliches nicht. Die Zeitgenossen lebten in Welten, die außerhalb der Erscheinung lagen. Auf der einen Seite die weltliche Religion des wiederaufwachenden Alterthums, die da olympische Kränze um die Stirne der Gelehrsamkeit wand und von einer Entzückung begleitet war, welche die Jünger dieses Glaubens verleitete, statt zu Gott, zum größten und besten Jupiter, statt zum Papste, zum Pontifex Maximus zu beten: auf der andern Seite die Mystik im Christenthume, das Lauschen auf die heimlichen Offenbarungen Gottes im Stein, in der Pflanze oder, wie der Pietismus wollte, in den Thatfachen des Gemüthes; und zwischen beiden wiederum das Band des Neoplatonismus, beschrieben mit den Charakteren des Thierkreises — überall ein Träumen! Wußten die Bannerträger der geistlichen und weltlichen Herrschaft, welche wunderbare Welt ihre Fäden in die politischen Vorgänge verflocht und woher der Trost kam, der Savonarola zur Flamme des Scheiterhaufens lächeln ließ?

Und um des Deutlichsten zu erwähnen, so hat auch das achtzehnte Jahrhundert, der Uebergang der neuen Zeit, die Geschichte und die Menschheit scharf gesondert, da die In-

teressen der einen vor denen der andern erröthen mußten. Die philosophische Speculation trug den Genius über die morschen Trümmer der Zeit hinweg und wem die Combination versagte, dem lieh der eigenthümliche antike und schwärmerische Charakter der Poesie jener Zeit Flügel, um eine Wirklichkeit zu verlassen, die roh und unschön war. Ja, es fehlte nichts, was alle Uebergangszeiten charakterisirt, selbst das Geheimniß nicht, der Mesmerismus, Lavater's Pietismus, die Physiognomik, die Schädellehre.

Namentlich bezeichnen diese beiden letzten Wissenschaften etwas Wesentliches für die Zeiten des Ueberganges; denn die Uebergangszeiten sind die der eigenthümlichsten Charakterentwicklung. Wenn die Institutionen sinken, wenn die Masse im wirren Strudel besinnungslos fortgerissen wird, wenn die Gesetze für den Entschluß des Edeln nichts Gebieterisches mehr haben, woran hält sich der Edle? Die Geschichte jener Zeiten lehrt, eine wie schwere Kunst es würde, so zu leben, daß man die Gefahren vermied, ohne die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Auf einem kleinen Brette schiffte man über den stürmischen Ocean. Ja oft war es überall unmöglich, mit Würde zu leben, so daß es keine größere That gab, als den Tod. Diese schwere Kunst und wie Viele an ihr gestrauchelt, lehren die Zeiten, die Tacitus beschrieb. Der Untergang des römischen Reiches ist eine Fundgrube dramatischer Studien. Nicht, daß die Dichtkunst ihre Stoffe aus ihr entlehnen sollte; eben die Aehnlichkeit der Verläufe ist hinderlich und die Staffagen sind selten erquicklich; aber für die Anatomie der Charaktere wüßte ich kein besseres Theater, als worauf jene Zeit die unglücklichen Cadaver lieferte. Die Individuen schöpften aus sich selbst. Sie bauten sich wie Tempel ihres eigenen Ruhmes auf, sie meißelten und feilten an sich mit einem Selbstbewußtsein, das Mitleid erregt, da die Zeit nichts für sie that. Schatten und Licht waren berechnet, von jeder Bewegung der Hand wußten sie, wohin der Schatten fiel, die Sphäre ihrer Existenz war künstlerisch gezogen, ihr Thun war mit Schweiß bedeckt. Sie mußten den Eindruck jedes ihrer Worte berechnen und in ihr Stillschweigen sogar noch größere Vorsicht legen, als in ihre Rede. Denn die feindselige Zeit

warf ihnen oft weniger vor, was sie thaten, als was sie zu thun unterließen. So lag allen ihren Bewegungen ein mathematisches Gesetz zum Grunde, wo ein Druck von dieser und ein Gegendruck von jener Seite die Wirkung auf einen dritten Ort hinschleuderte, wo wieder der Verdacht umgangen und die Nachstellung entwaſſnet werden mußte. Und weſſen Benehmen nicht die Furcht regelte, den meiſtelte der Stolz aus dem groben Steine der Maſſe. Jene Zeit ſchuf, nicht durch Kraft derſelben, ſondern durch ihre Schwäche, ſtarke Individuen. Sie beſchworen einen Glauben, der nicht mehr war, ſie riefen Götter aus Gräbern auf, in die ſich dieſe längſt zum ewigen Schlummer gelegt hatten. Julian gab den ſtummen Marmorſtatuſen Griechenlands wieder Sprache, Leben und Gottheit, ſo daß ſie aus dem Epheu der Vergeſſenheit, der ſie umrannte, eine Weile lächelten, daß der Satyr ſein kluges Ohr wieder ſpitzte und jene Flöte erklang, auf welcher Apoll den Marſyas beſiegte. Julian iſt der milde Abendſtern des römischen Reiches, ein Charakter, erhaben und rührend noch bis auf die letzte Thräne, die er in der Wüſte, ſeines eigenen Sterbens vergeſſend, um den Tod eines Waffenfreundes weinte.

Ich hänge mit Andacht ſolchen Erſcheinungen nach, weil ſie Glorie und Triumph der Menſchheit ſind und das Schönſte an der Geſchichte. Euer Handeln im Strom der Geſchichte iſt ja faſt immer nur das, was der Deſpotismus hervorgebracht hat. Was Ihr große Thaten zu nennen gewohnt ſeid, das iſt ſelten mehr, als Facit vorangegangener Kriſtungen. Faſt alle ſogenannten hiſtorischen Helden müſſen ihren Ruhm mit Paladinen, die einen Kranz um ſie her bilden, theilen. Ihr Schatten fällt niemals weit über die Erde, ſondern Kriegsgefährten und Miniſter fangen ihn auf. Göttlicher, weil menſchlicher, ſind jene Charakterimproviſationen, die in der Zeit und im Raume einſam ſtehen und die man ſinnend betrachtet und umgeht, wie ein Denkmal, das eben ſo ſehr auf unſere Phantaſie wie auf unſere Macheiferung wirken ſoll.

An dieſe Beweiſe, daß die Uebergangszeiten den Menſchen vom Deſpotismus der Geſchichte erlöſen und dennoch Größeres erzeugen, als die ſtraffangezogene Geſchichte ſelbſt, ſchließe

sich noch eine Bemerkung politischer Art. Es ist den in Rede stehenden Zeitläuften eigenthümlich, daß sich in ihnen die Mittelglieder der Gesellschaft auflösen und sich die socialen Dimensionen in zwei große Parallelen trennen: höchste Gewalt und Volk. Die Erfahrung von Augustus an bis Ludwig XIV. bestätigt diesen Satz. Der Despotismus reißt die Hebel der Geschichte an sich und diejenigen, welche etwa noch zurückbleiben, giebt er willig den Massen preis. Die Aristokratie ist in den Uebergangszeiten immer erdrückt worden. Welches war die Politik der ersten römischen Imperatoren? Jene vornehmen Geschlechter zu demüthigen und auszurotten, die seit länger als hundert Jahren den römischen Staat als eine Domaine ihres Ehrgeizes betrachteten und alle Institutionen desselben ihren patrizischen Rivalitäten geopfert hatten. Das Volk war schnell zur Hand, in dieser Taktik den Despotismus zu unterstützen. Dieser versteckte Kampf war sogar für die Moralität der Römer während der Kaiserzeit ein erfreulicher Hebel, der die Masse besser machte. Denn es ist durchaus nicht erwiesen, daß der römische Pöbel nach August den republikanischen an Demoralisation noch übertroffen hätte. Die Geschichtschreiber haben ausdrücklich jene Mißbilligungen aufbewahrt, welche sich das römische Volk zu verschiedenen Zeiten gegen die Tyrannen erlaubte. Deffentliche Unglücksfälle üben eine heilende Rückwirkung auf die Masse.

Ebenso schnitt auch das sinkende Mittelalter ziemlich die Mittelglieder weg, welche das Höchste und Tiefste auseinander halten. Die Autorität arrondirte sich in den Trümmern des Feudalismus zur absoluten Monarchie, die Nationen rissen einen Theil der Verlassenschaft an sich und erstarkten an den Quellen der Bildung und Aufklärung. Die unterste Existenz nimmt eine breite und solide Basis, der Bürgerstand pflanzt die Fahne der Unererschrockenheit auf, die Privilegien werden zerrissen, die Bastille fällt und die Revolution springt mit fliegendem Haar auf einen Tisch, von dem sie ihre rhetorischen Blitze auf die schnell entzündeten Gemüther schleudert.

IX.

Die Revolutionen.

Wenn in den Revolutionen dieselbe Nothwendigkeit liegt, wie in krankhaften Reactionen des thierischen Körpers gegen das Krankhafte; so möchte diese Meinung schwerlich etwas Anderes sein, als ein Hülfssatz für jene Geschichtsansicht, die wir nicht theilen. Die Teleologie betrachtet die Geschichte als die Lösung eines Problems, genannt Mensch, und nimmt ebenso die Verirrungen ihres Gegenstandes in Schutz, wie natürlich die Hülfsmittel, die jene wieder in das Gleis der pädagogischen Ordnung zurückzuführen. Hier ist der Mensch zuerst ein Kind, dann ein Jüngling, ein Mann, er stürzt seinen Leidenschaften nach, fiebert, leidet am Durchbruch des letzten Weisheitszahns, das Blut entzündet sich in irgend einem Theile und die Revolution tritt als Bader zu ihm heran, um die Ader zu schlagen.

Ich glaube aber, die Revolutionen haben eben so wenig wie die Kriege eine absolute Nothwendigkeit; sie werden immer auf etwas zurückkommen, was menschlicher Entschuldigung bedarf, auf eine Uebereilung, am öftersten auf Despotismus, Gewalt, miserable Existenz, auf Zustände, die nicht länger zu ertragen waren. Keine Revolution darf sich dem moralischen Gesichtspunkte entziehen; es wird immer eine Verantwortlichkeit geben, die bei ihnen auf eine freie Willenskraft fällt, eine Handlung, die in diesem Falle fast immer Verschuldung und Veranlassung ist. Man will sogar die französische Revolution außer aller Zurechnung stellen! Man will nur Begriffe, nur dunkle Energieen der Schicksalnothwendigkeit sehen, die jenes Drama tragirten, man betrachtet die eine wie die andere Parthei als Schauspieler, die eine vom Weltgeist einstudirte Rolle vortragen, als Marionetten, die von einer unsichtbaren Hand am Drahte des Begriffes wären gelenkt worden! Welche Gesichtspunkte bleiben hier

übrig? Wie weit war Ludwig XVI. schuldig, daß er sein Haupt verwirkte, wie weit Robespierre, der es ihm abschlagen ließ? Nein, wenn es eine zwingende Nothwendigkeit in der französischen Revolution gab, so war es nur die des Augenblicks. Diese trat nach dem Bilde des Horaz, mit Nägeln, Klammern, flüssigem Blei nicht an die Menschen in ihrem Denken, sondern an das, was sie thun mußten, und schlug Gesetze an die Straßenecken. Das geronnene Blut war der Augenblick und die Nothwendigkeit desselben die, auf ihm nicht auszugleiten. Woran sich halten? Wie es vermeiden, daß man kein Opfer wird? Nicht anders, als daß man selbst Opfer macht, daß man heute das thut, was man morgen hätte leiden müssen. Die Noth des Augenblicks, nicht aber der Weltgeist entschuldigt die gräßlichen Thaten der französischen Revolution. Die Menschen mußten über eine und dieselbe schmale Brücke, mußten es zu gleicher Zeit, und wehe dem, der an den Rand gedrängt wurde! Aber das war die Nothwendigkeit, die im Einzelnen, nicht im Ganzen lag.

Alle Revolutionen lassen sich unter einen moralischen und einen politischen Gesichtspunkt bringen. Dieser schließt jenen oftmals aus; aber der erstere ist niemals ohne den letzteren. Denn dasjenige, was man unter dem Namen einer moralischen Revolution, wenn auch nicht empfehlen, doch für weniger gefährlich erklären möchte, wird sich zuletzt doch, gleichviel, ob dasselbe aus den reinsten Triebfedern entsprungen ist, nicht ohne Gewaltthat erhalten. Alle Religionsstiftungen waren moralische Revolutionen. Keine nahm einen friedfertigen Gang. Selbst die Reformation hatte ihre Märtyrer, ihre Excesse, zuletzt die Consequenz eines dreißigjährigen Vernichtungskrieges. Man kann die Ideen nicht potenziren, ohne die bestehende Wirklichkeit herabzudrücken. Man kann die Menschen nicht edler, strebender, selbst sittlicher machen, ohne daß sie anfangen, sich und ihre Lage zu beurtheilen und dasjenige, was sie äußerlich umgiebt, mit dem, was sie innerlich hebt, in Vergleichung zu bringen. Wenn die gesteigerte Bildung auch nicht immer den Wunsch erzeugt, ihr das Leben nachzuziehen und dasselbe conform zu machen, so verliert ihr doch das Leben, wie es ist, an Werth; eine Gleichgültigkeit

über das, was die Wirklichkeit bietet, bemächtigt sich der Gemüther und der geringe Schmerz, etwas Altes zu verlieren, ist immer schon ein Schritt zu dem Wunsche, das Neue zu gewinnen.

Die moralischen Revolutionen haben ihre Gesetze wie die politischen; nur daß diese sich mehr im Verlaufe, jene mehr im Beginn aussprechen. Welches ist eine moralische Revolution? Eine Aenderung der herrschenden Denkweise; aber diese ergibt sich nicht von selbst. Sie muß ihren Impuls, sie wird auch ihre Maximen haben. Den Impuls giebt das Genie, die Ueberzeugung, noch öfter das Genie des Irrthums, die Schwärmerei. Hier lehrt die Geschichte einen unumstößlichen Satz, dem der größte französische Demagog, Mirabeau, eine Weihe gegeben. Er sagte, daß man ohne die Menschen auch in den Dingen nicht reüffirt. Denn werst eine Idee hin! Rißt euch die Haut auf, die euer Herz verhüllt! Thut etwas, das groß ist, oder lehrt etwas, wovor selbst der Olymp erschrickt — ihr werdet einsam stehen mit eurer Idee, eurem pulsirenden Herzen, eurer großen That, eurer titanischen Lehre, wenn ihr an die Menschen nicht gedacht habt! Wie zahllose Ideen sind so hingeworfen über Nacht, wie man ein Findelkind an eines Vornehmen Thür aussetzt, und verschwanden dann, stumm, vielleicht ein wenig schreiend in einer Pension, einem Kloster, wohin man den Wurm zur Pflege giebt und wo er bald stirbt, weil er keine Amme findet! Man kann nicht für alle Theorieen, die jetzt nur noch in der Wissenschaft eine Stelle haben, annehmen, daß die Urheber derselben ihnen die praktische Anwendbarkeit absprachen. Alte und neue Philosophen geizten nach einer Berücksichtigung durch das Publikum. Selbst Utopien, den atlantischen Traum eines englischen Kanzlers, stellte dieser nicht hin, ohne die Hoffnung, daß die Erfahrung etwas davon zu ihrem Nutzen verwenden würde. Aber die Menschen hatten ihre Interessen, die Alten gingen ihrem Gewerbe, die Jungen ihrem Ehrgeiz und ihren Liebeshändeln nach und der Zündstoff verblühte.

Keine moralische Revolution gelingt ohne einen gewissen Aufwand von Demagogie. Luther fühlte dies und zog das

Interesse in seine Ideen; er gewann die Fürsten durch die Säkularisationen. Die Geschichte zeigt auch umgekehrte Erscheinungen, daß die Interessen sich der Idee bedienen. Den Kreuzzügen lag eine papistische Intrigue zum Grunde und dasjenige, was zu ihrer Ausführung dienen mußte, war der Fanatismus einer Idee. Ueber die Menschheit selbst sind die Menschen am wenigsten beunruhigt. Auf Kosten ihrer Interessen thun sie für die Humanität nicht viel. Sie werden niemals glauben, daß der Menschheit etwas nützen kann, was ihnen selbst Schaden bringt. Mein Stück Acker, meine neue Gartenanlage, die letzten tausend Thaler, die mir noch zu einer Million fehlen — ich wüßte nicht, was die Weltgeschichte oder die Philosophie oder deine moralische Revolution dagegen einzuwenden haben darf! So lautete das Raisonnement aller Zeiten.

Der Demagog verschweigt sich hierüber nichts. Er weiß, daß man zuerst an die Bedürfnisse anknüpfen und daß man, wenn diese nicht vorhanden sind, sie schaffen muß. Der Mangel wirklicher Interessen läßt sich durch die Schöpfung künstlicher ersetzen. Gleichviel, ob die Uebel da sind oder nur vorgegeben werden, der Demagog braucht sie als den Vogel- leim seiner Ideen, die sich von selbst nicht befestigen. Muhammed hüllte seine Offenbarungen in bestimmte Tendenzen und Vorstellungen seines Volkes. In drei Jahren hatte er, als Prophet, vierzehn Anhänger. Erst da wurde seine Lehre historisch; als er die Feindseligkeiten der arabischen Häuptlingsfamilien für seine Interessen mit benutzte. Dasjenige, was an der französischen Revolution moralisch war, hätte schon dreißig Jahre vor ihrem Beginn ausbrechen können. Die Menschen und die Ideen waren reif; aber die Gegenwirkungen waren noch nicht genug abgenutzt; die Interessen hatten sich noch nicht erschöpft. Der neue Sauerteig der Menschenrechte wurde erst allgemein, nachdem man den Hungernden mit ihm Weizenbrot gebacken hatte.

In den Revolutionen gehen die Menschen auf dem Rothurn. Sie erheben sich über ihre eigene Gestalt. Denn gleichviel, ob das Interesse die Kohlen hergab, welche die Idee schüren konnte, oder ob der Gedanke wie der Blitz

in die Masse schlug, haben sich einmal die Ereignisse eingefädelt, so schwellen die Adern, die Brust hebt sich, die Stimme hat ein schallendes Echo und redet Dinge, die ihr sonst fremd waren, wie im ekstatischen Zustande. Es wäre eine Aufgabe, würdig der Psychologie, den Menschen zu zergliedern im Zustand der historischen Ekstase. Die Revolutionen scheinen Maßstäbe zu verlangen, wobei die gewöhnliche Zurechnung nicht genügt. Die Poësie, selbst der Wahnsinn macht seine Rechte geltend. Hat schon ein Arzt das Hirn eines Revolutionairs untersucht?

Die französische Revolution gehört in die ekstatischen Zustände der Geschichte, aber als einen Charakter, der der Typus dieses transcendenten Enthusiasmus ist, möchte ich Masaniello nennen. Diesen Fischer hat noch keiner der vielen Dichter, die ihn behandelten, in seinem Pathos begriffen, für Deutsche um so mehr ein Vorwurf, als schon Lessing über die Raserei des Masaniello tiefsinnig gesprochen. Lessing hält die von allen Dichtern gebrauchte Intrigue einer Vergiftung für unpoetisch und entdeckt in dem Seelenzustande jenes Unglücklichen selbst die Ursache seines Wahnsinns. Lessing wollte, daß man an Masaniello den alten rasenden Herkules modernisirte und die Zerrüttung seines Verstandes als die Potenzirung eines ekstatischen Zustandes nehmen sollte. Dies ist gewiß poetisch und von der historischen Wahrheit vielleicht kaum verschieden. Die Spanier mischten den Trank nicht; denn sie sahen einem Aufstande gegen die Aristokratie von Neapel mit Schadenfreude zu. Soll ich die Lessing'sche Idee noch deutlicher aussprechen, so rächte sich die Revolution selbst an Masaniello. Die große Kraft der untern Volksklasse liegt in den wenigen Ideen, die sie inne hat. Ein Landmann ist schwer zu täuschen; denn seiner Begriffe sind nicht viel und mit wenigen Posten ist leichte Rechnung. Was dem schlechten Verstande an Begriffsvermögen fehlt, das ersetzt derselbe durch Mißtrauen. Bei einem Manne von Bildung geht Vorsatz, Entschluß, Ausführung langsamer, weil die Masse der Ideen die Combination erschwert und sich das Resultat zuletzt immer unter hundert bedenkliehen Rückfichten ergibt. Masaniello litt nun an einer plötzlichen Ausdeh-

nung seines Begriffsumfangs. In den ehrlichen Kopf eines Fischers drängten sich die Abstractionen einer Stellung, der er nicht gewachsen war. Der Zirkel, der seine Begriffe umschloß, dehnte sich und mußte die natürliche Harmonie seines Hirns zersprengen. Dies ist vielleicht der wahre Grund aller revolutionären Ekstase, auch der des Kienzi. Die Menschen leiden physisch und moralisch an einer gewaltsamen Ausdehnung ihrer Begriffe und stürzen in eine krankhafte Bewußtlosigkeit, wie Thiere an einem Eie erkranken, das ein Insect in die Poren ihrer Haut ablegte.

Wenn irgend ein Phänomen die bisherige Philosophie der Geschichte auf ihren wahren Gegenstand aufmerksam hätte machen können, so ist dies der Verlauf aller politischen Revolutionen. Denn ich weiß nicht, unter welchen Zweig der Wissenschaft das beinahe mathematisch erwiesene Gesetz, das sich in ihm ausspricht, zu bringen wäre. Von den ersten Fluctuationen der athenischen Republik bis zum achtzehnten Brümair sind die Thatsachen aller Revolutionen analog gewesen. Sie nahmen, abgesehen von einzelnen Originalitäten und manchen durch tellurischen Einfluß, möcht' ich sagen, herbeigeführten magnetischen Abweichungen, zu allen Zeiten denselben Charakter an, welchen vollkommen zu beweisen, Cäsar freilich zu früh, in irgend einem Punkte aber zu widerlegen, Napoleon zu spät gestorben ist.

Die Form des Gesetzes der Revolutionen ist nicht durchaus Auf- und Niedergang, sondern nach den ersten Stadien der Erhebung eine Ausdehnung in breite Dimensionen, eine Verflachung des erst keilförmig anstürmenden Geistes der Unruhe und zuletzt ein Schlußact der Usurpation. Denn gleichviel, ob die revolutionirten Völker ihrer errungenen Freiheit müde sind oder nicht, freiwillig entäußern sie sich derselben nicht; sondern der, welcher das theure Gut confiscirt, und der es sogar confisciren kann, ohne daß Widerrede stattfindet, muß wenigstens den Schein der Gewaltthätigkeit annehmen. Zu allen Zeiten wird selbst ein träges, erniedrigtes und schmeichlerisches Volk seine Freiheit nicht anders verlieren wollen, als mit dem Scheine, daß man sie ihm ge-

nommen habe. Eine Thatsache, die sich in vielen Erscheinungen der römischen Geschichte wiederholte.

Das erste Stadium ist immer ein gesetzliches: die Berufung der Notabeln, die Petition der Rechte, in Athen der Ruhm der Perserkriege und die Hegemonie, in Rom die Errichtung des Tribunats. Das Tribunat der Römer war die Pressfreiheit der Neueren. Es ist auffallend, wenn man die Veränderungen und Schicksale des Tribunats liest, die Definitionen, womit es von den Rednern bezeichnet wird, man kann fast immer das Wort Pressfreiheit unterschieben und wird die schlagendste Uebereinstimmung finden. Sulla hatte das Tribunat abgeschafft: wir wollen es wieder versuchen, sagten die Patrizier der spätern Zeit: auf einige Zeit, momentan, wir wollen sehen, welchen Gebrauch das Volk davon machen wird. Man schaffte es ab, man ließ es zu. Bald war es eine fürchterliche Waffe gegen die Aristokratie, bald hatte die Aristokratie die Hand im Spiele und das Tribunat war still und maskirt; oder man hatte es wol gänzlich frei und benutzte es nicht: kurz, man spricht von der modernen Pressfreiheit oder vom antiken Tribunat: es ist dieselbe Sache.

Das zweite Stadium ist die Demagogie, das dritte die Gironde, das vierte der Berg. Perikles war aus edelstem Geschlechte, aber ein Volksführer, wenn auch philosophischer und selbstbeherrscher, als Catilina oder Mirabeau. Perikles wollte nichts als die Herrschaft des Volkes, er entfesselte erst das Volk, er konnte es nicht so beherrschen wollen, wie Demetrius, wie Sulla oder Pompejus. Perikles richtete die vollkommene Demokratie her, stürzte die Gironde des Aroepags und hinterließ einen Staat, wo Kleon sein Glück machen konnte. Die römische Gironde war theils die gemäßigte Aristokratie des Senats, theils die der Wissenschaft, der Bildung und Tugend. Cicero, Cato, Hortensius, Attikus, diese Namen bezeichnen eine Fraction im römischen Staatsleben, die mitten in anarchischen Stürmen und Wogen das Princip glaubte retten zu können und zwischen der Aristokratie und der Demokratie eine „richtige Mitte“ suchte. In der englischen Revolution wurde die Mäßigung des Parlaments zwischen dem Unglück Karl's und der Entschlossenheit der

Independenter erdrückt. Ja selbst in der Geschichte der Hussiten trennen sich zwei Partheien, die Calixtiner, als die Gemäßigten, und die Taboriten, als die Unversöhnlichen, die wie Ziska noch erblindet fochten. Die französische Geschichte spricht für sich selbst.

Das sechste Stadium ist die Militairherrschaft, das letzte endlich die Monarchie. Athen hatte sich erschöpft. Es wurde zuerst eine Beute der beiden Demetrier, dann Macedoniens, zuletzt der Römer. Rom selbst fiel in die Tyrannen der Bürgerkriege. Der Alleinherrschaft des Sulla fehlte nur der Name. Pompejus war zu ehrgeizig, die Freiheit zu dulden und doch zu feig, sie zu vernichten. Als Feldherr (dem Herzoge von Wellington ähnlich) ein Mann, den das Glück immer an Orte führte, wo es Dinge zu beenden gab und wo der Ruhm immer auf die kleinste Mühe fiel, weil sie die letzte war; als Staatsmann nur aus dem Hintergrunde und durch seine Creaturen operirend, konnte er den Nacken der Freiheit nur auf Augenblicke beugen. Cäsar war ein Mann des Entschlusses, aber auch politischer Berechnung. Cäsar siegte durch die Schlechtigkeit der Masse, Cromwell durch ihren Fanatismus, Napoleon durch ihre Ermüdung. Cäsar, der edelste Römer, Sproß des Julischen Hauses, Enkel des Aeneas, verband sich mit dem Volke gegen die Aristokratie; Napoleon, der Sohn eines Advocaten, mit der Aristokratie gegen das Volk; Cromwell suchte keine Allianzen, er vertraute auf das Gebetbuch, das er im Eisenkorbe seines Degens trug. Cäsar überstrahlt Alle; denn er machte, daß ihm eine neue Dynastie folgte, Cromwell und Napoleon aber brachten es dahin, daß die alten Dynastien — wieder zurückkehrten!

Den Zeitgenossen wie den Nachkommen schweben jene unwiderleglichen Gesetze als Warnungen vor, schwerlich, um in der Revolution durch Vermeidung derselben zu siegen, sondern dadurch zu siegen, daß man die Revolution selbst umgeht. Wir sagten zwar, daß moralische Ummwälzungen niemals ohne politische Rückwirkungen sind. Dies beweist, daß wir unter jenen Rückwirkungen nicht gewaltsame zu verstehen brauchen, die Möglichkeit, die politischen Probleme unserer Zeit auf moralische zurückzuführen und sie dadurch friedlich

zu lösen. Die eigentliche Schärfe der modernen Idee kommt daher, daß sie die Waffen der Gewalt selbst tragen will und mit dem Worte entscheiden möchte, was sonst nur durch das Schwert entschieden wurde. Ich gebe hier nur Hoffnungen und Wünsche, von denen aber nicht der kleinste der ist, daß wir „Gerechtigkeit lernen mögen — moniti!“

X.

Gott in der Geschichte.

Bayle, der zwei Glaubensbekenntnisse hatte, ein philosophisches und ein conventionelles, war in jenem beinahe Atheist. Er stellte den Satz auf: „Ich will lieber Atheist, als Götzen-diener sein.“ Unter den Götzen meinte er scheinbar die Fetische der Heiden, nicht die Jungfrau Maria und die Heiligen.

Montesquieu widerlegte diesen Satz vom politischen Standpunkte aus und giebt mit der bewunderungswürdigen Geschmeidigkeit seines Geistes, mit der ihn durchaus charakterisirenden Mischung von Ironie und Ernsthaftigkeit seiner Entgegnung die Wendung, daß, wenn es unnütz wäre, die Unterthanen durch Religion zu zügeln, sie doch wenigstens für die Fürsten existiren müßte, die sich durch menschliche Gesetze selten einschränken ließen. Er sagt, daß wenn die Alten einem Laster Altäre errichteten, dies nicht bedeuten sollte, daß sie das Laster liebten, sondern daß sie es fürchteten. Oder welcher Sinn kann darin liegen, wenn die kriegerischen Lacedämonier der Furcht einen Tempel bauten? Ich möchte zu dem, was Montesquieu hierüber sagt, hinzufügen, daß die Alten den Himmel für eine Tyrannei hielten, für einen unersättlichen Egoismus, der nicht geliebt, sondern auf jede Weise nur befriedigt sein wollte. Wenn bei den Alten erst der Gedanke entstehen konnte, daß der Schrecken, Phobos, eine Gottheit sei, so lag der zweite Gedanke nahe, daß diese Gottheit zu verehren zwar nicht heilig, aber klug sei. Der

Tempel der Macedämonier war demnach eine Satisfaction, von der sie hofften, daß durch sie die Rache eines personificirten abscheulichen Begriffes könnte abgehalten werden.

Nicht so glücklich ist Montesquieu's Entgegnung auf ein zweites religiöses Paradoxon Bayle's, das die Staatsfähigkeit des Christenthums betrifft. Bayle sagt, daß wahrhafte Christen niemals einen dauerhaften Staat gründen könnten. Bestimmt man diesen Satz etwas anders, als ihn Montesquieu genommen hat, so glaube ich läßt er sich vertheidigen, obwol mehr zur Ehre, als zum Nachtheil des Christenthums. Der ursprüngliche Geist des Christenthums kennt keine Gesetze, sondern nur Rathschläge; aber es ist unmöglich, sich ein Gemeinwesen ohne prohibitive Institutionen zu denken. Der Charakter des Christenthums geht darauf aus, vorhandene Zustände als die nicht zu ändernde Grundlage seines Gebäudes anzusehen, wie ja auch der Gedanke einer politischen Unabhängigkeit von ihrer Zeit niemals in die Köpfe der Apostel gekommen ist, vielmehr jene Klugheitsregel: fürchtet die Obrigkeit! allmählig zu einem christlichen Theorem erhoben wurde. Endlich wird mit dieser Staatsunfähigkeit des Christenthums, die sich beim Judenthum und Islam nicht findet, so wenig ein Mangel ausgesprochen, daß im Gegentheil dieser Satz in der Geschichte festzustehen scheint: Je reiner die Offenbarung, desto unbeholfener ihr geschichtliches Auftreten. Denn was kann z. B. höher liegen, als der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele! Wir nehmen dieses Theorem als einen Prüfstein aller Religionen an und finden doch, daß nichtsdestoweniger kein Satz für die menschliche Gesellschaft so gefährlich war, als gerade die Unsterblichkeit der Seele. Denn diejenigen, die immer daran denken, daß sie Bürger jener Welt sind, pflegen für diese nichts besonders Gutes zu thun. Der Buddhismus, Lamaismus ist für kein geordnetes Gemeinwesen nütze. Die indischen Weiber, die sich mit ihren Männern verbrennen müssen, sind für einen so erhabenen Grundsatz, wie das ewige Leben, ein trauriges Opfer. Von den Christen nicht zu reden, die sich durch den Chiliasmus bis zur donatistischen Berrücktheit steigerten. Hier sehen wir göttliche

Wahrheiten, die dem Zweck der Menschheit zu widersprechen scheinen und die Behauptung beweisen, daß Gott zum Ideale der Geschichte doch wol in einem andern Verhältnisse stehen muß, als die Teleologie es angiebt.

Bisher hat man die Momente des religiösen Bewußtseins in die drei Stufen: Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus eingetheilt, doch damit nur die äußerliche Formalität, den Cultus, nicht den innern religiösen Trieb bezeichnet. Das Unterste ist die Furcht vor der Natur und in ihrem Gefolge die Zauberei. Die Fetische sind nur Talismane gegen das Grausenhafte der Natur. Die priesterliche Form für diese unterste Stufe ist der Schamanismus. Amerika beweist, daß es eine fortlaufende, durch ein Gesetz innerer Nothwendigkeit zusammenhängende Entwicklung dieser untersten Stufe geben kann. Das religiöse Bewußtsein beginnt mit jenem Zittern vor dem Unerklärlichen in der Natur, steigt allmählig bis zur Furcht vor dem, was sich in der Natur verwechseln kann ohne unsere Einsicht, vor dem Gedanken, daß dieser einsam stehende Baum etwas Anderes sei, als er scheint, daß eine Katze mit so wunderlichen Augen blickt, als wäre sie etwas Anderes, als sie scheint, und so fort. Diese Angst des natürlichen Menschen steigert sich durch die Zauberei. Jetzt kann ein altes Weib, ein Drache, der Schaman ein Tiger werden. Wo Rettung? Wo Hülfe vor dieser unerklärlichen, fürchterlichen, in allen ihren Schrecken immer stummen, lautlosen Natur? Man hat Talismane. Man geht schon sicherer durch den Wald, wenn man einen geweihten Ring am Finger trägt; man reitet fröhlicher durch die Welt, wenn das Kameel unter dem Sattel einen kleinen schmutzigen, gefrazten Göken trägt. Die Religion erweitert sich, die Begriffe werden edler, man sieht gen Himmel und betet zu den Sternen, zur Sonne. Jener Gottesdienst, den die Spanier in Peru vorfanden, war die letzte und höchste Ausbildung des sich auf der Stufe der Natur haltenden religiösen Bewußtseins. Die Eroberer waren überrascht, eine Religion zu finden, die sogar das Abendmahl und die Beichte „schon kennen“ sollte. Die Peruaner buken nämlich aus Mais eine Figur, die sie zuerst anbeteten und dann von ihren Priestern

zer schneiden ließen und aßen. Jeder bekam einen Theil davon, nicht um seinen Hunger, sondern um seine Andacht zu stillen. Für die Beichte und den Erlaß der Sünden trafen die Spanier ein ähnliches Analogon, das die Einführung des Christenthums — erschwerte, weil die Heiden sich weigerten, eine Religion anzunehmen, die sie schon zu besitzen glaubten.

Die zweite Stelle des religiösen Bewußtseins nahm Asten ein. Die Natur ist da überwunden, das heißt, sie wird gewissermaßen verstanden. Man kennt den Unterschied der Elemente, man betet die Sonne, die Gestirne, das Feuer an, weil man die Wirkungen derselben versteht. Die Zauberei kommt hier nirgends auf, weil die Kräfte der Natur nicht mehr mit einander verwechselt werden. Es wird denen, welche die Offenbarungsphysiognomie der asiatischen Religionen bewundern, auffallend vorkommen, wenn ich behaupte, daß der dirigirende Geist derselben überall der Verstand ist. Aber es ist so. Was charakterisirt diese Religionen schlagender, als ihre entwickelnde, logische Systematik, ihre Unterscheidungen zweier Principe, ihre dialektischen Mittlerschaften und zuletzt jene Spruchweisheit, die bei Confucius und Zoroaster nüchterne und praktische Lebensmaximen wurden? Der Charakter aller asiatischen Religionen ist die verständige Eintheilung der elementarischen Kräfte, die Sonderung zwischen Licht und Schatten, zwischen Leib und Seele. Die große Rolle, welche das Wort in ihnen spielt, ist nichts Anderes, als der Triumph einer sich bewußt werdenden, über die Natur waltenden Vernunft. Das Phantastische derselben kommt auf Rechnung der Poesie und Geschichte. Man spricht von Offenbarungen. Welches sind die asiatischen Offenbarungen? Nehmen sie von irgend einer ihrer Emanationen an, daß diese über die Zeit hinaus gelegen hätte? Nein, sie haben alle das Gewand historischer Traditionen. Sie haben ihre ungeheure Chronologie, sie deuten auf Zeitalter und bestimmte Epochen und wollen kaum etwas Anderes, als den Mangel der Geschichte ersetzen. Juden- und Christenthum setzen das Zeitliche in Gott, die asiatische Offenbarung setzt das Göttliche in die Zeit. Wahrlich, unjere historischen Theosophen sollten eine

edlere Meinung von der Offenbarung haben und dasjenige, was nur Geschichte ist, nicht für Religion ausgeben wollen.

Wer nun endlich über den Monotheismus im Allgemeinen oder die Wahrheit der christlichen Kirche insbesondere Aufklärung wünscht und sich damit begnügt, daß aus dem Alten Testamente die Richtigkeit des Neuen, aus der Auferstehung Christi sein Tod und aus seinem Tode seine Gottheit bewiesen wird, der lese den bekannten Tractat des Hugo Grotius. Oder wer eine directere Polemik gegen den Atheismus will, wer in seine christliche Liebe gern noch etwas Zorn zu mischen pflegt oder einen Geist schätzen kann, der mit blutwenig Philosophie auf entsetzlich hoch gesatteltem Pferde sitzt, die Häresie mit Atheismus und Atheismus mit Immoralität verwechselt und ein wissenschaftliches Problem mit lauter unbewiesenen Heischesäßen lösen will, dem rathe ich zu den berühmten Pensées Blaise Pascal's. Wer endlich den Muth hat, das Christenthum deshalb zu verehren, weil seine späteren historischen Irrthümer den thatsächlichen Umfang desselben so großartig ausgedehnt haben zu einer Freiheit, wo die Anregung zur Religion Religion selbst ist, wo jeder so oder so bestimmte Moment deshalb ein Christlicher ist, weil das Christenthum zwar will, daß er unendlich soll ausgedehnt werden, ihn aber doch nicht einschränkt auf ein nothwendiges Gesetz; wer sich über die precären Bestimmtheiten einer positiven Religion tröstet, daß die Vielheit eben darum das Vollkommenste ist, weil diese sich die Einzelheit am originellsten entwickeln läßt und gleichsam dem religiösen Momente en détail eine dogmatische Auswahl en gros anbietet; wer sicher ist, daß das Christenthum keine Grenze hat, die uns zu Einem verpflichtet, sondern nur eine Form ist, die uns Alles möglich macht: dem wird in Friedrich Schleiermacher's Reden das Herz vor allerlei Wehmuth und Freude aufthauen. In Christus wird er einen geheimnißvollen Erlöser finden und aus einem Irrthume der Geschichte eine unwiderlegliche Wahrheit des Herzens ziehen. Denn Schleiermacher's Ansicht ist gewiß Irrthum, so lange der schönselige Theologe nicht jedem seiner Anhänger die Unerforschlichkeit vor dem Grundtext und der Kirchengeschichte einflößt, die ihn selbst be-

seelte. Schleiermacher's Glaube war ein Kunstwerk, das mit seinem Tode zusammenfiel. Er belehrte, nicht dadurch, daß er überzeugte, sondern, ein wirklicher Priester, wie er war, dadurch, daß man ihn anschaute.

Im Verhältnisse zur Geschichte theilen sich zunächst die Religionen in zwei Ordnungen. Entweder absorbiren sie die gesammte historische Energie der Völker und machen sich den Staat, die Sitten, jede Lebensäußerung unterthan, oder sie verhalten sich zur Geschichte supplementarisch. Von der ersten Art sind das Judenthum, die hinterasiatischen Religionsformen, besonders der Lamaismus und der Islam. Hier ist das ganze Volksleben von den Bestimmungen der Religion ergriffen, jede Individualität wird von ihnen in Anspruch genommen und kann nicht ausweichen, ohne überall religiösen Gesetzen zu begegnen. Supplemente dagegen sind die Naturreligion, das classische Heidenthum und besonders das Christenthum. Hier ist den menschlichen Geistesfähigkeiten, dem Thun und Lassen in öffentlichen Kreisen noch Freiheit bewilligt. Der Fettschanbeter findet sich mit seinem Gößen nur für gewisse Stunden und gewisse Dinge ab. Der Grieche bezog Manches auf die Götter, aber bei Weitem mehr die Erfolge, als die Beweggründe seiner Unternehmungen. Der Christ endlich ist für die Erde nur ein mechanisches Werkzeug, sein Auge sieht den Himmel offen, sein Leben läuft dem irdischen Gewühl nur parallel.

Die Consequenz der ersten Gattung wird fast immer der Despotismus, die der zweiten sollte die Freiheit sein. Studiren wir das Christenthum an seiner Quelle und können so viel Historisches von ihm tilgen, daß wir auf die Lehre Jesu, also statt auf eine Kirche auf die theosophische Secte stoßen, so ist dieser Glaube wirklich deshalb der historisch vollkommenste, weil er die historische Freiheit am wenigsten beschränkt. Ja selbst noch in seiner Entartung übertrifft das Christenthum, was das Impulsgeben an die Geschichte und die Entwicklung der eigenen Individualität betrifft, jede andere Religion und keine mehr, als die natürliche. Die natürliche Religion ist immer nur Product und zwar für einen freien Mann das erhabenste Product, das ich kenne, aber sie ist kein

Anstoß, weil sie der Masse keine äußere Handhabe bietet. Wenn es sich um Erziehung, Reife, Heranbildung handelt, so wird sie von jeder positiven Religion, sie mag auf noch so fabelhaften Voraussetzungen beruhen, übertroffen. Ein Jahrtausend wird vergehen, ehe man auf den Grund der natürlichen Religion die Masse erziehen kann.

Jesus Christus nennen wir einen Mittler; aber er ist auch ein Mittler unseres dialektischen Gefühls, der Mittler für die erste Stufe, wo das religiöse Bewußtsein, ich will es die Erlösung nennen, in uns erwacht, der Zwiespalt unserer beiden Naturen und der Widerspruch des Endlichen und Unendlichen vor die beschämten Augen tritt. Dann glaube ich freilich, daß dasjenige, was uns nach dieser ersten Stufe das Christenthum bietet, nimmermehr etwas ist, was in des „Erlösers“ ursprünglicher Absicht lag, sondern daß die Gemeinschaft, die er seinen Gläubigen anrieth und was darauf die Kirche wurde, nur der Ausdruck dieses ersten Momentes, die sichtbare Darstellung und Verkörperung unseres erweckten religiösen Bewußtseins sein sollte. Ich glaube, daß von dieser Stufe an die größte Freiheit beginnen müßte, die mir um so evangelischer und urchristlicher erscheint, als Jesus nicht darauf ausging, eine äußerliche neue Verehrung Gottes zu stiften, sondern für diejenigen, die ihn zunächst umgaben, im Gegentheil eine Trennung vom Judenthume um Alles in der Welt nicht begünstigte. Wenn Religion schon in ihrem etymologischen Ursprunge eine Ankettung an den Himmel, eine Verpflichtung, ein leitender Ariadnesfaden ist, so scheint mir das richtig verstandene evangelische Christenthum deshalb die vollkommenste zu sein, weil ihr ganzer Charakter die bloße Mittler- und Unterhändlerchaft ist, weil alle ihre Momente dialektisch-polemischer Art sind. Christenthum ist die vollendetste Anregung für Alle zur Tugend und für Einige zur Philosophie. Das Christenthum ist kein System, sondern nur eine Methode: aber eine Methode von der Art, die jenes immer ahnen läßt und unsern innern Menschen in einer fortwährenden geistigen und gefühlvollen Anregung erhält.

Die freie Entwicklung unserer höhern Individualität kann durch nichts so sehr gehoben werden, als durch jenen

polemischen Charakter des Christenthums gegen die Welt und gegen die menschliche Natur. Diese Religion rüttelt die natürliche Vegetation des Individuums aus ihrem bewußtlosen Schlafe auf, sie erzeugt durch Prüfung, Selbstbeschauung, durch ein dialektisches Verfahren, das selbst den schlichtesten Verstand in moralischen Aufruhr bringen muß, Momente, die nicht nur das Herz erwärmen, sondern auch den Kopf erleuchten; so daß, wenn nicht leider die später für das Christenthum erfundenen Formen an eine solche Wiedergeburt heranzutreten pflegten, wenn sich nicht die mystische Erregung sogleich dem Pietismus hingäbe und statt zu handeln zu resigniren begänne, die Menschheit bei jeder religiösen Erweckung sich der Aussicht auf eine freiest gebildete Persönlichkeit würde zu erfreuen haben. Das Christenthum selbst will nicht mehr, als die Kohlen anbieten, um die innere Gluth der erwachten Individualität fortwährend zu schüren: wie denn Schleiermacher gesagt hat: „Im Christenthume ist die Religion selbst immer wieder der Stoff der Religion.“ Man muß hinzufügen: In jenem Christenthum, das die Bibel an unverdächtigen Stellen lehrt, in jenem Jesus, der höchstens eine Secte und keine neue Kirche im Auge hatte, in jenem Mittler, der deshalb den Kreuzestod litt, daß Jeder sich selbst Prophet würde, kurz in jenem Christenthume, wo der Herr nicht das Object, sondern das Subject der Religion ist. Auch hat zu allen Zeiten, wo das Christenthum nur noch Kirche war, wo sich die lebendigen Kräfte desselben in architektonische Gebäude verwandelt hatten, die Geschichte einen schwerfälligen, mit dem schlorrenden Gange der Mönche und Prälaten analogen Weg genommen. Die Köpfe der Masse sind immer Schwamm und bleiben es, wenn kein lebendiger Funke in sie hineinfällt, der sie entzündet.

Und nun drängst du mich auch noch, daß ich dir sage, in welchem Verhältniß die reine göttliche Idee, zu der das Christenthum nur eine Vorstufe ist, zur historischen stehe, ob die Gottheit über der That und dem Ereigniß schwebt und welche einen Moment in dem großen metaphysischen Wunder die vollendete und zukünftige Historie unseres Erdballes ausfülle. Was soll ich da antworten? Ich leugnete die Ord-

nung der Geschichte und werde mich hüten den Ordner selbst zu leugnen. Wie ihn Michel Angelo auf eine Weltkugel gesetzt hat, so sieht er nicht aus. Zufall, Dreistigkeit, Uebermuth, Verbrechen, Thorheit, jede Leidenschaft des Kopfes und des Herzens ließ ich mit den Menschen spielen, wie Tacitus in meinem poetischen Versuche Nero sagt:

Die Weltgeschichte ist nur kurz, ein klein Gedicht,
 So kurz wie des Gerechten Traum
 Beschränkt auf eines Menschenalters Raum.
 Was draußen sich begiebt,
 Das ist die Weltgeschichte, die getrübt
 Wird von den Nebendingen
 Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen,
 Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
 Was nur in Gott ein kleines Athmen war.

Die großen Perioden bedeuten nichts. Die große Weltgeschichte ist der Mensch.

Warum hat die Metaphysik von Thales bis auf Hegel niemals überzeugen, das heißt, aus der Philosophie eine Religion machen können? Die Herzen blieben damals nicht kalt, als Cartesius seinen Beweis entdeckte und Kant von unsern Anschauungen mit seinem kritischen Skalpirmesser die zwiefache Haut: Raum und Zeit, ablöste. Aber diese Wärme war nicht die der Ueberzeugung, sondern die der Demonstration und einer gewonnenen Einsicht in dieselbe. Der Jubel des Heureka! war der einer eintreffenden Schlußfolge aus vorangeschickten Behauptungen. Niemand ließ sein Leben für seine Weisheit; diese Weisheit war — keine Religion.

Sie haben Alle darin geirrt, daß sie mit dem Anfange begannen, da die Ueberzeugung nur im Ende liegt. Man construirte vom Ei der Welt an oder von einer Prämisse: Eins ist Alles, oder Ich ist gleich Ich; oder man beginnt vom absoluten Sein, von Thatsachen der Metaphysik, die doch zunächst nur Thatsachen der logischen Vorstellung sind. Wie kann man glauben? Einer Construction, die doch nur vermessen, lächerlich ist? Einer Entwicklung, die, durch und durch anthropomorphistisch, in unsere Vorstellung von Gott

unwillkürlich etwas von einem Mechaniker und Artisten einmischt?

Ich bestreite nicht die Resultate der Philosophie, nur ihre verfehlte Methode. Die Ueberzeugung liegt nur in dem, was vollendet ist. Werden wir nicht eine glücklichere Vorstellung von Gott fassen, wenn wir ausgehen von dem, was seine Erfüllung ist, wie schon die Gnostiker das Rechte ahnend sagten, von seinem Pleroma, von dem geschlossenen Kreise, und dann allmählig zurück in das gehen, was ja für das Ewige indifferent ist, in unsere Vorstellungen, die sich das Erfüllte immer nur in der Form des Werdens und der Zeit denken können? Dies retrograde Verfahren würde da enden, wo unsere Philosophen anfangen, und unsere Ueberzeugung würde längst befestigt sein, wo diese noch mit unsern Zweifeln kämpfen, da der Begriff des Anfangs, der Entwicklung und des Fortschritts für die Idee Gottes von matter Wirksamkeit ist.

Ich glaube, daß alle physischen und moralischen Handlungen darauf hinausgehen, Gott gewissermaßen zu produciren. Es ist untergeordnet für unsere Ueberzeugung von Gott, wie sich die Erde bildete, ob neptunisch oder vulkanisch, welches ein Verhältniß in beiden Fällen der Aether zur Gottheit hatte; aber mit der Tendenz dieses Weltkörpers beginnt unser Lauschen, mit der Kugelgestalt, die er annimmt, mit dem innern Triebe, einem Gesetze der Schönheit und der Harmonie zu folgen, mit dem Auf- und Niedergange der Gestirne und den gleichmäßigen, mathematisch richtigen Kreisen, welche die Sonne zu machen scheint und die Erde macht. Nicht, daß wir hier ein despotisches Gesetz annähmen, das über allen Dingen thronend dem Universum diese Bewegung gegeben hätte, der planetarische Umschwung ist freie Anbetung, Religion. Diese Hyperbeln und Parabeln sind die mystischen Hieroglyphen, welche den unaussprechlichen Namen der Gottheit schreiben, sie suchen eine Ahnung, einen Typus abzudrücken, der 'Allem, was sich regt und bewegt, vorgeschrieben ist. Rückkehr in Gott ist die Tendenz des Universums, die planetarische Bewegung ist die producirte und producirende Gottheit selbst, die Harmonie der Sphären

ist dieselbe Kraft, die sie schuf. Pythagoras lehrte, daß die Götter Musik seien. Ob wir sie, wenn wir die Augen schließen, hören werden, steht dahin. Das Weltganze rollt vielleicht über unsere Vernichtung hinweg.

Jede Erscheinung in den verschiedenen Reichen der Natur sucht die Rückkehr in Gott. Es ist unwesentlich, zu fragen: wie entstand die Natur? Die Frage ist die: was möchte sie sein? Denn alle Natur hat ihre Arme sehnsüchtig ausgestreckt, wie im Winter die kahlen Zweige gen Himmel langen, zäsig, bittend; nichts kann hier über sich selbst hinaus. Die geringste Pflanze legt sich einen sinnigen Schmuck an; wenn sie eine rasch welkende Blüthe hat, so ist schon die Form ihrer Blätter Symmetrie, eine Zahl, die immer dieselbe ist, oder eine Gestalt, die für den Maler als Modell der schönsten Arabeske dient, wie an jenem Küchenkraute, mit dem die Alten ihre Sieger in den öffentlichen Spielen bekränzten. Selbst in den todten Metallen herrscht ein Streben nach vollendeter höherer Form. Die Krystallisation hat ihr Schönheitsgesetz. Die Erdschichten, Porphyr, Schiefer haben eine Tendenz gleichartiger Bildung. Und in Allem, was animalisch lebt, fehlt dieses göttliche Moment nicht — nennen wir so die Strebsamkeit — wenn es das Thier auch nur anknüpfen kann an eine Stufe der Gottheit, an den Menschen.

Uns Menschen ist das Leben und die Geschichte gegeben, nicht als etwas in sich Geregeltes, Abgeschlossenes oder einer besondern Vollendung Zureifendes, sondern als ein Stoff, der zu allen Zeiten vollständig genug da war, um die Bestimmung des Menschengeschlechts auszudrücken. Es hat zu keiner Zeit an den Voraussetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu gestalten, und wenn die Zeiten wechseln, so ist es nur, weil die Kunst des Lebens immer Original und Meisterstück sein soll, nicht Copie. Die Geschichte und unser Antheil an ihr ist ein roher Block, den wir nach einem unsichtbaren, in uns liegenden Leitfaden bearbeiten. Wir hämmern und meißeln an dem, was Alles und was eigentlich Nichts ist, etwa, um etwas zu schaffen, um einen Werth für den Markt zu produciren? Wahrlich

nicht! Diese Thaten schwinden alle schnell und ihr Gedächtniß erhält von ihnen nur das, was ihre Seele war und die Macheiferung entzünden kann. Ein göttliches Ideal wohnt in unserer Brust, ein harmonisches Gesetz der Tugend und der Schönheit, bei dem Einen als Gewissen, beim Andern als mystische Intuition. Dies Ideal — das ist vorläufig unser faßbarer Gott, der Urtypus unserer sublimen Begriffe und die Ahnung jener Bilder und Grundlagen der Ideen, die von Anbeginn der Dinge im Schooße der Welterschöpfung ruhten. Und um diesen Typus, diesen Gott, der in uns wohnt, zu erzeugen, leben wir; um ihn aus dem Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtsein eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien, so daß er immer strahlender und deutlicher in seinen Zügen hervortritt. Darum schlagen, dreheln, formen wir an diesem Klotz des Daseins und arbeiten mit triefender Stirne, heiterer aber und seliger, je gerundeter, vollkommener unsere Leistungen werden. Wir erzeugen Gott, nicht indem wir ihm etwas nachbilden; ach! dieser Stoff des Lebens ist das windige Nichts, ein unnütz Ding, wie der Thon, womit der Künstler sein Modell macht, bevor er an den Marmor geht! Die Regsamkeit der Hände selbst, der Hebel, der aus dem Unklaren eines Bewußtseins, das nach Außen hin sich bewerkthätigen muß, allmählig das Bild der Gottheit hervorhebt, das ist die That. Daß wir leben, ist nur, daß wir Gottes Antlitz schauen lernen, hienieden schon und sonst vielleicht nie. Diese ungewissen Züge des Himmels, die unserm geistigen Auge vor-schweben, diese Dämmerungen göttlicher Natur, die in unserer Brust auftauchen, sie setzen sich zu einem sprechenden Bilde zusammen und werden hell und sonnenlicht, je mehr wir an der äußern Form des Daseins formen und meißeln, so daß die vollendete Statue eines Charakters und eines selig beschlossenen Lebens nichts ist, als die Genugthuung innerer Ahnung und das in unserer Brust ausgeprägte Ideal der Gottheit, in deren Antlitz wir sehen.

An jedem Tage wird das Räthsel der Geschichte gelöst. An jedem Tage ist das Ende der Welt. Und müßtest du glauben, für deine Phantasie, für deine Lust an einer Ge-

wöhnung, daß die Geschichte mit einer großartigen Production endete, mit einem Bau, zu welchem Cäsar, Attila, Napoleon, du selbst und dein Nächster einen Stein gelegt hat, so würde es ein hehres und erhabenes Götterbild sein, geformt aus dem historischen Stoffe; und das Wunder des Pygmalion würde sich auf's Neue bewähren, daß das Bild Leben blühte und Leben spräche und es würde geflügelt hinüberrauchen in die Sphäre des Himmels und sich auflösen in die zahllosen Energieen, welche die Natur und das Universum schufen, in jenen göttlichen Urtypus der Dinge, der alles Werdens Anfang war, und würde in dem höchsten Producte der Schöpfung, der idealen Menschheit, wohnen und in ihm die Menschheit.

Aber jedes Wunder ist erhaben über Zeit und Raum und im Schooße der Ewigkeit liegt der eine Moment im andern. Jeder Tag spricht das große Geheimniß Gottes in seinen sämtlichen Stufen aus. Jeder Tag kann dir gewähren, was du nur als Ende der Dinge in deine sinnliche Vorstellung nimmst. Wenn dein Auge bricht, so bleibt nichts von dir zurück, als Asche. Was aus der Asche steigt, ist ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in dir wohnte, Gott. Und deine Seligkeit wird sein, dich als einen Moment in Gott zu wissen und deine Auferstehung die, dich zu fühlen in all' den Beziehungen, die du schon einst zu deiner geahnten Seligkeit hattest. Und dies Erwachen zu einer Erinnerung dessen, was du warst, kann — hier ergieb dich! Dein Zorn auf die Götter ist ohnmächtig wenn sie dich täuschten! — eine Auferstehung des Fleisches sein, in dem Sinne, daß wir in einer höhern Sphäre einen frischen Kreislauf wagen müssen und zu neuen, hienieden unverstandenen Dingen versammelt werden.

III.

Börne's Leben.

(1839.)

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Ursprünglich sollte diese Biographie die Einleitung zu einer neuen Ausgabe der in den deutschen Bundesstaaten erlaubten Schriften Börne's bilden. Das Unternehmen gerieth in's Stocken. Darüber wurde die Veröffentlichung dieser Einleitung dazu, die schon im Herbst 1839 vollendet war, länger hingehalten, als die zunächst daran betheiligten Freunde Börne's wünschen mochten.

Ueber eine kurze Charakteristik, welche ich Anfangs nur zu geben bezweckte, wuchs das Material hinaus. Von allen Seiten trug mir die Gunst des Zufalls Blätter und Zweige zu dem Ehrenkranze herbei, den ich einem Todten winden wollte. Ich wurde Biograph des Verfassers der „Briefe aus Paris“, ohne es sozusagen zu wollen.

Wenn ich auf dem halben Wege, wo ich mich entschließen mußte, vor- oder rückwärts zu gehen, mich zum erstern entschloß, so geschah es, weil ich unter den jetzt wirkenden Schriftstellern einer der wenigen bin, die zu einer Entwicklung der Lebens- und Autorenmomente Börne's einen gewissen Beruf haben. Wenn ich, auch noch nach dieser Erwägung schwankend, mich endlich wirklich entschloß, an das schwierige Werk zu gehen, so gab den leztlichen Ausschlag meine durch Familienbände erleichterte Kenntniß des Bodens, auf welchem Börne wuchs und reifte. So wie man Goethe's Jugend und Bettina, wie ihren Bruder Clemens Brentano kaum ohne Kenntniß der Frankfurter Localitäten ganz ver-

stehen kann, so muß man auch für die Auffassung Börne's auf einem Terrain heimisch sein, das ja ohnehin für Poesie und Verständniß des öffentlichen deutschen Lebens von eigenthümlichen Anregungen ist.

Mißlich war: Ich habe Börne nicht gekannt. Manche seiner näheren Freunde, die mir mit Rath und That beistanden, haben dies bedauert. Indessen beruhigt es mich, daß ich doch auch seine nächsten Freunde, die mit ihm gelebt, oft darauf ertappte, daß sie mit ihm nicht gleichgestimmt empfunden hatten. Ihre Urtheile über den Verstorbenen widersprachen sich. Sie hielten mit verzeihlicher Täuschung allzusehr am Menschen fest und wußten für jede geistige Lebensfunction des Freundes Gründe, die von den Andern wieder bestritten wurden. So konnte ich, es schien mir wenigstens so, vielleicht besser in die Wahrheit dringen, als wenn ich durch persönliche Bekanntschaft mit in diesen Strudel von Widersprüchen gezogen gewesen wäre. Das unmittelbare Zusammenleben ist selten ohne Verstimmungen.

Von früh an habe ich die Neigung gehabt, mich in fremde Individualitäten hineinzuleben. Die besten Menschenkenner sind die, die von den Tugenden und Schwächen der Andern Vortheile für sich selbst zu ziehen wünschen. Die ihnen zunächst kommen, sind die, die einen Fanatismus daraus machen, gegen jedermann gerecht zu sein. Mich erschreckt es, wenn ich unbedingt verurtheilen höre; denn meine eigene Lebensentwicklung zeigte mir zu sehr, daß wir in unserm Gemüth von der Welt abweichen können, ohne deshalb Ursache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erscheinen. Was ich mir selbst geschenkt wissen wollte, Vertrauen auf die individuelle Selbstgerechtigkeit des Menschen, habe ich Andern nicht entzogen, ja habe mir mit Leidenschaft darin gefallen, Andern und Geschlechtern in fremden Seelen zu verfolgen und die Menschen von Innen heraus zu beurtheilen. Was mich in der Poesie zum Dramatiker, mußte mich in der Prosa vielleicht zum Biographen machen.

Ich zweifle nicht, daß diesem Buche Berichtigungen und Erweiterungen bevorstehen. Erst wenn die Freunde Börne's lesen werden, wie sich in seinem Leben eine gewisse Ordnung

nachweisen läßt, werden sie sich angeregt fühlen, diese Ordnung zu vervollkommen. Es werden sich Anekdoten mancherlei Art an das nun vorerst einmal Gegebene ansetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Auffassung, die in diesem Buche herrscht, nicht allseitig genügen wird. Es war mir nicht möglich, mit den Lebensmomenten eines so merkwürdigen Mannes, wie Börne war, erst ein polizeiliches Verfahren anzustellen. Sollt' ich zu Gericht sitzen und von einem abgefühlten Standpunkt herab in Börne's Leben sichten und scheiden, hier einräumen, dort verdammen und aus einer Charakteristik einen gerichtlichen Anklageact machen? Das ging nicht. So wenig die Meinungen Börne's von seiner Zeit, der rücksichtslose Ton, wie er diese vortrug, von den Gährungen der Julirevolution zu trennen sind, so wenig mochte ich von der einfachen Erzählung seines Lebens das Colorit der Hingebung entfernen. Ein Biograph soll seinen Gegenstand mitdurchleben und in ihm mit so viel warmer Toleranz aufgehen, daß sogenannte „Rettungen“, wie sie der menschenfreundliche Lessing von verkannten Geistern der Vorzeit schrieb, von vornherein nicht nothwendig werden.

Freunde und Bekannte des Verstorbenen haben mich mit Bausteinen zu diesem Gedächtnistempel unterstützt. Ihnen meinen Dank! Viele, die dem Verstorbenen nahe standen, fürchteten sich, ihrer Beziehungen zum „Römer“*) wegen mit ihm zusammen genannt zu werden, oder hielten sich im Stillen für zu unbedeutend, die Aufmerksamkeit — des deutschen Bundes zu erregen. Manchen ging es noch eigner. Sie hatten mit Börne gegessen und getrunken und kein Wort, das er gesprochen, war ihnen im Gedächtniß geblieben. Es waren dies -Männer, die sich selbst auszeichneten. So fein ist der Staub des Egoismus, der in menschlichen Seelen zerstreut ist! Sie leben mit Geräusch, jeder ihrer Tritte macht ein Echo, sie haben nie den Mund geschlossen, sie leben mit Händen und Füßen, und was um sie her vorgeht, für den Herzensschlag in der Brust eines Nebenmenschen haben sie kein

*) Dem Frankfurter Regierungsgebäude.

Ohr. Einen Augenblick zu schweigen und einmal den Andern reden zu hören, wäre ihnen sonderbar. Nach zehn Jahren ist der Andere eine europäische Berühmtheit und sie müssen sich schämen, daß sie mit ihm lebten, ohne von ihm Eindrücke empfangen zu haben.

Freilich kann hier eine Entschuldigung eintreten. Börne gab sich nicht, sondern er wollte genommen sein. Es fehlte ihm das Talent, mit sich selbst Komödie zu spielen, sich als der, der er war, auch in Scene zu setzen und sich jene Ruhe um sich her zu erzwingen, die man braucht, um gehört zu werden. So haben viele seiner Freunde sozusagen einen unbestimmten Erinnerungsdämmer von ihm, ein wohlthuendes Flimmern des Gedächtnisses, nichts aber Bestimmtes darin, nichts, was ihnen des Notirens würdig erschienen wäre. Auch diese Erscheinung habe ich zur Charakteristik Börne's zu verwenden gesucht und ich hoffe, die Folgerungen, die daraus in meinem Buche gezogen sind, wird man billigen.

Bücher, die ich benutzen konnte, habe ich an den betreffenden Stellen angezogen. Hauptquelle waren Börne's eigene Schriften und die Blätter der Geschichte, wie diese seit der Scene im Ballhause von Versailles bis zum Jahre 1837, wo Börne starb, vor uns aufgeschlagen liegen. Wo ich Lücken in Börne's Lebensmomenten fand, habe ich sie getrost durch die Geschichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß sein innerer Mensch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf seinen Körper wirkten die Ereignisse so, wie bei uns Andern nur die Einflüsse der Atmosphäre. Wenn er Gichtschmerzen hatte, konnte man annehmen, daß sich das politische Wetter ändern würde. Papierspeculanten hätten größere Stücke auf ihn halten sollen. Wenn ihm das Essen nicht schmeckte, stak sicher ein „Congreß“ in der Luft.

Das überlang verzögerte Erscheinen dieses Buches erlaubte, daß ich erst noch die Schrift lesen konnte: „Heinrich Heine über Ludwig Börne.“ Diese ist vor einigen Tagen erschienen und scheint den Zweck zu haben, die in Deutschland herrschende und versöhnte Stimmung über den vielverkannten, ungestümen, aber edlen Todten wieder zu zerstreuen, meiner

angekündigten Biographie desselben im Voraus den Glauben zu nehmen und um einen Namen, von dem allmählig der irdische Dunst des Vorurtheils zu verziehen anfing, wieder auf's Neue eine erstickende Atmosphäre von Persönlichkeiten zu verbreiten, die jede Beschäftigung mit ihm beinahe verleiden muß, sei's auch zum Theil auf Kosten dessen, der diesen Unrath in die Oeffentlichkeit hineinträgt! Wer die Schrift Heine's gelesen hat und an Börne kein tieferes In-eressé nimmt, wird sagen: Seht, da reiben sich die beiden undeutschen Männer gegen einander auf, der Todte an dem Verwesenden, der Jacobiner am Narren, die Revolution an ihren eigenen Excrementen! Diese Schrift Heine's, könnte man fortfahren, ist eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der sie schrieb, und fast ein Todesurtheil für die Sache, der beide gebient haben.

Ich tauche ungern meine Feder ein, um gegen Heine zu schreiben. Wir tauchten ja in unser eigenes Blut! Es giebt viele Freunde der neuern Literatur, die es bedauern, daß unter den Gliedern derselben keine Einigkeit herrscht. Sie wollen für Ideen streiten, sagen sie, und schlachten sich der eigenen Eitelkeit! Ich weiß es, daß diese Selbstbefehdungen der jüngeren Literatur den Feinden derselben großes Vergnügen gewähren und würde mich nicht dazu verstanden haben, über Heine auszusprechen, was ich über ihn seit Jahren empfinde. Aber hier gilt es doch eine höhere Pflicht. Heine hat durch seine in ihrer Veranlassung unerklärliche Schrift auf die Bahn, die mein Buch über Börne zurücklegen sollte, so viel Hindernisse gestreut, hat auf die Region, in der sich mein Buch bewegt, so vielen widerlichen Hautgout verbreitet, daß ich gezwungen bin, im Interesse Börne's und seiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätte ich Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werde ich es berichtigen müssen.

Deutschland wird nicht begreifen, was Heine mit seiner Schrift bezweckte. Der Titel: Heine über Börne, verräth, daß das Buch der Selbstüberhebung gewidmet ist und der Gegenstand desselben das Axiom sein solle:

Heinrich Heine geht über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abwerfen kann: Heinrich Heine **über** Ludwig Börne! Aber warum bleibt diese Entscheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenossen der Nachwelt überlassen?

Die Schrift Heine's kommt in vieler Hinsicht zu spät. Zu spät — weil Börne todt ist und man solche Verleumdungen, wie sie hier gedruckt sind, nur vor einem Lebenden auszusprechen wagen sollte. Zu spät auch — weil Börne's Grab längst so dicht mit der freundlichen, versöhnten Anerkennung der deutschen Nation bewachsen ist, daß die Brennesseln Heine's keinen Platz mehr finden. Endlich zu spät — weil Heine die deutsche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns diesseit des Rheins gleichgültig ist. Heine weiß nicht, daß man sich jetzt in Deutschland mit den wichtigsten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Untersuchungen über Protestantismus und jesuitische Reactionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Culturfragen, nur nicht mehr mit seinen „Reisebildern“ beschäftigt. Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet sich ein, daß Deutschland noch immer auf Vollendung des Perioden wartet, den er gerade angefangen hatte, als sein Fuß das Hamburger Dampfschiff betrat, das ihn nach dem Havre transportirte. Er glaubt, wir knusperten noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taschenbücher, an seinem Streit mit Platen, an seinen Salonwizen, an einem Bilde, das er von Friedrich von Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leistungen, von denen er (S. 363) sagt: „Meine Leistungen sind Monumente, die ich in der Literatur Europas aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes.“ Weil Heine glaubt, daß wir um diese Monumente wie die Zwerge noch immer mit staunender Bewunderung herumgingen, so hielt er eine Schrift über seine persönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, dessen Erscheinung man nicht zu motiviren brauchte.

Ob sich Heine für witziger, poetischer, unsterblicher als Börne hält, kann dem Biographen des letztern gleichgültig sein. Immerhin mag er ein Buch schreiben, dessen Thema

in folgenden Worten (S. 240) ausgesprochen liegt: Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts Anderes, als der kleine Neid, den der kleine Tambourmaitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidet mich ob des großen Federbusches, der so tief in die Lüste hineinjauchzt, ob meiner reichgestickten Uniform, woran mehr Silber, als der kleine Tambourmaitre mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balancire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwidere!" Allein diese Schilderung der eigenen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus“ seiner schönen Gestalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirnen des Palais Royal zuwerfen, sie brauchte nicht auf Kosten eines Mannes zu geschehen, dessen sittliche und politische Bedeutung, publicistische Tiefe und römische Charakterfestigkeit, dessen schönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, dessen Herz in allen seinen Lebensfunctionen ihn gegen Heine als einen Riesen erscheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäischen Monumente“ Heine's legen und sagen kann: „Ich bin als Mensch doch größer als Du!"

Heine erzählt uns seine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im seidenen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, schwerhörig, heute krank, morgen unapfänglich. Auch diese Beschreibungen sind zum Theil wahr, theils erhöhen sie, weil sie aus dem Bestreben hervorgehen, zu zeigen, daß Heine schöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Mensch sei, den man mit Börne nicht vergleichen könne. Mißlich aber ist es mit den Neußerungen, die er Börne in den Mund legt. Diese füllen oft in einem Zuge mehr als sechs bis sieben Seiten. Sollte Heine schon vor zwanzig Jahren die Absicht gehabt haben, seine Memoiren zu schreiben und über die Neußerungen der Menschen, mit denen er umgeht, bereits so lange Buch führen? Unmöglich. Diese langen Tiraden, die oft witzig, oft durch ihre Länge ungenießbar sind,

kann Börne nicht gesprochen haben. Heine, der ein so schwaches Gedächtniß hat, daß er sogar dasjenige, was ihm das Theuerste hätte sein sollen, seine Grundsätze, vergaß, Heine sollte den Kopfrechner Dase an Intensität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Echtheit dieser Diatriben müssen wir von vornherein protestiren. Sie sind ohne Zweifel durch einen schlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieser Form ohne Widerrede von Heine ebenso erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos jene Imperatoren halten läßt, die größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinstimmen, daß das, was Börne bei Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt. Nicht nur, daß er sich wie ein unsinniger Coupe tête in seinem politischen Fanatismus geberdet, er ist auch lasciv, gewöhnlich, nicht selten beinahe gemein. Diese Lüge in dem Buche Heine's hat mich — nächst der empörenden Mißhandlung eines edlen weiblichen Gemüths — am tiefsten gekränkt, hat mich um so mehr gekränkt, als sich vielleicht Börne wirklich manchmal hat gehen lassen, wenn er mit der saloppen Gesinnungslosigkeit, der witzelnden Blasphemie, dem bekannten hauchgrimmenden Ennui Heine's zusammenkam. Wir sind Menschen und Börne war sogar ein guter Mensch. Wenn er in Heine's Gegenwart manches Lascive und Triviale sprach, so that er es aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn besuchte. Börne war zu gutmüthig, Heine eine andere Sprache vorzuschlagen, als dieser in seiner Unterhaltung gewohnt ist. Zwei Juden — man kennt das! Wenn diese „Witze“ nicht ganz erfunden sind, so beweisen sie nur, wie freundlich Börne in seinem Wesen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie viel Aufmerksamkeit er denen entgegenkam, die ihn besuchten. Womit sollte er Heine unterhalten? Er schätzte den jungen Mann, er setzte Hoffnungen auf seinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müssen und ging harmlos auf die Talmudwize ein, an denen Heine mehr seinen Humor genährt hat, als an unserm Jean Paul, den er in diesem Buche einen „confusen Polyhistor“ nennt. Werden doch zwei getaufte Juden von so lachlüftiger Natur, wie Börne und sein Schatten,

tausend Gelegenheiten finden, an den drolligsten Vorkommnissen innerhalb der Synagoge und des Ghetto ihren Witz zu üben. Der „arme Börne“ (Heine nennt ihn in seinem ganzen Buche nicht anders) ließ sich vor dem jungen Manne, der ihn besuchte, mehr als billig gehen und dieser benutzte jetzt dessen problematische Aeußerungen, um über Börne einen häßlichen gelben Nebel zu verbreiten. Möchte diese Aufklärung des wahren Sachverhalts ihn von dem Andenken des trefflichen, gerade in seinem häuslichen Gespräch immer gewiegten und besonnenen Mannes für immer verschrecken!

Der politische Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen Heine's bezweckt, ersteren als einen republikanischen Narren, letzteren als einen Royalisten, oder wie man es von den ausgesöhnten Legitimisten in Frankreich nennt, als einen Kasliirten hinzustellen. Börne ist nach Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philosophisch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Parthei des Berges, Heine wahrscheinlich zur Parthei des „Sumpfes“. Ich habe die zahme, royalistische Widerrufs-Politik Heine's mit Vergnügen gelesen, denn sie läßt hoffen, daß man die Polizei-Actuarstelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt und ihm dadurch Gelegenheit verschafft, sich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf seine Worte legt, selbst zu überzeugen. Allein man bedenke: Die erwähnten Gespräche mit Börne sind zu einer Zeit gehalten, wo Heine selbst einer der unternehmendsten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo seine Schriften mit der Marsseillaise begannen und der Parisienne aufhörten; zu einer Zeit, wo seine Pamphlets nur verstümmelt erscheinen konnten, weil kein deutscher Drucker wagte, seine Finger zum Aufbau all' der Guillotinen, die in diesen Raisonnements drohten, herzugeben. Nun ist nicht zu leugnen, (und mein Buch wird darüber mit Ernst und Aufrichtigkeit urtheilen) daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution sich der Hoffnung auf einen gewaltsamen Umschwung der Begebenheiten mit rückichtsloser Leidenschaft hingab; allein was ist edler, wahrer und redlicher: diese Ansichten auch innerhalb seiner vier Wände vertheidigen, oder sie, wie es bei Heine der Fall war,

nur zur interessanteren Draperie seines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren in Hoffnung auf die Frankfurter Polizei-Actuarstelle,*) als nie dagewesen leugnen? Das dritte Wort in Heine's „französischen Zuständen“ ist die Tricolore, die Guillotine, das Ça ira u. s. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Conversation. Gesezt, sie wären beide in einem betrübenden Irrthum befangen gewesen, wer war redlicher, Börne oder sein Verräther?

Heine hat die Absicht, die patriotischen Erhebungen seit 1830 als lächerlich hinzustellen. Große Anfänge, die kleinen, fordern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Heine, der jahrelang um die Gunst der republikanischen Parthei in Paris buhlte, hat diese nicht. Wenn über das Mißlingen des Hambacher Festes ein Mann von deutschem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund gesetzmäßiger Freiheitsentwicklung frohlockt, so wird man ihm vielleicht mit getheilten Empfindungen zuhören; allein Heine sollte ein Recht haben, die süddeutsche politische Bewegung, die Vorfälle in Rheinbayern und das Associationswesen der deutschen Handwerker zu bespötteln? Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher seine Schriften mit den grellsten revolutionairen Farben überpinselte, und zweitens auch darum nicht, weil überhaupt ein Herz ohne Gefühl, ein Charakter ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Besinnung nicht berufen ist, in ernstesten Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Ansicht für oder gegen auszusprechen. Wer so tief, wie Heine, im Irdischen, Materiellen, in der Blasirtheit des Jahrhunderts verkommen ist, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine gescheiterte Unbesonnenheit gestattet werden. Alle deutschen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten seit 1833 billigen, werden darin einig sein, daß sie nimmermehr zum Organ dieser Billigung Heine wählen möchten. Der deutsche Sinn ist einmal so. Börne mit seiner etwaigen Uebertreibung steht uns immer noch ehrenwerther da, als Heine mit seinem Wiberruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unseres leidigen Gewährsmannes,

*) Nach späterer Kunde: Auf die Pension Louis Philippe's.

sich in die Tiefe eines edeln Gemüths zu versenken, beweisen die schnöden Trivialitäten, die Heine über die religiöse Stimmung, die Börne am Abend seiner Tage für vieles Gescheiterte tröstete, sich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über diese Erscheinung werden die nachstehenden Blätter sich wahrer aussprechen, so wie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr anzunehmenden Aufschlüsse über das Zerwürfniß zwischen Börne und Heine enthalten dürfte. Heine hat der Wahrheit durch seine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene nach der Lüge erscheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um so leichter werden.

Ich gestehe, daß ich für manches Unterhaltende und Witzige in Heine's Schrift nicht unempfindlich bin. Heine ist ein munterer Kopf, der, ohne alle wissenschaftliche Bildung, mit einer, weniger poetischen, als poetisirenden Gabe ausgestattet ist, die ihm erlaubt an den Dingen mehr Seiten herauszugrübeln, als sich der Beobachtung des Verstandes auf den ersten Blick darbieten. Weniger Poet, als poetischer Dilettant aus der romantischen Zeit her, weiß er den Gegenständen seiner Beobachtung eine phantastische Appretur zu geben, die von einem angeborenen Sinn für das Naive, das Detail, das Unwesentliche, Specielle unterstützt wird. Ohne Selbsterziehung, von den Schmeicheleien seiner Umgebung früh gehätschelt, angewiesen auf Lebensernten, die sein Fleiß nicht zu säen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, schlenderte er mit nachlässiger Indifferenz durch ein menschliches Dasein, das ihm der Zufall sanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, stehen und glossirte die Menschen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schicksale, ihren Glauben. Nie hat Heine aus dem Kreise des kleinlichsten Egoismus heraustreten können. Nie empfand er für das, „Was“, wie Goethe sagt, „der ganzen Menschheit zugetheilt ist.“ Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn gesinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf, — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That, das Talent, sich im fernen Paris in eine dunkle, versteckte Stube einzuschließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tausend Menschen, denen er im Leben

begegnete, nachzugrübeln: dies Talent besitzt er. So muß ich gestehen, daß ich Einiges in seinem Buche über Börne belacht habe. Aber nun denke man sich, wenn man gezwungen werden soll, auf Kosten auch edler Menschen zu lachen! Wenn man mitten in einem spaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung desselben erschrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu können scheint! Als ich von Heine's Witze gebrandschatzt wurde, auch über Edle zu lachen, war es mir, als bekäme man von einem Restaurant eine Fleischspeise mit pikanter, appetitreizender Sauce, striche diese mit dem Messer fort und würde plötzlich von einem Faulgeruch überfallen, den die Capern und Champignons verdecken sollten, oder man nähme einen Bissen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes rothes Haar an der Gabel fallen lassen! Solche Schrecken bietet fast jede Seite der Heine'schen Schrift.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mißhandlung einer edeln gebildeten Dame, die Börne in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame Wohl (es wird in meinem Buche erzählt) gehört zu jenen schönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weisen nicht bloß von ihnen nur zum Gegenstand ihrer Schöpfungen gewählt wurden, sondern die oft sie selbst beglückten und ihnen ein einsames Dasein verschönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß competent, stimmt darin überein, daß Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein eben so wohlthätiges für den verlassen und einsam in der Welt stehenden Unverheiratheten, wie seiner Natur nach rein und sittlich war. Heine wahrlich sollte doch Einer der Ersten sein, der das Poetische einer solchen Beziehung mehr als Andere zu würdigen wüßte. Statt dessen bringt er diese Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er bezweifelt ihre Sittlichkeit, er schändet sie mit der Lascivität seines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der Dritte in einem Seelen-Bunde war, für dessen Verständniß die alltäglichen Begriffe unseres Lebens nicht ausreichen, alle diese Beziehungen werden hier

von Heine's Spott so besudelt, daß sie wie ein unsittliches Verhältniß aussehen. Wie tief ist doch die Würde unserer Literatur gesunken! Ein Schriftsteller, der sich einbildet, „europäische Monumente“ errichtet zu haben, kann sich darin gefallen, Rothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieser zügellose Mißbrauch der Presse fortkriecht, welches sittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftstellern? Hingebungen, wie sie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, aussterben. Der Poet wird auch darin der Aermste werden, daß kein Frauenherz mehr seinem Frieden traut, und ihm, wie Heine's, des großen Sittenrichters, Beispiel lehrt, nichts übrig bleibt als die blinde Wahl unter den Nachtvögeln des Palais Royal.

Ich bin zu Ende. Heine schließt sein Buch mit einer von ihm schon abgenutzten Allegorie fast wie ein Testament. Er sagt: „Ich werde dich und fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes.“ So wird auch bald, nach solchen Büchern, der schöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, sein Auge schließen und von Heine nichts mehr übrig bleiben, als ein ödes, nur mit spärlichem Grün bewachsenes Gewesen! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter, als je. Selbst seine Feinde gewannen ihn lieb, als er sein letztes Buch geschrieben und starb. Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moralischen Auflösung. Börne war kein Dichter und schrieb wie ein Prophet. Heine affectirt ein Dichter zu sein und schreibt wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer seiner Ueberzeugung härtete sich ein stählerner Charakter. Heine schwimmt im Meer der Lüge und wird sich allmählig ganz auflösen in das „goldene“ Nichts der Eitelkeit. Börne tritt gegen die Lebenden und versöhnte sich mit den Todten. Heine fürchtet die Lebenden und erst, wenn sie sterben, bekämpft er sie. Börne griff seine Feinde an: Heine nur die Gattinnen und Freundinnen seiner Feinde. Börne tritt, als er noch lebte, gegen Heine: Heine wartete und antwortete dann erst, als Börne gestorben war.

So mögen diese Blätter hingehen und für das Leben eines

merkwürdigen Mannes ein besseres Zeugniß geben, als die Lügenschrift seines Rivalen, der ihn um den Ruhm einer edlen Gesinnung und den Vorsprung eines gebiegenen Charakters beneidete! Wenn Heine beabsichtigte, meinem Buche von vornherein beim deutschen Publikum die Glaubwürdigkeit abzuschneiden, so denke ich nicht, daß nach dem Inhalt dieser zu meiner Schrift nothwendig gewordenen Vorrede ihm sein schönöder Zweck gelungen ist.

Hamburg, den 10. August 1840.

Bur zweiten Ausgabe.

Die im Vorhergehenden ausgesprochene Vermuthung, es dürfte die erste Grundlage einer Biographie Börne's die Veranlassung zu weiterm Ausbau durch Mittheilungen und Ergänzungen seiner Freunde werden, bestätigt sich schon in dieser neuen Bearbeitung. Sie ist gegen das frühere thatsächliche Material so reich vermehrt, mit ungedruckten Briefen Börne's und den mannigfachen Erinnerungen seiner persönlichen Lehrer so reich ausgestattet, daß sie dadurch an und für sich schon ein neues Interesse erhalten hat.

Von Irrthümern der frühern Abfassung sind einige nicht unwesentliche berichtigt. Doch blieb im Ganzen der Standpunkt der Beurtheilung derselbe und im Einzelnen wagte ich sogar hie und da von den Notizen abzuweichen, die ich zur Berichtigung meiner frühern Behauptungen von Paris her empfing. Ein objectiver Abschluß ist bei einem so reichen Geiste nicht möglich und Meinungsverschiedenheiten gereichen einem bedeutenden Manne, der sozusagen aus dem Vollen lebte, nur zur Ehre.

Fortgelassen habe ich aus der Mitte des Buches die Fragmente über Willèle, von denen ich früher glaubte, sie seien ungedruckte Privatmittheilungen an Herrn Murhard in Kassel. Indessen hat sich herausgestellt, daß sie schon in Cotta's poli-

tischen Annalen standen, und jetzt befinden sie sich im fünften Bande der Stuttgarter Ausgabe von Börne's gesammelten Schriften. Diese Lücke ist durch bisher ungedruckte, in jene Periode fallende Briefe und Gesprächsäußerungen Börne's ersetzt, die ich wie fast das ganze reiche Ergänzungsmaterial dieser neuen Bearbeitung den unermüdblichen und treuen Pflegern des Börne'schen Gedächtnisses, Herrn und Madame Strauß-Wohl in Paris, verdanke.

Frankfurt a. M., den 14. August 1845.

Bur dritten Ausgabe.

In neuerer Zeit ist es Sitte geworden, über Ludwig Börne geringschätzend zu urtheilen.

Gervinus hat dafür den Ton angegeben. Die Frivolität unserer Epoche, verbunden mit dem Reichsseinheitsgefühl, das sich in allerlei Gestalt, auch übermüthiger, ausspricht, hat seinem Urtheil nachgeredet. Unsere Jugend hat keine Zeit, etwas Anderes zu lesen, als die Journale, etwas Schopenhauer und Dies und Jenes, was dem Tage angehört. Die Mythenbildung über das an sich noch nicht Veraltete ist oft lächerlich, zuweilen abscheulich.

Gervinus, den ich schon 1838 mit derselben Charakterisirung seiner Methode in diesem „Leben Börne's“ abfertigte, die jetzt über ihn allgemein ausgesprochen wird und für neu gilt, tabelte Börne nach der den Deutschen eigenen Weise, sich das Recht, nach obenhin gelinde freimüthig zu sein, dadurch zu erobern und zu sichern, daß man Fußtritte nach unten giebt. Wenn man Gervinus neuerdings „verzogen“ und „verhättselt“ genannt hat und wenn er dies je gewesen ist, so war es jedenfalls in seiner ersten Zeit, in Frankfurt am Main der Fall, wo man schon in dem Lehrer an einer Erziehungsanstalt einen künftigen Thucydides sehen wollte. Natürlich mußte die gerade für Frankfurts maß-

gebende Regionen correcte Gesinnung vor dem Namen Börne's ein Kreuz schlagen.

Es haben aber auch Andere, selbst Solche, die Gervinus seiner politischen Gesinnung seit 1866 wegen nicht mehr grün sind, das Geschäft fortgesetzt, die Theorie von „Blut und Eisen“ in's Literarische zu übertragen und frischweg die Erinnerung an den Werdeproceß der Gegenwart als alten Blunder über den Haufen zu werfen. Ich will die Streber und Reptilienfondsaspiranten, die ich meine, hier nicht nennen. Sie werden sich ja, es sind Professoren darunter, bald kenntlich machen, wenn sie in ihrer Reichseinheitsstrunkenheit noch dahin kommen werden, den seligen Regierungsrath Tzschoppe für einen ehrenwertheren Begründer des deutschen Reichs zu erklären, als die Schriftsteller, die unter diesem Manne gelitten haben.

Eine andere Richtung unserer Tage, die mehr frivole, glaubt es Heinrich Heine schuldig zu sein, Börne geringschätzig zu behandeln, und setzt ihn selbst da herab, wo die Alternative, Heine oder Börne, gar nicht geboten ist. Pietätlosigkeit, Undankbarkeit ist der Charakter unseres literarischen Treibens überhaupt. Festzuhalten unter allen Umständen, daß in den Jahren 1820—30 jeder gebildete Deutsche eine wahre Freude, einen reinen Genuß an den humoristischen Arbeiten Börne's, an seiner „Denkrede auf Jean Paul“ u. s. w. hatte, und eine solche Thatsache, die ich in meiner Jugend an mir selbst erprobte, literarhistorisch und anständig allezeit ebenso festzuhalten wie den Satz, daß Lessing's Minna von Barnhelm das beste deutsche Lustspiel sei, das vermögen wir Deutsche nicht. Daran sind unsere Schulmänner schuld. Diese pflanzen der Jugend lediglich die Adoration vor Schiller und Goethe und ihrem Privatgeschmack ein. Daher das Chaos in den Köpfen selbst der Schreibenden über die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit.

Für die deutsche Reichseinheit zu arbeiten, darauf kam es in einer fünfzigjährigen Friedenszeit, die auf Napoleon's Sturz folgte, noch nicht an. Einen deutschen Kaiser anzustreben, war vor 1848 geradezu lächerlich. Das Erz mußte erst wieder durch eine Revolution in Fluß ge-

kommen sein, um darüber nachzudenken, welche Gestalt man ihm zu geben hatte. Vorher war das Verdienst, das sich ein ehrlicher Deutscher, ob Staatsmann oder Schriftsteller, um die Nation erwerben konnte, nur darin zu suchen, ob er die Freiheit beförderte, die bürgerliche Emancipation, die Theilnahme des Volkes an der Sorge für sein eigenes Wohl und Wehe.

Die Freiheit hat Börne gewollt, dieser sein Leben gewidmet. Litt sein Andenken unter den Herabsetzungen des Gothaer Doctrinarismus, leidet es noch theils unter den hochfahrenden Machtprüchen der Politiker des Erfolgs, theils unter der Ignoranz des kleinen belletristischen Feuilleton-Geziefers, so wird sich doch der eigenthümliche, Rousseau verwandte Geist dieses Schriftstellers durch diese Verkleinerungen seines Werthes hindurcharbeiten und noch manchem Literaturfreunde Veranlassung geben, sich die Kraft fühlbar zu machen, die diesen Mann vor Jahren so weithin wohlthuende Wirkungen im Vaterlande erreichen ließ.

Wieblingen bei Heidelberg, September 1875.

Börne's Leben.

Nichts leichter, als von achtbaren Eltern geboren werden, einen guten Schulunterricht genießen, mit guten Zeugnissen die Hochschule beziehen, mit Anmaßung sie verlassen, im schwarzen Frack die Runde bei den Staatsmännern machen, die ein Amt zu vergeben haben, es glücklich erhalten, den Eid der Treue schwören, wirklich treu sein, treu dem Fürsten, treu den Grundsätzen unserer Vorgesetzten, treu dem Geiste, in welchem uns unser Gehalt vierteljährlich von der Landeskasse ausgezahlt wird, fünfzig Jahre in diesem Geiste verharren, steigen bis zum wirklichen geheimen Rath und mit Orden bedeckt, von Kindern und Enkeln umringt, ein ehrlich erworbenes kleines Vermögen hinterlassend, endlich das Zeitliche segnen.

Und noch mehr! Du kannst dir manches Verdienst um deine Mitmenschen erworben haben und die Medaille mit Recht ansprechen, die in der fürstlichen Münze auf dein Andenken geschlagen wird! Du kannst die Residenz deines Landesherrn mit einer Pappelallee geschmückt und für Brunnen gesorgt haben, die deinen Mitbürgern ein besseres Trinkwasser geben! Du kannst eine Rentenanstalt begründet, die Lotterie abgeschafft, eine bessere Verwaltung des Armenwesens nach neueren Theorieen eingeführt haben! Du hast die Landwirthschaft deiner Provinz gehoben, indem du Wettpreise für den besten Flachs, das beste Obst aussetzt; die Pferdezücht, die

Schafveredelung, die Schulanstalten und sogar die Landesbibliothek, Alles kann durch dich gehoben, verbessert, neu begründet sein, und doch war dein Leben so, wie der Wind vorüberfährt. Was du thatest, that dein Amt, deine bürgerliche Stellung, deine nächste äußerliche Pflicht: du hättest auf die Art die Welt erobern können und doch nicht nöthig gehabt, dabei dein Bett zu verlassen. Man kann sterben und drei Tage lang mit Läuten der Glocken, mit angelaufenen Degen und Florbinden betrauert werden, und hat doch nicht wahrhaft menschlich gelebt.

Menschlich leben! Wahrhaft menschlich leben!

Es heißt mehr, als ein guter Vater, glücklicher Gatte, treuer Staatsdiener sein. Menschlich leben heißt ein Engel sein, der vom Himmel abkommt und sich in diese Welt verfliegt, irrend, nicht wissend, wo er ein Thor findet, um in seine Heimath zurückzukehren. Menschlich leben heißt nicht, wachen am Tage oder träumen in der Nacht; sondern: träumen am Tage, wachen in der Nacht. Vor allen Dingen heißt menschlich leben unglücklich sein, verkannt werden, in seinem heiligsten Glauben mißverstanden, in seinen Hoffnungen von einer schadenfrohen Wirklichkeit verspottet werden, geäfft vom Echo unserer Ohnmacht, wenn wir stolze und erhabene Wünsche mit donnernder Stimme in die Welt hinausgerufen haben, betrogen vom Nächsten und Entferntesten, verfolgt vom Feinde und noch mehr sogar belächelt und bemitleidet werden vom Freunde, der uns nicht versteht. Seht, so zwängt sich der Eine mit zusammengedrückten Schultern, gebogenem Rücken, gesenktem Kopf durch Alles hindurch, was das Leben an guter Ordnung, friedlicher Sicherheit, Netto-Ertrage darbietet; aber der Andere sucht gerade die Widersprüche unseres Daseins auf, will diese versöhnen und geräth zwischen die Räder einer Bewegung, die er zum Wohl des Ganzen hemmen wollte. Er sucht die ungebahnten Straßen, die versteckten Winkel des Lebens auf, bis in welche der Lärm des scheinbar glücklichen JndenTaghineinlebens nicht gedrungen ist, er denkt an den Winter, während Jene sich im Sommer sonnen. Und nun bricht meinem Menschenfreunde eine Sprosse der Leiter, die er ansezte, um eine köstliche Frucht für uns

Alle zu holen — die Menge lacht. Er wendet sich zu ihr mit geistvoller schwärmerischer Rede, sie findet beim Einen Anklang, beim Andern Widerspruch, beim Dritten verleumderische Entstellung. Nun werfen sie sich sein Herz mit den innersten Geheimnissen desselben wie einen Spielball zu, suchen in großen Zwecken, die dem Allgemeinen galten, kleine auf, die sich die Person vorbehielt, stellen die Absichten und die zu ihrer Durchsetzung aufgewandten Mittel in einen lächerlichen Contrast und machen aus dem Erhabenen etwas Gemeines: — das, das heißt menschlich leben!

Ich las, daß einst ein geistvoller Denker sagte: „Die Möglichkeit, daß noch einmal ein Messias erscheine, ist für unsere Zukunft noch nicht abgeschnitten.“ Ich mußte lachen. Ein Messias kann erscheinen; wenigstens bedürfen wir seiner; um ihn aber anerkannt zu wissen, nimm uns erst die kleinliche Genußsucht unserer Zeit, nimm uns die hämische Begrüßung des Außerordentlichen, ein Product unserer frivolen Ohnmacht, nimm uns jene sogenannte Civilisation, die uns in den Ketten und Banden einer scheinbaren bürgerlichen Ordnung hält, nimm uns diese fürchterliche Controle unserer nächsten unschuldigsten Lebensäußerungen, und dann denke an deinen Messias! Oder glaubst du, ein „Sohn Gottes“ hätte in einem Jahrhundert der Gensdarmen und der Pässe in die Welt kommen können? Warum nicht? wirst du antworten. Zum Gekreuzigtwerden haben wir Pilatusse und Golgathas genug. Aber drei Jahre konnte er lehren! Das wäre jetzt unmöglich. Nur zu bald würde man ihn tödten! Durch Nadelstiche. Durch tausend kleine Qualen schürte man ihm ein Feuer unter einem Kost, auf dem er langsam und schmerzlich ausathmen würde; nicht den Körper, das Gemüth tödteten sie ihm. Das ist der große Muth, den das Genie in unserm materiellen Jahrhundert haben muß — der Welt thöricht zu erscheinen; der Muth, entstellt zu werden, mit seinen persönlichen Verhältnissen an's Tageslicht gerissen, gekränkt in Vater und Mutter, Schwester und Gattin, geärgert von der rothwangigen Genügsamkeit, die seinem Treiben mit einer Art von Mitleid zusieht, verzerrt zu werden in eine Carri-

catur und als Märtyrer für etwas zu fallen, das selbst die nicht einmal anerkennen, denen zu Liebe es eronnen und mit dem Tode besiegelt wurde!

Und wenn ich den edlen Mann nenne, welcher diese Betrachtungen bei mir weckte, Ludwig Börne, so gesellt sich zu ihnen noch eine andere, von der ich nicht weiß, soll man sie eben so schmerzlich oder einen Trost nennen? Kaum war die Kunde von Börne's Tod erschollen, so war das Urtheil der entgegengesetztesten Partheien versöhnt. Was man dem Lebenden nicht einräumte, räumte man dem Todten ein. Als man ihn bestattete, senkten alle Principien ihre Fahnen und sagten: Es war doch ein Charakter! Den Werth der Ideen, für die er gelebt hatte, ließ man unentschieden; man bewunderte wenigstens, daß er mit ihnen gestorben war. Er hatte nichts widerrufen, hatte keinen Priester an sein Bett kommen lassen, hatte keinen Brief an den Frankfurter Senat dictirt, Wolfgang Menzel nicht deshalb geschont, weil dieser ihn einmal gelobt, Heine nicht deshalb geduldet, weil dieser sich nach ihm gebildet hatte, er nahm weder seine Pariser Briefe noch seine Satyre auf die Schnelligkeit der Thurn- und Taxis'schen Gilwägen zurück, weder den Narren im weißen Schwan, noch einen Paragraphen seines politischen Glaubensbekenntnisses, es wurde nichts bekannt von Pensionen, die er bezogen hätte, im Gegentheil erfuhr man, daß er seiner Liebe zur Freiheit die uneigennützigsten Opfer zu bringen pflegte — da konnte man die Bewunderung nicht mehr zurückhalten. Unsere Zeit, sagte man, so schwach — und doch sollte Einer so stark gewesen sein?

Und das also die einzige Art, wie man sich mit euch versöhnen kann! Fest bleiben im Unglück, das diese Welt über uns verhängt, nicht weichen links oder rechts vor dem Roth, mit dem man beworfen wird, lächelnd durch eure Irthümer und Täuschungen, eure Schwäche und euren Eigensinn hindurchgehen; darüber erstaunt man in einem Zeitalter, wo selbst ein Talleyrand so schwach wurde, in der letzten Stunde dem Papst sein Leben abzubitten. Soll man an dieser Versöhnung, mit der seit Börne's Tod sein Name genannt wird, Freude haben? Soll man sagen: Die Menschen

sind einmal so, daß sie nur durch ein Schauspiel erschüttert werden können? Oder soll man noch Vertrauen zu unserer Zeit schöpfen und denken: Es liegt noch etwas Edles in den Gemüthern verborgen, der Quell der Tugend ist nicht ganz verstopft und es ist immerhin möglich, daß Staatsmänner über das, was sie am Tage Böses wirken, des Nachts Thränen vergießen? Ich gestehe — hier verläßt mich die Kenntniß meiner Zeit und ich begnüge mich mit dem an sich erfreulichen Resultat, daß Börne's Charakter jetzt nicht mehr dem Mißverständnisse so ausgesetzt ist, wie zu seinen Lebzeiten, daß sich die Urtheile über ihn auffallend berichtigt haben und dem Menschen in ihm schon dieselbe Genugthuung widerfährt, die der Schriftsteller Börne, der witzige, sinnreiche Kopf, der geschmackvolle Stylist und scharfsinnige Kritiker ohne Widerrede gefunden hatte.

Eine Rettung in der Art, wie sie Lessing von Horaz und minder bedeutenden Namen schrieb, würde bei Börne nun nicht mehr nöthig sein. Sein Leben hat Aehnlichkeit mit einigen Charakteren der französischen Revolution, von denen mancher durch den in Verlauf der Zeit sich mildernden Geist der Beurtheilung aus einem Ungeheuer sich allmählig in einen Biedermann verwandelt hat, den nur die fürchterlich beengenden Umstände der Revolution zu Handlungen zwangen, die seinem Naturell ganz fremd waren. Börne beschäftigte sich mit Betrachtungen über die französische Revolution; es war seine Absicht, einzelne Charaktere derselben durch den Pragmatismus der damaligen Begebenheiten zu erklären und in der Möglichkeit, ja Nothwendigkeit ihrer extremen Handlungen zu entwickeln. Der sittliche Leumund, der dem Privatcharakter einiger dieser Männer nachtönte, bestimmte ihn, ihr Wirken genauer zu prüfen. Da zog ihn in der That Alles an, was man über Robespierre's häusliches Leben erfahren hat, die Armuth, worin Danton's Gegner starb, die Einfachheit seiner Lebensweise, ja, um noch eins zu nennen, was für Börne's Seelenleben bezeichnend ist, die Kunde von Robespierre's Hypochondrie und Schüchternheit im Umgang. Der Menschenhaß, den man bei diesem schrecklichen Namen gewöhnlich als die Ursache seiner Grausamkeit

anzunehmen pflegt, schien Börne eher ein Unglück, als eine Leidenschaft zu sein. Je mehr er in Erfahrung brachte, daß Robespierre im Leben linksch war, nicht reden konnte, sparsam lebte, an Hypochondrie litt, in einem kleinen Hause still und traulich bei seiner Schwester wohnte, endlich für Geld und Sinnlichkeit unempfänglich war, desto gerechtfertigter wurde ihm die historische Erscheinung und die furchtbare Stellung desselben in der Geschichte.

Das Leben Börne's ist, abgesehen von dem persönlichen Interesse, das daran die Neugier nehmen kann, noch in manchen Beziehungen merkwürdig. Angedeutet ist schon, wie uns dasselbe die Stellung des Genies und des Charakters zu unserer Zeit vergegenwärtigt. Auch in Börne's Stellung zur Literatur, wie sich diese allmählig ergeben hat, liegen Gedankenreihen, die man an ihn zuerst anknüpfen muß. Außer dem denkwürdigen Einflusse, den Börne auf die politische Bildung des deutschen Volkes hatte, gewann er, da er diesen Einfluß in geistreicher Form und Sprache geltend machte, noch im Besondern zur Literatur eine Stellung, die, man kann wol sagen, epochemachend gewesen ist. Es war aber die harmloseste Art, wie Börne zur Literatur kam, die unbewußteste. Bisher sind wir gewohnt gewesen, daß Beamte oder Gelehrte in ihren Mußestunden in die Leier griffen und das Lob der Frauen, des Frühlings, des Weines sangen; junge Studenten dichteten Dramen, veräumten, sich die Antworten einzulernen, die sie einst in den Staatsprüfungen zu geben hatten, und erwählten den Dichter- und Schriftstellerberuf als einen ausschließlichen, indem sie Zeitungen, Almanache, literarische Genossenschaften begründeten. Alle hatten sie von Goethe herab bis zum gewöhnlichsten Taschenbuchsnovellisten ein bestimmtes ästhetisches Ziel, das nur in den bisher der Literatur abgesteckten Grenzen lag. Seit den Befreiungskriegen dagegen traten Männer auf, die, ohne speciell für die Literatur als solche zu schreiben, doch tiefe Furchen in den Principien derselben zogen und jedenfalls ihre Grenzen erweiterten, Arndt z. B. Görres, Steffens und Andere. Doch zogen sie sich meist auf die Geschichte oder Philosophie oder sonstige wissenschaftliche Einzelgebiete zurück oder besaßen in Styl

und Vortrag nicht jene Saatkeime, die in eine neue Epoche für die Literatur aufschießen konnten. Börne gelang es, ohne es zu wollen, ein neuer deutscher Classiker zu werden. Dasjenige, woran er am wenigsten gedacht, das fiel ihm am ersten zu. Er beurtheilte die Dichter, die Schauspieler, die Philosophen, die Publicisten seiner Zeit, schrieb Satyren aus äußern Zwecken, trieb die schöne Literatur nur, um die Politik in ein erlaubtes Gewand zu hüllen, sprach von Schiller und Goethe, denkend dabei an Montesquieu und Metternich, schrieb fast immer nur auf äußere Veranlassung, getrieben durch eine herausfordernde Gelegenheit — und doch ist aus diesem Zufälligen etwas Nothwendiges geworden, die Zusammenstellung seiner vereinzeltten Thätigkeit machte Epoche, er wirkte nicht bloß auf Minister und Landstände, wie fast allein sein Wille zu sein schien, sondern auf den Verlauf unserer Literaturentwicklung, auf unsere Dichter, unsere Stylisten.

Wäre Lessing trotz seines Protestes nicht noch Dichter gewesen, so würde die Art, wie sich dieser zur Literatur seiner Zeit anregend und umwälzend verhielt, mit der, wie Börne auf die unsrige wirkte, zusammentreffen. Nicht einmal die Stoffe, die sie behandelten, sind durchaus verschieden. Börne wie Lessing, beide waren bei ihren kritischen Abhandlungen vom Stoff beherrscht; dieser verflüchtigte sich vielleicht zuerst und ging mit dem Augenblick verloren, während die Form blieb und die Thätigkeit der Andern befruchtete. Lessing's Dramaturgie war längst vergessenen französischen Dramen gewidmet, deren steife Regelrichtigkeit er der Natur gegenüber erröthen machte; die Stücke und Verfasser interessieren uns jetzt nur wenig; aber die Behandlungsweise Lessing's hat sich erhalten. So wird man auch von Börne mit Vergnügen seine Theaterkritiken in der Wage lesen, die er nur zum Theil in seine „Gesammelte Schriften“ aufnahm; sie sind alle würdig, erhalten zu werden*); denn wenn auch die Herren Heigel, Otto, Urspruch, die Damen Busch, Pazkowska vergessen sind, so ist doch die Art, wie Börne die flüchtigen

*) Band V. der Stuttgarter dritten Auflage enthält eine Nachlese

Leistungen derselben fixirte, so fein, wichtig und mustergebend, daß sich die Belege derselben dauernd erhalten werden. Bedeutende Genien sind in ihren Schöpfungen harmlos, und was wir an ihnen am meisten bewundern, das schenkte ihnen vielleicht der Zufall im Spiele.

Das Leben Börne's ist nicht reich an überraschenden Motiven. Man würde kein Melodram daraus machen können; weit eher eine Idylle. Er bedurfte der Einsamkeit, um seinen Träumen über das Wohl des Vaterlandes nachzuhängen, er bedurfte des Umgangs weniger Menschen, weil ein Mann, dessen Leben nach Innen gerichtet ist, nicht mit vollen Händen Anregungen austreuen, noch weniger zu viel Eindrücke in sich aufnehmen kann. Es wird sich ein reiches Seelenleben in dem nachfolgenden Gemälde vor uns ausbreiten; aber grelle Tinten, überraschende Schlagschatten erwarte man nicht. Das Meiste, was Börne persönlich erlebte, kam von ihm selbst; von Außen her empfing er nur jene Eindrücke der Zeit, die in ihm Gemüthssumwälzungen und Gedankendurchbrüche schufen, die von einer seelischen Tragödie in seinem Leben sprechen lassen. Ein Zeitungsartikel, der ihm eine längst gefürchtete Nachricht bestätigte oder die Kunde eines irgendwo ausgebrochenen unverhofften Ereignisses gab, konnte ihn in die lebhafteste Aufregung bringen und ihn in Stimmungen versetzen, die Andere nur kennen, wenn sich das Schicksal mit Gunst und Ungunst ihren persönlichen materiellen Interessen nähert. Um Börne's Leben zu erschöpfen, müßte man die Zeitgeschichte von dem Augenblick an, wo ihm das Verständniß derselben als Jüngling aufging, bis zur Ueberantwortung der Juli-Revolution an die Stock-Jobbercy der Börse wiedererzählen; ja man müßte sie nicht blos so darstellen, wie sie jetzt allmählig ziemlich aufgeklärt vor uns liegt, sondern so trüb und verworren, wie sie sich im Augenblick darstellte, wo auf eine sichere Nachricht noch hundert falsche Gerüchte kamen, von denen jedes in anderer Art die Nerven eines Gemüths erschütterte, das mit seinen geheimsten Fäden an das Geflecht der Geschichte angesponnen schien, immer dabei nach dem Glück oder Segen fragend, der aus den Ereignissen der Menschheit dem Vaterlande erwachsen würde.

Allgemeine Andeutungen müssen hier den Biographen von der Unmöglichkeit, das Einzelne richtig und erschöpfend zu treffen, loskaufen. Sinnige Leser werden durch ein empfängliches Studium der Schriften Börne's die Züge, die sich angeeignet, ergänzen. Denn Börne mag in diesen behandeln, welchen Gegenstand er will, immer spiegelt sich in der krystallinen Klarheit seiner Darstellung seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein eignes für Freud und Leid der Geschichte empfängliches Gemüth. Diese Empfänglichkeit für die Interessen der Außenwelt, welche sich in der Stimmung seiner größern oder kleinern Aufsätze leicht erkennen läßt, giebt seinen Schriften auch den Werth, daß sie als gleichzeitige Quelle wenn nicht für eine Geschichte der Ereignisse, doch für eine Geschichte der öffentlichen Meinung benutzt werden können.

Ludwig Börne wurde als Löb Baruch den 22. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren. Diese Abstammung Börne's ist für seine spätere Geistesbildung zu entscheidend gewesen, als daß wir uns über sie nicht gleich an der Schwelle seines Lebens verständigen sollten. Börne war Jude. Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um seine angeblichen Verirrungen zu erklären oder sie damit zu entschuldigen. Die Einen, die Germanischen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eichen der altdeutschen Urwälder abstammen vorgeben, haben darum Börne nie recht an sich herankommen lassen, haben sich seines Geistes, seiner Gesinnungen erwehrt, selbst wenn diese, wie früher z. B. bei Görres, mit der Tendenz des Herausgebers der Wage im Allgemeinen übereinstimmten. Die Andern haben gerade den verbissenen Groll eines nicht emancipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützig Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichste, was man nur im Durchschnitt vom jüdischen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's, ob er gleich Christ geworden, zurück-

zuleiten gesucht und ihm jene Lieblosigkeit, jenen zerlegenden Verstand angedichtet, den man für das Erbtheil der Juden ausgiebt. Die Wahrheit ist die, daß allerdings die jüdische Abstammung auf Börne's Sinnes- und Denkweise von Einfluß war, daß sie ihm aber auch um so mehr den Beruf gab, aus dem tiefsten Bedürfniß derselben für Einige, für die Freiheit Aller zu wirken.

Es ist wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, den einst die Frankfurter Polizei in seinen Paß schrieb, gekränkt und gestachelt hätte, sich dafür zu rächen. Woran hat er sich gerächt? Nicht an etwas, das er, um seinen Zorn zu fühlen, erfand, sondern an dem Zusammenhang jener thatsächlichen politischen Zustände, die es mit sich bringen, daß wir die Leibeigenen unserer Herrscher und die Juden wieder die Leibeigenen unserer Herrschaft sind. Als ihm die Dinge und Menschen klar wurden, fand er, daß dieser Juif de Francfort nicht allein stand, sondern daß eine und dieselbe Kette, die den Juden in Abhängigkeit hielt, ihre Fortsetzung auch in die größten und kleinsten Kreise der christlichen Existenz hatte. Das Eine verschmolz ihm mit dem Andern; es führte Alles zurück auf dieselbe Quelle.

So wie die Lage der Juden in Deutschland war und ja theilweise noch ist, muß es ein unseliges Gefühl sein, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat seine Grenze. Denn was der christliche Knabe nicht durch sein eigenes unschuldiges Herz zu hassen und zu verspotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott seiner Eltern. Eingepfercht in häusliche Gewohnheiten, religiöse Sitten, für die dem jüdischen Knaben das Verständniß abgeht oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die seinen Geist mit christlichen Stoffen schwängert, über ihn kommt, ausgeschlossen von den Bahnen, die christliche Gespielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einschlagen, gefesselt an eine Gesellschaft, die in ihrer Abgeschlossenheit in grelle Einseitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verstand bald durchschaut, ausgesetzt endlich den zahllosen Gehässigkeiten, die sich die Christen im bürgerlichen Verkehr, in der Gesellschaft, in localen Beziehungen gegen die Juden erlauben — das muß

tief in ein edleres Gemüth einschneiden und Wunden hinterlassen, die, da der Zustand der Juden sich immer noch nicht bessern will, so leicht nicht vernarben können. Der jüdische Kaufmann zerstreut sich vielleicht durch den glücklichen Erfolg seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die Vereinsamung mit seinem Schmerz angewiesen. Hat er die Jugend mit den Nadelstichen für seinen Ehrgeiz hinter sich, so ist ihm bald die Zukunft versperrt. Er hat die Früchte der Wissenschaft und Kunst brechen gelernt so wie wir, aber er darf sie nicht genießen. Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte sie hat, und doch bleibt er ausgeschlossen von einer Wirksamkeit für das Allgemeine und muß, beschränkt auf seine Glaubensgenossen, eine Bitterkeit nähren, die seinem versöhnlichen Herzen sonst vielleicht fremd geblieben wäre.

Börne war noch unglücklicher, als gewöhnlich ein Jude es ist; er war ein Jude in Frankfurt am Main. Ueberall pflegt doch wenigstens die Bildung den Juden für den Umgang in der Gesellschaft zu emancipiren; in Berlin und Wien findet unter diesen Umständen kein Unterschied mehr zwischen den Bekennern beider Religionen Statt. Aber in Frankfurt ist die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn selbst in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unternehmende Charakter des dortigen Handels bindend zwischen zwei Bereiche, die sich allerdings für die Gesellschaft auch dort ausschließen. Aber in Frankfurt ist der Judenhaß bei den Christen eine aus den ältesten Zeiten überkommene „Umgangstugend“, eine Art fashionabler Sitte, von der sich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausschließt: selbst Bettina verräth in ihrem Briefwechsel, daß sie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichstädtische Uebermuth erprobte seine Kraft von je an der Hülflosigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der „Schutzbürger“ versinnlichten, sondern noch eine Menge von

Sitten und Rechten, die, da sie gesetzlich nicht aufgehoben sind, jeder Christ gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn sie durch die fortschreitende Bildung der Zeit nicht in Vergessenheit gekommen wären. In Börne's Jugendzeit wurden die Juden noch um eine bestimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier, der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengasse, eingeschlossen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften sie nur den Fahr- nicht den Fußweg betreten; das Mach' Mores, Jud! hat Börne selbst auf den Frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garnisonen Mores machen mußte. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen sind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; sogar einige der reichsten Banquiers sind in das christliche Casino aufgenommen; aber sonst dauert die Abneigung und die Trennung fort. Der jüdische Knabe ist in der Sprache der Stadt ein „Juddebub“; die Casinos und die Gesellschaften vermischen sich nicht, die jungen noch so reichen und oft überraschend gebildeten jüdischen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der Patriziergeschlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Concert läßt sich die Begegnung nicht vermeiden; sogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderverliebe und dem „höchsten Wesen“, mag es nun Brahma, Allah, Jehova oder Christus heißen, gewidmet sind, selbst diese schließen sich einander aus und mauern jede nach ihrem eigenen Religionsbekenntnisse. Wenn sich auch hier Manches zur Entschuldigung der Christen sagen ließe und die Absonderung, deswegen, weil die Juden meist wohlhabend sind und immer den Chef von Frankfurt, Rothschild, an ihrer Spitze haben, öfters beinahe wie eine Farce herauskommt, so kann sie doch für ein tieferes Gemüth nicht anders als verlegend wirken. Bei Börne war dies sicher der Fall; wenn ihm auch sein Talent, aus diesem Wust die Philisterei herauszuerkennen, davon eine mehr heitere, als trübsinnige Auffassung gestattete.

Ueberhaupt irrt man, wenn man bei Börne in Betreff seiner jüdischen Herkunft übergroße Empfindsamkeit voraus-

setzt. Da er früh Christ wurde, und noch früher, schon als Knabe von vierzehn Jahren, in christliche Verhältnisse und Lebensweisen eintrat, mag in ihm diese Stimmung allmählig verklungen sein; in der Weise, wie sie sich z. B. in „den trauernden Juden von Babylon“ und dem modernen „Judenschmerz“ ausdrückt, kam sie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu sein, Börne verhielt sich zu den neuern Versuchen für die Judenemancipation weniger emphatisch, als manchem seiner Frankfurter Freunde lieb war. Es störte ihn theils die Einseitigkeit einer solchen Freiheitserklärung, die gleichsam nur für eine Klasse von Menschen erfolgen sollte, während ihm die ganze Menschheit in Fesseln und Banden zu liegen schien; theils kannte er die innere Organisation der jüdischen Gesellschaft zur Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geist der Geldsucht, die rein materielle Richtung der meisten Juden sich mit den Drängern der Menschheit verbinden und sich auf die Masse des Volkes werfen würde. Deshalb wünschte er, daß sich die Rothschilds taufen ließen. Wenn er auch in seinen Briefen dagegen protestirt, daß er die Rothschilds hasse, so entsetzte er sich doch vor der politischen Stellung, welche die vorzugsweise jüdische Börse im modernen Europa einnahm, vor dem Geist der Anleihen und der Papierspeculationen. Mit den Thränen und dem Blut der Völker werden die Course der Staatseffecten gehalten. So viel Mitleid er mit dem armen jüdischen Mann hatte, der durch die Straßen seinen Zwerchsaft trägt und nach den Fenstern der Häuser *Handel!* hinaufruft, so verhaßt war ihm der Vorschub, den die reiche Judenschaft der weltlichen Tyrannei leistet, so widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn diese sich des Umgangs mit der christlichen Aristokratie rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Gesandten tanzen zu sehen. Börne wollte eine aufrichtige Germanisirung des Judenthumes; wenigstens lassen sich die Stellen in seinen Briefen, wo er den Mahnungen, sich der Juden-sache mehr anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm diese Sache keine Frage für sich,

Sondern sie hing ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes, mit der Freiheit der Menschheit zusammen.*)

Börne's Großvater war Finanzagent am ehemaligen Kurfürstl. Cölnischen Hofe und wohnte in Bonn. Wer von ihm erzählt, nennt ihn einen „feinen Mann“, worunter wol ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft, ein rücksichtsvolles Benehmen gegen Vornehme und Niedere, gelernt in der Schule des Hofes, zu verstehen ist. Er soll bei einer Vacanz des kurfürstlichen Stuhles für einen österreichischen Erzherzog sich thätig bewiesen und ihm die Mehrzahl der Wahlstimmen im Capitel zugewandt haben, woraus sich zum Theil die freundlichen Beziehungen desselben und später seines Sohnes zum Wiener Hofe erklären lassen. Maria Theresia bekannte sich ihm für diesen, einem ihrer Söhne geleisteten Dienst verpflichtet und gab ihm die Versicherung, daß er und seine Kinder zu allen Zeiten in Oesterreich jeden Vorschub für ihre Unternehmungen finden würden. Im ererbten Besitze eines solchen Gelöbnisses mußte es Börne's Vater schmerzen, seinen Sohn auf politisch so unpraktischen Wegen wandeln zu sehen, wie derselbe später einschlug. Der Großvater kam öfters nach Frankfurt und beredete mit seinen Söhnen die Ausführung von Aufträgen, die er von seinem Hofe, vom Adel dortiger Gegend empfing. Im Revolutionskriege besorgte er für die belgisch-österreichischen Stände Lieferungen und veranlaßte dadurch, daß auch Börne's Vater wenig an seine häusliche Einrichtung gefesselt blieb, sondern fast immer auf Reisen war. Das Verhältniß des jungen Börne und seiner Geschwister zum Großvater war streng patriarchalisch. Sie waren gelehrt, ihn für einen außerordentlichen Mann zu halten, und standen in ehrerbietiger Entfernung, wenn sie den Gasthof zum weißen Schwanen besuchten, wo der Hofagent einzukehren pflegte. Der junge Börne, schüchtern und seiner Schweigsamkeit wegen von seinen Geschwistern geneckt, hatte sich bei einer solchen Gelegenheit des in der Familie wie ein heiliger Seherauspruch verehrten Wortes vom Groß-

*) Spätere Anmerkung. Eine ziemliche Anzahl Frankfurter Israeliten hat sich seitdem als Franzosen nationalisiren lassen.

vater zu erfreuen: „Laßt mir den Jungen gehen; das giebt noch einmal einen großen Mann!“ Diese Prophezeiung wurde in der Familie nicht selten wiederholt und Börne selbst kam später im vertrauten Kreise nicht ohne Humor darauf zurück.

Börne's Vater war ein strenger, verschlossener Mann. Persönlich selbst gegen seine Eltern im Verhältniß der Abhängigkeit stehend, setzte er ein gleiches auch bei seinen Kindern voraus. Er besaß Weltbildung genug, um die Verhältnisse des Lebens mit Leichtigkeit zu übersehen, und Formen für den Umgang, sich in sie bald hineinzufinden. Er würde mit seinen eigenen Talenten mehr hervorgetreten sein, hätte er sich in einer selbstständigeren Lage befunden. So aber zwang ihn die Beziehung zu seinen Eltern, Ansichten und Pläne zu verfolgen, die seiner eignen Bildung, seinen eignen Wünschen nicht immer entsprachen. Um dem Ehrgeiz seines Vaters zu schmeicheln, bemühte er sich, Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Frankfurt zu werden, eine Ehrenstelle, die nur durch den äußern Schein der strengsten Anhänglichkeit an das jüdische Gesetz erreicht und behauptet werden konnte. Das Vertrauen seiner Glaubensgenossen zeichnete ihn auch in der That auf mannigfache Weise aus. Er wurde ein solcher Vorsteher und Mitglied vieler Ausschüsse, die bei außerordentlichen Gelegenheiten zu Nutz und Frommen der Gemeinde niedergesetzt wurden. Er wurde auch Mitglied jener Botschaft, welche die Frankfurter Juden auf den Wiener Congreß schickten, um ihr Bürgerrecht gegen die Eingriffe der Restauration zu sichern. Ein ihm dafür von der Gemeinde angebotenes Geschenk von 8000 Fl. wies er zurück.*) In seiner Häuslichkeit war Börne's Vater nicht ohne Liebe; aber er hatte den Grundsatz, daß man seine Liebe verbergen müsse: er gab sich den Schein der Strenge, ohne deshalb verhindern zu können, daß sich die Kinder an die Maske gewöhnten, nicht an das, was dahinter steckte. Börne sagte einmal von seinem Vater:

*) Börne's Familie bezieht noch jetzt von der jüdischen Gemeinde in Bonn eine Geldsteuer von nicht viel mehr als jährlich einem Gulden. Sie soll den Dank versinnlichen, den sie für eine vom Großvater geleistete Gefälligkeit ihm und seinen Nachkommen schuldig ist.

„Er hatte zu viel Verstand für seine Stellung“ und schien damit ausdrücken zu wollen, daß er sich den Umständen unterzuordnen pflegte: eine Weltklugheit, die er so gern auch bei seinem Sohne ausgebildet hätte. Es gelang ihm nicht und daher die fortdauernde Spannung zwischen ihnen. Die politischen Grundsätze, für welche Börne später auftrat, hatte sein Vater vielleicht „Verstand genug“, als solche zu billigen, aber er fand es unbesonnen, sie auszusprechen. Ich lese gern, sagte er, was in seinen Schriften steht; aber ich wünschte nicht, daß es mein Sohn geschrieben. Hätte Börne den Empfehlungsbrief von Maria Theresia genommen und wäre damit nach Wien gereist und hätte sich in einem österreichischen Ministerium anstellen lassen, dann würde er gerade dasjenige getroffen haben, was ihn mit seinem Vater hätte ausfühnen können. — Börne's Mutter war eine einfache Frau, die ohne wesentlichen Einfluß auf Börne's Gemüthsentwicklung geblieben ist. Sie war eine überaus schöne Frau, wovon ihr Spuren bis in's hohe Alter blieben. Man sah sie an strengen Wintertagen, als sie schon nahe an die siebzig Jahre war, mit pelzbesetztem Atlastkleide über die Straße gehen. Von seinen Geschwistern liebte er vorzugsweise eine Schwester (Frau Spiro in Frankfurt) und einen zu früh verstorbenen, talentvollen jüngern Bruder. Zwei andere Brüder leben noch gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Jakob Sachs, ein um die Fortschritte der Erziehung in Frankfurt am Main verdienter Pädagog, wurde als junger Mann von dem gerade in Lüttich abwesenden Vater Börne's schriftlich aufgefordert, die Erziehung seiner drei Söhne zu übernehmen und zu dem Ende das in der Judengasse belegene Baruch'sche Haus zu beziehen. Die Bedingung, die Herr Baruch stellte, konnte für den jungen Pädagogen nicht erfreulich sein, es war die strengste Anweisung, seine Erziehung lediglich auf die jüdisch-herkömmliche zu beschränken und auf die gewissenhafteste Beobachtung des Ceremonialgesetzes zu sehen. Die Kinder des Herrn Baruch sollten orthodox erzogen werden. Sie sollten zwar die Bibel nach der schon üblichen Mendelssohn'schen Uebersetzung verdeutschten lernen, zu gleicher Zeit aber auch in den Satzungen des Talmud

heimisch werden und streng befolgen, was dem frommen Juden die Sitte seiner Väter zu thun und zu lassen befiehlt. Der Vater, der sonst für einen aufgeklärten Mann galt, der sich auch in spätern Jahren allmählig von dem Gewissenszwang der Ceremonie lossagte und schon damals, auf seinen vielfachen Reisen wenigstens, sich nicht scheute, die Bequemlichkeit der christlichen Gasthöfe wie ein jeder Andere zu genießen, stellte doch den Grundsatz auf, daß sich für die Jugend Gehorsam unter das Gesetz ziemte. Er wollte, daß die spätere moralische Freiheit seiner Kinder sich wenigstens aus einer positiven Grundlage hervorbilde. Verwandtschaftliche Rücksichten kamen hinzu. Man muß wissen, daß damals die Orthodorie unter den Juden die Regel, die Aufklärung Ausnahme war, daß unter den Juden, ihrer Vermögensverhältnisse wegen, große Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der Großeltern und anderer Verwandte zu herrschen pflegte und Verkehrungssucht denjenigen das Leben sauer machte, die ihre Kinder etwa freier erziehen ließen, als es Tanten und alte reiche Oheime erfahren durften. Bei Börne's Vater kam sogar eine Art philosophischer Maxime den äußern Rücksichten, die er zu nehmen hatte, zu Hülfe. Er war der Mann des „Correcten“. Die Kinder sollten orthodox erzogen werden.

Der neue Lehrer bezog das in der Judengasse belegene Haus des Herrn Baruch. Man weiß, daß alle Juden damals in jener Gasse wohnen mußten, die sich ursprünglich bis zur Einmündung in die Fahrgasse erstreckte, wo jetzt Rothschild wohnt. Ein Brand war mitleidiger als der Senat Frankfurt's, als er einen Theil der finstern Gasse zerstörte, worauf die obdachlosen Juden neues Quartier haben mußten, und nicht mehr in ihren Ghetto zurückkehrten. Vordem aber mußten selbst die reichsten Familien sich in den engen kleinen Häusern behelfen. Das Baruch'sche Haus, winklig, eng, mag jetzt wenige tausend Gulden werth sein; damals, bei überdies größerem Werthe des Geldes, mochte es gut und gern 20,000 gelten. In diesen kleinen Zimmern konnte von Pracht und Geschmack des Ameublements nicht die Rede sein, wenn auch ein gewisser Comfort der Wohlhabenheit nicht fehlte. Börne's Vater hatte die Absicht, nach Bonn zu seinem Vater zu ziehen und kaufte

eine geschmackvolle Einrichtung. Als sich der Plan zerschlug, wurden die Möbel verkauft; in der Judengasse war kein Raum und zu wenig Licht, jene zu zeigen. Nach der Hoffseite war die Wohnung freundlicher. Börne schrieb von Paris den 30. Januar 1832: „Bitten Sie doch den Straus oder sonst Einen, einmal, wenn er durch die Judengasse geht, mein elterliches Haus aufzusuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimer Straße kommt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten Pfosten getrennt werden. Wenn man in die erste Thüre (von der Bornheimer Straße kommend) eintritt, ist rechts am Pfosten die Jahreszahl 1794 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wissen, ob die Inschrift noch leserlich, und ob auch ein Monattag dabei steht? Daran knüpft sich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich sprechen werde.“

Der Lehrer betrat das Haus und glaubte, ihm würde nur über zwei Knaben die Sorge anvertraut werden oder es wäre wenigstens der dritte nicht ein Kind vom Hause. Zwei Knaben waren beständig um die Mutter; einer stand abseits, nahm an dem, womit sich die andern beschäftigten, wenig Theil und schien fremd oder eingeschüchtert zu sein. Ist das ein angenommenes Kind? fragte der Lehrer bei einem vorläufigen Besuche. Die Mutter lachte und bemerkte, es wäre ihr zweiter Sohn, Löb. Er war der Gestalt nach unansehnlicher als die beiden andern Brüder; ein Flecken auf dem Auge gab seinem Blick etwas Unsicheres und Abgewandtes. Bald entdeckte der Lehrer, daß sich der Knabe nicht ganz aus freiem Antriebe so zurückgezogen hielt: er fand, daß er dem Herzen der Mutter zwar nicht fremd war, daß aber ein regierender Hausgeist es gern zur Entfremdung gebracht hätte. In jüdischen Familien fand man vor etwa dreißig Jahren, und auch wol oft noch jetzt einen ältern weiblichen Diensthoten, der von einer Generation zur andern hinüber vererbt wird und eine Herrschaft im Hause führt, der sich oft die Brotherren selbst nicht zu widersetzen wagen. Diese alten Rebeden,

Rachel, Rosinen, Täubchen u. s. w. haben schon die Eltern auf dem Schooß getragen, um so größer ist ihre Macht über die Kinder und die Enkel. Sie lenken die Ordnung des Hauses, sie passen dem übrigen Gesinde auf den Dienst, sie wachen, daß bei der Zubereitung und Auswahl der Speisen nichts dem Gesetz Zuwiderlaufendes vorkommt. Sie sorgen dafür, daß sich die Kinder den religiösen Vorschriften in keinem Falle entziehen und nehmen die Angebereien an, wenn eines das andere verklagt, daß sich Isaaß am Sabbath den Rock gebürstet, Nathan von einer unerlaubten Speise gegessen oder an einem Fasttage heimlich genascht hätte. Ein solcher streng und eigenmächtig waltender Hausgeist war in der Baruch'schen Familie die alte Elle. Sie hatte wenig Neigung für den mittleren, minder hübschen und verschlossenen Knaben und ließ es ihn entgelten. Gab es eine Mäscherei, so wurde sie in ungleiche Theile zerlegt; Löb bekam den schlechteren. War eine Unordnung vorgekommen, wer konnte die Ursache anders gewesen sein, als Löb? Sie verfolgte ihn mit einer Abneigung, die sich selbst der Mutter hätte mittheilen können, (der Vater war meist immer auf Reisen) wenn nicht glücklicherweise der neue Lehrer dazwischen getreten wäre und den Knaben mit seinen Brüdern in gleiche Rechte eingesetzt hätte.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese eigenthümliche Stellung, die Börne als Kind in seinem elterlichen Hause hatte, besonders die ungerechte und hartherzige Verfolgung der alten Elle zur Entwicklung seines spätern Charakters beigetragen hat. Indem er sich zurückgesetzt fühlte, lockerte sich das Band, das ihn an seine Umgebungen fesselte. Eine gewisse Gleichgültigkeit beschlich sein Gemüth, er wurde minder reizbar für Freud und Leid und gewöhnte sich, fremde Interessen mit einer Ruhe zu beobachten, die man ihm oft in spätern Jahren mit großem Unrecht als Herzlosigkeit ausgelegt hat. Zu gleicher Zeit fing der Knabe schon früh an, sich gegen die Unbill namentlich der alten Elle mit den Waffen der Satyre zu vertheidigen. Da er ohnehin in seinen glücklichen Geistesgaben bald von seinem Lehrer anerkannt und nach Verdienst bevorzugt wurde, gab er so muthige Antworten, daß er die ihm feindlichen Elemente des Hauses zum Lachen zwang und

dadurch allmählig mit sich aussöhnte. Die Mutter, der der Witz und der Verstand des Knaben schmeichelte, bezeichnete ihn mit dem ihm von der Elte gegebenen Namen Katev (Witzbold), mit dem er später im Hause gerufen wurde. Besonders mußte, je älter der Knabe wurde, die Elte seine Satyre erfahren. Sie suchte zwar seine Ausfälle zu erwidern, aber er blieb keine Antwort schuldig und griff zuletzt nicht selten zur Malice. Sie sagte ihm einmal: „Wirßt du Rabbi, so läßt sich die ganze Gemeinde taufen.“ „Nun,“ antwortete er, „so bleib' ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (sie hatte zwei und sorgte ängstlich für deren Wohl) ihren Handel.“ „Du kommst gewiß in die Hölle;“ sagte sie ihm ein andermal. „Das thut mir leid,“ entgegnete er, „so hab' ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor dir.“

Ungeachtet der Lehrer Alles aufbot, zwischen seinen drei Zöglingen jeden Unterschied der Bevorzugung aufzuheben, so gelang es ihm doch nicht, dem Knaben die Neigung zum Isoliren und Entferntstehen, die einmal in ihm vorherrschte, zu nehmen. Ungern schloß er sich den anderen Knaben an; selten, daß er Theil an ihrem Spiel nahm. Er hatte keinen Sinn dafür; kaum, daß man ihn bewegen konnte, auf der Pfingstweide vor den Thoren Frankfurts so wie andere Knaben seinen Drachen steigen zu lassen. Er wurde des Spiels bald überdrüssig und begnügte sich, zuzusehen oder sich mit seinem Lehrer zu unterhalten. Seine Witzbegierde und Aufmerksamkeit waren musterhaft. Eben so glücklich war sein Auffassen; doch ging die geistige Selbstthätigkeit langsam von Statten; dafür hastete das einmal Erfasste desto dauernder und diente dazu, seine Denkkraft zu stärken. Sein Lehrer konnte früh abnehmen, daß unter den drei Brüdern der mittlere den meisten Beruf zum Gelehrten haben würde.

Bei dieser Wahrnehmung mußte es Jakob Sachs um so schmerzlicher sein, daß der Vater den Umfang seines Unterrichts nur auf den Bereich des jüdischen Wissens ausgedehnt haben wollte. Man denke sich einen Erzieher, der mit Eifer für die damals namentlich von Berlin ausgehende Idee einer Reformation des Judenthums auf dem Wege der Jugendbildung schwärmte, der, selbst noch jung, gern Ge-

legenheit gehabt hätte, durch die Verpflichtung, in den Real-
fächern zu unterrichten, sich selbst zur weitem Ausbildung
gespornet zu sehen, denke sich einen Erzieher, der im Grunde
seines Herzens an der talmudischen Gelehrsamkeit und dem
Ceremonialgottesdienst einen Ueberdruß hatte: wie mußte er
bei den ewigen Vorschriften des Vaters leiden: Ueberschreiten
Sie die traditionelle Erziehung nicht! Die Kinder erhielten
von einem Lehrer, der in's Haus kam, mangelhaften Unter-
richt im Deutschen; der Hauslehrer mußte dagegen Hebräisch
mit ihnen treiben. So viel als möglich suchte er auch hier
dem neuen Geiste der Zeit zu huldigen. Er las mit seinen
Zöglingen Stücke aus dem hebräischen Kinderfreund, dem
Aftaljon von Wolffson (dem Lehrer Michael-Wilhelm- und
Meyer-Beer's). Er erklärte ihnen nach Friedländer das jü-
dische Gebetbuch und ließ sie die wichtigsten Stücke desselben
auswendig lernen. Er begleitete sie in die Synagoge, die
von den Kindern Morgens und Abends besucht werden mußte.

Alle diese Unterweisungen und religiösen Anleitungen
nahm der junge Börne nur mechanisch auf. Möglich, daß
seine Klugheit bald dem Lehrer abmerkte, mit welchem Wider-
willen dieser die Zeit auf unnütze, später doch der Vergessen-
heit anheim fallende Dinge vergeudet sah, während er lieber,
auch zu seiner eigenen Anregung, in Geographie, Arithmetik,
in deutscher Sprache und Grammatik seine Zöglinge unter-
richtet hätte. Die Lectüre der religiösen Schriften der Juden
ließ den Knaben eben so kalt, wie der Besuch der Synagoge.
Alles, was an den Gebeten der Juden eine poetische Färbung
trug, gefiel ihm; Anderes kam ihm eher lächerlich, als erbau-
lich vor. Es gefiel ihm, daß man betete für die Wiederher-
stellung des Tempels und die Rückkehr der Juden in ihr
Vaterland; es mißfiel ihm aber, daß auch die Opfer wieder
hergestellt werden sollten. Die Wendung, die ihm geläufig
war: Das ist dumm! kam hier oft vor. Und viele reli-
giöse Vorschriften und Gebote, z. B. das Gebot: Halte rich-
tiges Maß und Gewicht im Mäßen und Trocknen! schienen
sich ihm von selbst zu verstehen. Mit einem Wort, das ganze
Wesen seines Glaubens und Volkes sprach ihn nicht an.

Obgleich der Knabe von Ehrfurcht vor den Büchern des

Alten Bundes durchdrungen war und in ihnen eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu sehen gelernt hatte, so regten sich doch bei seinem zur Reflexion geneigten Verstande schon frühe manche Zweifel. Schiller's Sendung Moses fiel ihm in die Hände. Er fand hier, daß der Erzählung von dem großen Gesetzgeber seines Volkes alles Mythische und Wunderbare genommen war, und erstaunte darüber um so mehr, als ihn sein Lehrer bedeutet hatte, daß sich die Christen zum Alten Testament mit demselben Respect verhielten, wie die Juden. Auch die jüdischen Briefe des Marquis d'Argens kamen ihm in einer deutschen Uebersetzung zur Hand. Diese waren gefährlich. Der Lehrer nahm sie ihm fort, ehe sich der Knabe noch über sie ein anderes Urtheil gebildet hatte, als daß er seine Verwunderung ausdrückte, wie ein Christ zu so viel hebräischer Gelehrsamkeit gekommen wäre! Bei alledem mußte er die Vorschriften des Gesetzes beobachten, durfte nie Brot essen, ohne sich die Hände gewaschen zu haben, und begann auch schon an den Fasttagen Theil zu nehmen. Ein alter Geistlicher, Rabbi Joseph, kam wöchentlich in's Haus, um in religiösen Dingen nach dem Rechten zu sehen, eigentlich aber wol nur, da er beschränkt war, um sich sein Moses zu holen.

Der Lehrer gab sich alle Mühe, die aufstrebende Zweifelsucht des Knaben niederzuhalten; besonders aber suchte er ihn von einer bitteren Beurtheilung des Verhältnisses der Juden zu den Christen abzubringen. Vergebens. Der Knabe grübelte fortwährend über die schimpfliche Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen und bedrängte seinen Lehrer mit Fragen, auf welche sich nur seufzende Antworten geben ließen. Der Lehrer sagte ihm: Siehst du nicht, auch die Katholiken sind in Frankfurt zurückgesetzt und können sich nicht der gleichen Rechte mit den Protestanten rühmen? Börne fand dies noch um so auffallender, als ja der Kaiser selbst katholisch wäre. „Kaum,“ bemerkte er, „haben sie Den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt und wollte er hier bleiben und in Frankfurt ansässig werden, könnte er ja nicht einmal Thorschreiber werden!“

Das erste Mal, wo er mit seinem Lehrer auf die Lage

der Juden zu sprechen kam, war bei einem Spaziergange um die Thore Frankfurts. Es regnete stark und der Fahrweg war fast unwegsam. Wir wollen hinüber gehen in den Fußweg, sagte Börne zu seinem Lehrer. Weißt du nicht, antwortete dieser, daß uns der Fußweg verboten ist?! Die Antwort des Knaben, die hierauf erfolgte: Es sieht's ja niemand! nahm der Lehrer zum Anlaß moralischer Beherzigungen und sprach von der Heiligkeit des Gesetzes. „Ein dummes Gesetz!“ fiel der Knabe ein; „wenn es nun dem Bürgermeister beikäme, daß wir Winters kein Feuer machen dürften, würden wir da nicht erfrieren?“ Als einige fremde jüdische Bettelknaben von vorübergehenden Christenknaben mit Roth beworfen wurden, wunderte er sich erst, wie man darauf käme, das Wort *Jude* als Schimpfname zu brauchen, und sagte dann: „Sie lehren mich immer, die Christen hielten auch etwas auf's Alte Testament; aber steht denn nicht im Alten Testamente: Du sollst den Fremden nicht kränken; denn einst warst du auch ein Fremder im Lande Aegypten?“

Obgleich der Lehrer die Wahrheit dieser Aeußerungen mitfühlte, hütete er sich doch, die Erbitterung des Knaben zu nähren und war unermüdtlich, ihm Beispiele der Toleranz zu erzählen, ihm die Gesinnungen besserer Christen seiner Bekanntschaft zu schildern. Aber auf Schritt und Tritt begegneten sie immer wieder einer neuen Beleidigung der im Juden nicht geachteten Menschenwürde. Wurden öffentliche Belustigungen vor dem Thore angesagt, kein Jude durfte hinaus. Blanchard stieg zum ersten Male in Frankfurt mit seinem Luftballon in die Höhe, die Juden durften den Segler nur aus ihrem Quartier verfolgen. Reisten hohe Herrschaften durch die Stadt und wurden mit Festlichkeiten geehrt, so schloß man die Juden in ihrer Gasse ab oder fing sie auf, wie bei der Krönung Leopold's I., wo die angesehensten Mitglieder der jüdischen Gemeinde auf der Straße arretirt und in die Hauptwache gebracht wurden. Die meisten Gasthäuser waren ihnen untersagt. Auf dem jetzt eingegangenen Schneidwall, im Kopf, auf dem Römerberg an der Seite des Römers, in der Allee durfte sich kein Jude be-

treffen lassen; man hatte den Grundsatz: „wo ein grüner Raum, kein Jude!“ Jeden Sonntag, um vier Uhr Nachmittags, wurden die Thore der Judengasse verschlossen, und nur derjenige wurde aus- und eingelassen, der einen Brief zur Post oder ein Recept in die Apotheke trug. Wache stand am Thore und finster sagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe bloß nicht hinaus, weil der Soldat da stärker ist, als ich!“ Und doch konnte sich der Knabe, der schon frühe Hang zur Wohlthätigkeit zeigte, entschließen, als er von zwei Bettelknaben, einem jüdischen und einem christlichen, angesprochen wurde, sein Almosen dem letztern zu geben. Warum giebst du deinem Volk nicht den Vorzug? fragte der Lehrer, verwundert und fast unwillig. Haben wir nicht gestern, antwortete der Knabe, Sprüche Salomonis gelesen, du sollst glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln? Der Lehrer war so gewissenhaft, daß er dies schöne Gefühl deshalb nicht aufkommen ließ, „weil es auf einer irrthümlichen Voraussetzung beruhe“, „der, daß die Christen die Feinde der Juden seien. So bekam Börne eine Richtung, die verbissenen rückhaltigen Gefühle des Großen zu unterdrücken, eine Richtung, die ihn in seinem spätern Leben auch in solchem Grade beherrscht hat, daß er von dem ingrimmigen Gefühl der Rache frei war und die Lage der Juden nach Vernunftgrundsätzen, nicht aus einem verletzten Ehrgefühl betrachtete. Sein Witz war ihm schon früh ein Hülfsmittel, sich aus widerwärtigen Stimmungen zu befreien. Als ihm der Lehrer erzählte, daß aus der Gefangenschaft in Babylon nur 40,000 Juden wieder nach Palästina zurückgekehrt wären, sagte er: „Wenn wir wieder nach Palästina zurück dürfen, gehen die französischen Juden gewiß nicht hin; die Frankfurter ganz gewiß.“

Die gleichzeitigen Vorgänge der französischen Revolution blieben zwar in ihren idealen Momenten dem Knaben unverständlich; aber einige Begriffe wurden ihm doch um so mehr klar, als sein Lehrer bekennt, mit vielen andern jungen Leuten von den schönen Hoffnungen, die man damals an die Erklärung der Menschenrechte knüpfte, für sein Theil selbst mit fortgerissen gewesen zu sein. Die jungen Leute bildeten

in der Frankfurter Judengasse einen Club, in welchem sie Ansichten und Neuigkeiten austauschten. Man nannte die Theilnehmer, um sie rasch weg mit einem Wort bezeichnen zu können, Jakobiner. Der Lehrer Börne's nahm die Kinder mit in diesen Club. Während seine Brüder mit andern Knaben spielten, hörte Börne zuweilen den Erörterungen der jungen Freiheitsfreunde zu. Die häufige Erwähnung des Adels bestimmte ihn, seinen Lehrer nach der Bedeutung dieses Ausdrucks zu fragen. Die Erklärung eines gegen unser natürliches Gefühl sich richtenden Instituts war ohne bitter zu werden nicht leicht. Gleich die erste Voraussetzung, daß ein Sohn von den Vorzügen seines Vaters auch für sich eine Auszeichnung in der Gesellschaft ansprechen dürfte, prallte an dem gesunden Verstande des Knaben ab. Die natürliche Belehrung, daß dafür der Adelige auch mehr Sorge zu tragen hätte, seine Kinder des Adels würdig zu erziehen, beschwichtigte ihn nur für einige Zeit. Er wollte den Adel nicht gelten lassen. In seinem zwölften, dreizehnten Jahre ließ er sich von seinem Lehrer über nichts mehr, was ihm unklar war, obenhin beschwichtigen. Er hatte die Art, oft Tage lang über eine ihm gegebene Antwort und Bedeutung zu schweigen und dann plötzlich, wenn der Lehrer längst den Gegenstand vergessen glaubte, mit seinen Bedenken hervorzubrechen. Der Schmerz, den man allgemein über die Hinrichtung Ludwig XVI. aussprach, theilte sich ihm selbst mit; er begriff nicht, auf der einen Seite wie man tugendhaft und so unglücklich sein könne, auf der andern, wie sich die große Idee der Freiheit von einem ganzen Volke so mißbrauchen ließe. Die Lösung dieser beiden Widersprüche gelang Börne erst im gereiftern Alter; wer weiß, ob nicht erst nach der Julirevolution.

Ein selten trügendes Wahrzeichen talentvoller Kinder, die Lesesucht, ergriff auch den Knaben Börne mit solcher Gewalt, daß er sich Stunden lang in ein Buch vertiefen, Essen und Trinken darüber vergessen und seiner Umgebungen nicht gewahr werden konnte. Der Büchervorrath des Vaters und seines Hauslehrers bot wenig Abwechslung dar. Oft las er in einem Werke, das Aphorismen über Staat, Kirche und

vermischte Gegenstände enthielt. Es war aus dem Französischen des Borgne übersetzt. Schröckh's Weltgeschichte, Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges, alte Memoiren wechselten mit Blumauer's travestirter Aeneide, Schubart's, des Patrioten, Gedichten. Dazu kamen alte Jahrgänge der Neuwieder Zeitung, die in den neunziger Jahren wegen ihres Freimuths beliebt war. Seinen eigenen spätern Aeußerungen zufolge las er (vielleicht erst später in Gießen) viel Romane von Lafontaine, die er sich ohne Vorwissen seines Lehrers zu verschaffen mußte. Jeder gedruckte Buchstabe schien ihm lesenswerth, so daß er sich sogar in Bücher vertiefte, die ihm nicht das geringste Interesse gewähren konnten.

Auf den Unterricht seiner Kinder verwandte Herr Baruch viel Sorgfalt. Da er sie nun fest glaubte in der Kenntniß des Hebräischen und der Religion, so räumte er auch eine weitere Ausbildung in Sprachen und Realwissenschaften ein. Ein Hauptgegenstand des Unterrichts war die deutsche Sprache. Obgleich die Kinder keinen Umgang mit gewöhnlichen Judenknaben und keine Gelegenheit hatten, sich ein fehlerhaftes Gewältsch in der Sprache anzugewöhnen, so bot doch selbst das eigene Haus nicht die sicherste Sprachschule dar und der Hauslehrer selbst gesteht, über die grammatischen Gründe und Regeln der deutschen Sprache damals nicht taktfest gewesen zu sein. Wie daher Sachs seinen Unterricht dazu benutzte, sich selbst noch auszubilden und mit seinen Jünglingen zu lernen, so bot auch der Unterricht in der deutschen Sprache um so größere Schwierigkeiten, als sich der Lehrer in der Auswahl einer passenden Grammatik vergriff und dem Unterrichte sogleich die philosophische Sprachlehre Adelung's zum Grunde legte. So dunkel und abstract nun auch die einzelnen Paragraphen derselben waren, so sehr sich auch der Lehrer selbst Mühe geben mußte, sie immer zu begreifen; der junge Schüler ließ sich diese Mühe nicht verdrießen, sondern dachte sich langsam, aber gründlich und bewußt in die Schwierigkeiten dieses übel gewählten Leitfadens hinein. Früh war bei ihm eine Anlage zu eigenthümlicher Ausdrucksweise bemerkbar; aber in der grammatisch-orthographischen Regelrichtigkeit blieb der Jüngling zurück. Der Hauslehrer räumt ein,

daß Börne die Grundlage der Grammatik erst bei seinem spätern Gießner Lehrer Dr. Schapper legte. Börne's erste schriftstellerischen Versuche scheinen mir in den Stylwendungen ängstlich. Wenigstens ist so viel wahr, daß die frühesten Manuscripte Börne's mit einer etwas unsichern Orthographie geschrieben sind.

Für die Erziehung und den Unterricht ihrer Jugend hatte damals die jüdische Gemeinde in Frankfurt noch wenig gethan. Nur zwei Lehrer gab es, welche die Häuser der reicheren Juden besuchten und nicht dem immer dringender werdenden Bedürfnisse nach Bildung abhelfen konnten. Christliche Lehrer gingen nicht in die Judengasse, um dort zu unterrichten. So fing man denn an, die Knaben den christlichen Lehrern in's Haus zu schicken. Der junge Börne ging zu seinem Schreiblehrer Ernst um so lieber, als er dort mit Toleranz und Schonung behandelt wurde und sich keiner Zurücksetzung gegen christliche Kinder versehen durfte. Als später die Emigrirten in Frankfurt einzogen und sich theilweise durch Lectionen ernähren mußten, boten sich den Juden bessere Aussichten für ihre Kinder dar. Der Klavierlehrer der Familie war ein türköltnischer Emigrant, Namens Buchwieser. Abbé Marx aus Nancy gab den Unterricht im Französischen. Die feinen und artigen Manieren dieses Mannes machten auf den Knaben einen so günstigen Eindruck, daß er beinahe in seinem Vorurtheil gegen die Christen wankend geworden wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, zu sagen: „Herr Marx ist ja ein Franzose und die Franzosen sind keine Christen mehr.“ Als ihn sein Lehrer bedeutete, daß der Pfarrer Hufnagel der freundlichste Mann und den Juden innigst zugethan wäre, antwortete er: „Nun, er ist kein Frankfurter.“ Um Alles zu erwähnen, ist auch noch zu bemerken, daß Börne die Flöte blasen gelernt hat.

Nachgerade war es die Pflicht der Eltern und des Lehrers, die künftige Bestimmung des Knaben zu berathen. Die schwächliche Gesundheit und die geistigen Anlagen Börne's führten darauf hin, ihn studiren zu lassen. Dem Vater war jedoch dieser Plan nicht genehm. Er hatte viel dagegen einzuwenden, brach die mit dem Lehrer darüber gepflogenen

Unterhandlungen oft ab, bis dieser wol merkte, welches der eigentliche Grund seiner Weigerung wäre. Der Knabe mußte, wollte er studiren, lateinisch lernen und lateinisch ließ sich nur vom Gymnasium holen. Wie sollte Herr Baruch diesen Schritt vor dem Hofagenten in Bonn entschuldigen? Wo blieb bei dieser Berührung mit Christenknaben die Garantie, daß Löb nichts Anstößiges aß, die Fasten beobachtete und sich in seinem Wesen überhaupt religiös untadelhaft hielt! Da aber der Vater dem Plane, seinen Sohn Arzt werden zu lassen (denn dies nur konnte er werden) im Grunde nicht abgeneigt war, so sann der Hauslehrer auf eine Auskunft. Er machte sich anheischig, Mosche, den Rector des Gymnasiums, zu überreden, daß er dem Knaben im Lateinischen Privatunterricht gäbe. Darauf ging der Vater ein. Mosche erklärte sich bereit und begann seinen Unterricht, in dem sich Börne als fleißigen und gelehrten Schüler bewies. Auffallend aber, daß dem Knaben selbst die Bestimmung seines künftigen Schicksals gleichgültig war. Er wäre Kaufmann mit derselben Bereitwilligkeit geworden, wie er es aufnahm, daß er studiren sollte. Diesen Umstand gänzlich aus seinem Gemüth zu erklären, möchte nicht richtig sein. Es ist wahr, Börne's Jugend war im Allgemeinen so freudlos und unbehaglich, daß sich früh eine trübe Theilnahmlosigkeit seines Innern bemächtigt hatte. Er war gewohnt, keinen Willen zu haben, und vermüßte auch wol in seiner ganzen Existenz die gemüthlichen, sein innerstes Wesen wohlthuend ansprechenden und befreienden Anknüpfungspunkte. Dazu kommen noch zwei Umstände. Einmal war der einzige Ausgangspunkt des Studiums für ihn der wahrlich nicht beneidenswerthe Beruf des Arztes und zweitens konnte in Börne durch seine isolirte Erziehung nicht im mindesten Ehrgeiz und Sucht nach Auszeichnung geweckt werden. Durch die Rangordnung und das Klassenwesen in der Schule, durch Prämien und Zeugnisse werden früh in uns die unruhigen Geister des Ehrtriebes heraufbeschworen. Aber Börne besuchte keine Schule, brachte keine Censur nach Hause, keine öffentliche Belobigung, keine Prämie; so blieb er vor einer Leidenschaft bewahrt, die ihm in den Versolgungen, die er wegen seiner Pariser Briefe auszustehen hatte,

eine leidige Trösterin gewesen wäre. Aber das brennende Verlangen nach Auszeichnung hätte uns vielleicht auch einen größern Schriftsteller in ihm entwickelt. So besaß er allerdings nicht die schönen Eigenschaften des Ehrgeizes, aber auch die häßlichen nicht. Er machte sich wenig aus dem Urtheil der Welt. Sein Bewußtsein genügte ihm.

Ueberhaupt scheint die Gemüthsentwicklung des Knaben auf den ersten Blick Räthsel zu bieten. Es sind Beweise vorhanden, daß Börne der zartesten Empfindungen fähig war und doch hätte eine gewöhnliche Beurtheilung leicht an seinem Gemüth irre werden können. Immer verschlossen, schien der Knabe nicht bloß lebhafter Gefühle, sondern selbst lebhafter Mitempfindung und Theilnahme unfähig zu sein. Was Andere erregte, ließ ihn kalt. Der Maßstab seines Urtheils über Menschen und Begegnisse war nie das Gemüth, sondern der Verstand. Was ihm mißfiel, nannte er nie schlecht, sondern immer nur dumm. Diese Auffassungsweise blieb ihm für sein ganzes Leben. Er empörte sich weniger über die Schlechtigkeit, als über die Albernheit der Menschen. Wie oft hat er nicht von seinen und den Gegnern des Menschenwohls ausgerufen: Wenn sie nur klüger wären! Selten, daß er sich als Knabe über irgend etwas grenzenlos freute oder grenzenlos erzürnte. Thränen waren ihm nicht geläufig. Leidenschaft kam über ihn nur, wenn es sich um Unrecht, um Unterdrückung handelte. Dann wurden seine Aeußerungen heftig, seine Gefühle rücksichtslos. Man sieht, daß es seinem Gemüth nicht an Lebhaftigkeit fehlte, nur wurde es auf andere Art, als gewöhnlich, entzündet. Von Schamheit und Albernheit, die er früh durchschaute, umgeben, mußte sein Verstand schon früh zum überwiegenden Lenker seiner innern Thätigkeiten werden. Man machte ihm die Zumuthung, sich für Dinge zu erwärmen, die ihn geistig nicht berührten; kleinliche Familienereignisse traten mit Ansprüchen auf seine Theilnahme auf, die er nicht erwidern konnte. So bekam er früh sein eigenes Wesen, trennte sich von seinen Umgebungen und lebte sich in Gedankenreihen und Gemüthszustände ein, in welche ihm niemand von den Seinen folgen konnte. In der That bedurfte es der Verpflanzung in einen neuen Boden, um eine

geistige und gemüthliche Selbstständigkeit in ihm zu wecken und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Leben für Jedes und Alles, was es bietet, ein Urtheil, einen Willen, ein Gefühl verlangt. Im Hause seiner Eltern befand sich sein geistiges Leben in chaotischer Unordnung.

Es ist wahr, zu den meisten im spätern Alter in uns aufknoappenden Gefühlen und Stimmungen müssen wir schon in der Jugend den Samen gestreut haben. Die beseligendsten Gefühle des Alters sind die der Rück Erinnerung an die Jugend. Eine Empfindung höherer Art wird uns erst dann recht glücklich machen, wenn sie uns in eine verwandte Stimmung unserer Kindheit zurückversetzt und dasjenige klarer ausspricht, was wir schon bei unsern Spielen ahnten. So sehe ich mich auch in Börne's Jugend nach den ersten grünen Keimen jener zarteren Blüthen seiner Schriften um, die uns in ihm den Mann von Herz und von so viel gebundener, latenter Poesie verrathen. Wie hat ihn nicht Jean Paul ergriffen! Wie gemüthlich hat er nicht gerade dessen idyllische Elemente, die von Jean Paul geschilderte bürgerliche Beschränktheit mit ihren poetischen kleinen Freuden und großen Entsayungen in sich aufgenommen! Wie rührend schildert er den ersten Frühlings-eindruck, den Lamennais' Worte eines Gläubigen auf sein krankes, der ersten Genesungswonne entgegenschlagendes Herz hervorbrachten! Nun, wo ist in der Frankfurter Judengasse der grüne Fleck, an den er sich bei solchen Stimmungen erinnert fühlen konnte? Wo ist überhaupt in seiner Jugendzeit etwas ihn gemüthlich, poetisch und idyllisch Anregendes, ein Element, für welches er sich später so empfänglich zeigte? Keine Pfingstsonne, keine Weihnachtsfreude. Schal und alltäglich waren seine Jugendeindrücke, die Eltern kalt, jeder grüne Fleck verpönt, um ihn her nur niedrige Bestrebungen nach zeitlichem Gewinn, Furcht, die Laster, die die Unterdrückung erzeugt, wenig oder gar keine bedeutenden Einschnitte merkwürdiger Erlebnisse, keine Zerstreuung und Anregung des muntern Knaben sinnes in der Schule oder im Umgang mit Spielgenossen — alles das zusammengenommen ist der beste Schlüssel, um das Räthsel des in trüber Gleichgültigkeit hindämmern den Knaben Börne zu lösen.

Die erste maßlos freudige Ausregung, die Börne empfand, war die, als er das väterliche Haus verlassen durfte und in einen ganz neuen Lebenskreis versetzt wurde. Dies geschah mit seinem 14. Jahre (1800). Es verlautete von einer Erziehungsanstalt, die, in Gießen von einem Professor Hezel errichtet, in ihrer Art Ausgezeichnetes leisten sollte. Wenigstens hatte der Vorsteher des Instituts, ein bekannter Orientalist, ein Programm erlassen, worin er seine Schöpfung als die Pforte zum Tempel alles Wissens dargestellt hatte. Hezel war als Gelehrter anerkannt, als Mensch ließ er sich durch die Folgen eines unordentlichen Haushalts zur Deckung der ihn fortwährend quälenden Verlegenheiten von Projectenmacherei hinreißen. Das wußte man nicht. Sein Institut stand, als er es schon als ein blühendes ankündigte, noch auf dem Papiere. Der Hauslehrer bestärkte den Vater, seinen zum Studium bestimmten Sohn in diese Pension zu geben; hier würde er eine hinlängliche Vorbereitung zur Universität finden und zu gleicher Zeit vor den Gefahren sicher sein, denen die Großeltern in Bonn ihren Enkel nicht ausgesetzt wissen wollten. Ein Hauptgrund, warum sich Herr Baruch entschloß, auf diesen Vorschlag einzugehen, war in der That der, daß sich mit Hülfe einer in Gießen lebenden entfernten Verwandtschaft Vorkehrungen treffen ließen, daß der Knabe nicht nöthig hatte, mit seinen christlichen Mitpensionairen zu essen, ja sogar Gelegenheit fand, bei einem dortigen Unterrabbiner die religiösen Studien fortzusetzen. Er sollte bei jenem Verwandten zu Tisch gehen und dieser Geistliche sollte ihn die Woche einmal zum Religionsunterrichte besuchen. Der Knabe war glücklich, endlich in neue und freiere Beziehungen zu kommen. Denn auch sein Verhältniß zum Vater fing schon an, auf den Grund abweichender Ansichten, manche Störung zu erleiden. Herr Baruch wollte die Grundsätze nicht billigen, die sich sein Sohn aus dem allmäligen Verständniß der französischen Revolution entnommen hatte. Der Vater äußerte oft bestimmt, daß die hergebrachte Ordnung der Dinge in der Natur begründet sei, daß es, so wie es Kinder und Eltern gäbe, eben so auch Herr und Diener, König und Unterthan geben müsse

und ähnliche Gemeinplätze mehr. Doch waren des Vaters Besorgnisse noch nicht ernsterer Natur.

Gießen ist von Frankfurt eine Tagereise entfernt. Der Weg führt durch die fruchtbaren Thäler und anmuthigen Berge der Wetterau. Sachs, der Hauslehrer, begleitete den vierzehnjährigen Knaben, der glücklich war, eine so heitere Veränderung seines bisherigen Lebens zu erfahren. Auf dem Postwagen gestand eine junge Dame aus der Umgegend, daß sie zuweilen an einem Liebhabertheater spiele, was dem Knaben Veranlassung gab, über diesen Beruf mit ihr recht heiter zu scherzen. Börne besuchte im Hause seiner Eltern regelmäßig alle vier Wochen das Frankfurter Theater, dessen Mitgliedern er in spätern Jahren durch seine Kritiken so gefährlich werden sollte. In Gießen stiegen sie im Gasthof zum Einhorn ab.

Gleich beim ersten Besuche im Hause des Professors Hezel wurde dem Erzieher klar, daß die Anstalt des Mannes bis jetzt noch Phantasie war. Sie existirte nur in seinem Prospectus. Durch die pomphafte Ankündigung hatte Professor Hezel bezweckt, erst zu schaffen, was er als schon vorhanden gepriesen hatte. Das Ganze war ein Experiment, auf den Erfolg berechnet. Indessen wußte sich Professor Hezel zu helfen. Er wies nach, daß bis da- und dorthin dieser Schüler von dort, jener Lehrer von da eintreffen müsse, wenn auch vorläufig Börne erst der zweite Pensionair der Anstalt war. Namen geachteter Schulmänner wurden genannt, die den Unterricht leiten würden, ja es dauerte nicht lange, so war in der That die kleine Erziehungsmaschine in Bewegung gesetzt. Vorläufig wurde der Knabe sogleich als Student der Universität immatriculirt. Der Lehrer fand dies auffallend; aber Professor Hezel hatte seine Gründe, dies für besser auszugeben. Wir kennen sie nicht.

Ein Examen, das der Orientalist mit dem blutjungen Akademiker anstellte, zwang ihm vor den hebräischen Kenntnissen desselben Hochachtung ab. Der junge Börne übersetzte die Psalmen mit einer Geläufigkeit, daß sich Professor Hezel die Angabe der Methode erbat, nach der ein so junger Mensch schon eine solche Sprachfertigkeit hatte erlernen können. Es

war eine Art Hamilton'scher Methode, wonach Börne unterrichtet gewesen. Es scheint aber doch, als wenn diese Kenntniß erst durch späteres gründliches Studium der Grammatik hätte müssen befestigt werden; denn Börne vergaß in spätern Jahren in dem Grade sein Hebräisch, daß er nicht die kleinste Stelle des Alten Testaments im Urtexte verstehen konnte. Er begriff oft nicht, wie sich Heine in seinen Schriften als einen so geläufigen Hebräer bewähren und noch immer auf so viel jüdische Ausdrucksweisen anspielen konnte. Er hatte in seinen spätern Jahren Alles vergessen, selbst jüdische Gebräuche, die er sich als ihm ganz neu mußte wiedererzählen lassen und deren oft sinnige Bedeutung ihn dann wol ansprach.

Die Lebensweise im Hause Hegel's war Börnen wohlthuend. Einen so freien behaglichen Genuß des Daseins, wie der junge Mann hier traf, hatte er sich nach dem Zwang seiner häuslichen Verhältnisse nicht möglich gedacht. Da gab es Besuche, heitere Unterhaltung, Abendgesellschaften, gesellige Spiele. Gleich die erste Soirée, die Hegel, ein Lebemann, veranstaltete, regte seine Phantasie an. Von dem Essen bei seinem jüdischen Anverwandten war keine Rede mehr. Der Unterrabbiner erhielt seine Bezahlung, ohne daß er das Hegel'sche Haus betrat. Die Lehrer Dr. Schapper, Keppel und Andere waren unterrichtete Männer, bei denen er sich freute seine Ausbildung gründlicher verfolgen zu können. Nach Frankfurt schrieb er die heitersten, lesenswerthe, gutgesetzte Briefe, untrügliche Gradmesser seiner zunehmenden geistigen Bildung.

Je mehr Börne dem Jünglingsalter entgegenreifte, desto mehr veränderte sich seine Stellung zur Welt, seine Auffassung der Menschen, sein Urtheil über nahe oder entfernt Liegendes. An die Ordnung seiner neuen Lage sich bald gewöhnend, gewann er auch über die Gießener Welt bald ein Urtheil und verhehlte sich und den Seinigen nicht die Mängel seiner Lage. Bei seinen jährlichen Besuchen in Frankfurt sprach er sich offen über den Gang des Unterrichts aus und sagte von dem Geschichtsunterricht, den er empfing, mit einer Wendung, die schon dem spätern Schriftsteller anzugehören scheint: „Der Vortrag des Mannes hat den Kopf eines Riesen und die

Hand eines Zwergen.“ Er meinte damit das Unebenmäßige seines Aufstieges, indem er Unwichtiges gründlicher behandelte, als das Wichtigere. Sein Lehrer Schapper, der ihn einmal nach Frankfurt begleitete, wollte dafür auch in ihm nicht viel erkannt haben. Denn er äußerte: Er hat zwar Anlage zum schriftlichen Ausdruck, sonst aber wenig Kopf. Börne's Erzieher war jedoch durch dessen Briefe schon mit dem Unterrichtsengang in Gießen bekannt genug, um darauf mit Feuer erwidern zu können, daß daran lediglich die trockne, langweilige, grammatikalische Methode schuld sei. Schwerer zu beseitigen war der Einwand, daß der junge Akademiker nicht besonders fleißig war. Wie diese Urtheile auch ausfielen (ungerecht wenigstens auch insofern, als Börne's schwächliche Gesundheit dabei nicht berücksichtigt wurde), darüber blieb man einig, daß man dem jungen Manne eine gewisse Originalität, etwas Apartes in seiner Art zuzuerkennen hatte.

Inzwischen wurde Professor Hezel durch seine derangirten Verhältnisse veranlaßt, einen Ruf nach Dorpat anzunehmen. Seine Anstalt überließ er dem Statistiker Crome, einem Gelehrten, der sich noch in späterer Zeit Börnen mannigfach gefällig bewies. Hezel und seine Familie ließen in dem Stammbuche des Zöglings freundliche Zeilen zurück. Wenn man den Versicherungen der Stammbücher trauen dürfte, so hätte damals Börne in einem Kreise älterer und jüngerer herzlicher Bekanntschaften gelebt; wenigstens finden sich Schwüre und Freundschaften verzeichnet, die noch über's Grab dauern sollten. Bei einigen Namen hat Börne später ein Kreuz gemacht. Sie waren nach Jahr und Tag gestorben.

Es war jetzt Zeit, daß Börne oder, wie er damals hieß, Louis Baruch, bisher nur dem Namen nach Student, nun ein solcher wirklich wurde. Auf Gießen, als eine Gelegenheit, gründlich Medicin zu studiren, setzte man in Frankfurt kein Vertrauen. Doch bei jeder andern Universität war dem Vater die Selbstständigkeit seines noch so jungen Sohnes peinlich. Da kam man auf einen Mittelweg. Man scheute die Kosten nicht, um den angehenden Mediciner einem Manne anzuvertrauen, der in der gelehrten und praktischen ärztlichen Welt einen

berühmten Namen hatte, in der Gesellschaft eine ausgezeichnete Stellung einnahm und durch seinen jüdischen Ursprung den Sympathieen der Familie Baruch näher stand, als irgend ein Anderer — Marcus Herz in Berlin. Man wußte, daß Herz außer der rastlosen Thätigkeit, der sich der berühmte Mann in Berlin widmete, sich auch noch die Last auflud, in sein Haus junge Leute aufzunehmen, die unter seiner Leitung in Berlin, das damals noch keine Universität, sondern nur Kliniken berühmter Aerzte besaß, ihren medicinischen Course machten. Herz war Arzt am jüdischen Krankenhause und hielt Vorlesungen, die für ein größeres Publikum berechnet waren. Die Besorgniß, den jungen Börne an einen sittlich so verrufenen Ort, wofür Berlin galt, zu schicken, wurde durch die Beruhigung gemildert, daß er im Hause seines Lehrers unter Aufsicht stehen würde. Diese Pension kostete 100 Louisd'ors.

Auf Louis Baruch wirkte die Aussicht, nach Berlin zu kommen, erfreulich. Für ihn war damals Berlin, was dem Franzosen der Provinz Paris. Berlin war die Hauptstadt des damals noch unüberwindlich scheinenden Preußens, das sich die Miene geben durfte, der anschwellenden Lawine der Napoleonischen Herrschaft zu sagen: Bis hieher und nicht weiter! Berlin war der Sitz, der Haupttummelplatz der bedeutenderen Geister der Nation; Fichte, Schleiermacher, die Schlegel, Johannes von Müller wirkten von dort aus. Man braucht nur die Briefe der Rahel zu lesen, um sich lebhaft in die Geselligkeit jener Kreise zu versetzen. Die Sprößlinge reicher jüdischer Familien spielten eine nicht unbedeutende Rolle. Vor allen glänzte gerade Marcus Herzens Frau als ein Stern erster Größe. Das Haus dieser Dame, deren Ehegemahl ihr an Jahren weit voraus war (Börne bewunderte später oft, wie sich hier eine junge Frau so trefflich in das Wesen eines älteren Mannes zu schicken wußte), galt für das Stelldichein aller bedeutenden Köpfe Berlins; für den Pensionair eröffnete sich eine glänzend heitere Aussicht. Börne hat in spätern Jahren nie aufgehört, von Berlin einzugestehen, daß er es leiden möge. Selbst zuletzt, als das öffentliche Gespräch in Berlin sich nicht mehr um die Fragen

der Politik und Literatur, sondern, wie er selbst sagt, um die Tänzerinnen der Oper und die Prinzen des königlichen Hauses bewegte, machte er sich anheischig, vier Wochen in Berlin mit der größten Befriedigung auszudauern. Dazu kam, daß sogar Börne von den Heiligthümern Preußens eines hoch und wie keines vom gleichen Range verehrte, Friedrich den Großen. Noch später, als er schon die Pariser Briefe geschrieben hatte, hörte er im Gespräche nicht auf, von den klaren blauen Augen dieses Berliner Friedrich's zu reden, von seiner Enthaltbarkeit, Mäßigung, seinem Esprit, seiner Achtung vor berühmten Männern und dem Ehrgeiz, mit ihnen umzugehen. Friedrich der Große und Heinrich IV. von Frankreich waren die einzigen Könige, von denen Börne mit eingehender Theilnahme sprach.

Von den medicinischen Studien scheint indessen in Berlin nicht viel geworden zu sein. Marcus Herz war mit seiner Praxis beschäftigt. Die Beziehungen des Hauses, die häufigen Gesellschaften schufen Zerstreuungen, die den Studien nicht günstig sein konnten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Börne die Zeit seines Berliner Aufenthaltes weit mehr zur Cultur seines innern und äußern Menschen, als zur Erlernung der Arzneikunde verwandte. Er wird viel gelesen, viel aus der bewegten Geschichte der damaligen Zeit in sich aufgenommen haben. Daß sich die Wärme seines Herzens regte und zartere geschlechtliche Neigungen ausbrütete, ist ohne Zweifel anzunehmen, wie ihn denn eine hoffnungslose Liebe zur geistvollen und schönen Herrin des Hauses, in dem er lebte, ergriff. Indessen war dies die Neigung eines jungen Mannes, dessen erste herzinnigeren Regungen kein glücklicheres Schicksal treffen können, als wenn sie sich einem uns entfernt und unerreichbar stehenden weiblichen Wesen von höherem Werthe anschließen. Als Börne nach dem plötzlichen Tode Marcus Herzens das Haus verließ, hörte er nicht auf, mit der von ihm hochverehrten Frau desselben in brieflicher (wenn auch oft gestörter und unterbrochener, doch nach einigem Verlauf immer wieder aufgenommenener) Verbindung zu bleiben. Da war es Henriette Herz selbst, die den Eltern Börne's vorschlug, ihren Sohn nach Halle zu schicken und ihn dort der

Aufsicht des Keil'schen Hauses anzuempfehlen. Keil, der geistreiche Begründer einer neuen Fieberlehre, war ein Name, dessen Berühmtheit den Wünschen der Eltern vollkommen genug that. 1804 ging Louis Baruch von Berlin nach Halle. Er hatte jetzt den festen Voratz, die medicinischen Studien mit Eifer zu erfassen.*)

Der achtzehnjährige Student bezog das Keil'sche Haus. Freundlichst aufgenommen, fand er hier einen andern Ton, wenigstens eine andere Atmosphäre, als die ihn in Berlin umgeben hatte. Die Geselligkeit war eben so lebendig, aber mehr nach Innen zugetehrt, mehr auf die allerdings nicht schroff gezogenen Grenzen der Familie sich beschränkend. Liebenswürdige Töchter gaben dem Hauswesen ein freundliches, der Phantasie wohlthuendes Relief. Keil selbst, wie ihn Börne später schilderte, sein sanfter seelenvoller Blick, sein anregender Umgang, seine geistvollen, über das Gebiet der Medicin weit hinausgehenden Bemerkungen konnten nicht genug gepriesen werden. Keil's Vortrag war so allumfassend, daß man seine Einleitung in die Zweige der Arzneiwissenschaft eben so gut für eine Einleitung in einen Vortrag über Politik, Moral oder Aesthetik hätte halten können. Die philosophischen Ansichten Keil's, sein halber Brownianismus sowol, wie seine allgemeinen Begründungen der Lehre vom Menschen verwandelten sich für Börne in Denkfactoren, mit denen er sich auch später die meisten Begriffe feststellte. Börne's erste

*) Spätere Anmerkung. Die im Jahre 1861 (bei Brockhaus in Leipzig) erschienenen Briefe des jungen Börne an Henriette Herz bestätigen und ergänzen die obigen Mittheilungen durch eine förmliche Wertheriade, die der junge Pflegebefohlene mit seiner schönen Pflegemutter durchführte. Die damals schon Achtunddreißigjährige verwies die Phantastereien des jungen Anbeters auf ein Tagebuch, in dem er sich ausklagen und ihr jezuweilen es zeigen sollte. Sie selbst wandelte ja einen höheren Strich mit Schleiermacher. Manches in dem Tagebuche ist geradezu Nachahmung Werther's und bewusste Tollheit, die hintennach selbst über sich lacht. Diese Verliebtheit fehlte nur noch, um Schleiermacher's Urtheil, der junge Louis Baruch sei unfleißig und verdämmere die Zeit, des Weiteren zu begründen. Doch begegneten sie sich bald darauf in Halle, wie es scheint, friedlicher. Junge Studenten, die nicht gerade an dem Karren voll Bücher, die sie selbst geschrieben, mitziehen helfen, sind den Professoren nicht sympathisch.

schriftstellerischen Versuche, die sich im Gebiet der theoretischen Politik und besonders der Cameralistik bewegten, sind auf Keil'sche Principien begründet. Börne besuchte gleich Anfangs fleißig seine Vorträge über Anatomie und stand um vier Uhr des Morgens auf, um sich auf die Klinik vorzubereiten.

Ueber das gesellige und wissenschaftliche Leben des damaligen Halle hat sich Börne in dem Aufsätze: „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens“ selbst warm und erinnerungsfroh ausgesprochen. Es ist dies einer der wenigen Aufsätze, in denen er uns selbst Materialien zu seiner Biographie darbietet. Bei F. A. Wolf hörte er wahrscheinlich über die griechischen Lyriker und Homer, von Schleiermacher, dem alten Bekannten von Berlin her, sagt er, er hätte die Theologie so vorgetragen, wie sie Sokrates gelehrt haben würde, wäre er Christ gewesen. Von Keil rühmt er die stete Jugendfrische, die sogar aus der Besorgniß zu veralten entstanden wäre. Keil hätte absichtlich nach dem Umgang mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern verlangt, um nicht die Jugend des Geistes zu verlieren. An Horkel rühmt er sein emsiges Studium und seine Bescheidenheit, ganz besonders aber theilt er den Enthusiasmus, den damals Steffens für Naturphilosophie und was damit zusammenhing in der akademischen Jugend zu entzünden wußte. Zwölfhundert Studenten waren damals in Halle beisammen, recht als sollte diese Universität ihren schönsten Triumph feiern kurz vor ihrem Falle (den später Napoleon beschlossen hatte). „Sitten, Sprache, Kleidung,“ sagt Börne von den damaligen Studenten, „alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillonnen.“ Börne war später einsichtsvoll genug, die Nachtheile zu erkennen, die unserer politischen und gesellschaftlichen Bildung aus den Eigenthümlichkeiten des deutschen Studentenlebens erwachsen sind; aber an seine Studienzeit in Halle dachte er gern zurück.

Von Halle aus wurden kleine Ausflüge in die nähere und entfernte Umgegend gemacht. Schon in den ersten Ferien besuchte er mit einem akademischen Freunde, Namens Grossing, das sächsische Erzgebirge und besuhr einige der bekanntesten Stollen desselben. Von Jena aus schrieb er den 30. März 1804 folgenden, bisher ungedruckten Brief: „Ich komme soeben von einer Wanderung zurück, die ich durch die Stadt gemacht habe. So weit ich gekommen bin, haben die Straßen eine gar klägliche Physiognomie, oder vielmehr gar keine. Die Häuser stehen alle so jämmerlich da, wie Tintenkleckse, Einem zum Aerger und Verdruß. Es herrscht eine langweilige Stille umher und das bißchen Geräusch dient nur dazu, sie noch zu vermehren. Kein freundliches Gesicht ist mir aufgestiegen, und kein einziger Conditor taugt was. Vor und nahe bei der Stadt liegen Berge, die ragen hoch empor. Ich kann sie aus meinem Fenster sehen. Wie ich sie so ansah, kam es mir vor, als schauten sie spottend hinab in die finstern dumpfen Löcher, und redeten die Menschen an und sprächen: O, ihr dummen Thiere, was sperrt ihr euch ein da unten in eure finstern Hütten und raubet euch die Luft einander, kommt herauf; seht, wir reichen euch gerne unsern Rücken, kommt und lagert euch näher den Sternen! Wol, ihr Berge, hört Mancher eure stummen Töne, doch Keinen locken sie hinauf. Doch wenn ihr Gold bergtet in eurem Schooße, dann würden sie kommen; und schaarenweise strömen und graben in eure Eingeweide, ach, zermühlend sich selbst.“ Des Winters wurden Ausflüge nach Dessau und Leipzig, oft zu Schlitten und im Maskenaufzug, unternommen. Besäßen wir von Börne über sein Leben Mittheilungen, so würde gewiß in diese Periode die Schilderung eines immer klarer werdenden Seelenlebens fallen. Börne wird damals die ersten Blicke in seine Zeit geworfen, die ersten Verständigungen über Menschen und Bildungsrichtungen, über Systeme und Bücher in sich erfahren haben. Die große Gährung der Geister, die gerade in jene politisch für Deutschland so unglückliche Zeit fiel, kann an ihm nicht spurlos vorübergegangen sein, wenn ihn auch seine angeborne Verständigkeit, seine satyrische Laune und die besondern Einflüsse seiner Na-

tionalität vor jener flammenden Ueberhitzung bewahrten, die damals oft die besten Köpfe mehr verfrachte, als erleuchtete. Den lebhaften Debatten, womit die jungen Studenten oft glaubten die Speisen der Keil'schen Tafel würzen zu müssen (Keil war gastfrei), hörte er mit ruhiger Enthaltung zu, gab aber zuweilen so treffende Zwischenbemerkungen, daß man auf den kleinen, zusammengedrückten, schweigsamen jungen Mann um so mehr aufmerksam wurde, als man ihn von Keil mit einer besonders sorgsamem Theilnahme behandelt sah.*)

So vergingen beinahe drei Jahre in heiterer Geselligkeit und gewissenhaften, wenn auch nicht übermäßig betriebenen Studien. Da kam die Umwälzung der Zeit dem preußischen Staate immer näher und eines der ersten Opfer, das da fiel, war der hallische Musensitz. Der Lärm der Waffen verschreckte Minerva. Noch hob Napoleon die Universität nicht auf. Es geschah erst 1813, als er den auch von den Universitäten drohenden jungdeutschen Geist bei Bauzen und Groß-Görschen kennen gelernt hatte. Aber wer ein leichtes Gepäck hatte, wartete das fernere Geschick der Universität nicht ab. Börne nahm von dem ihm so lieb gewordenen Tummelplatz seiner ersten im volleren Jünglingsbewußtsein verlebten Jahre erst ein halbes Jahr nach dem Unglück Preußens Abschied und wandte sich dann der Universität Heidelberg zu,

*) Spätere Anmerkung. Die vermißten eigenen Mittheilungen Börne's über jene Zeit finden sich in den Briefen an die Herz. Sie bestätigen das oben Gesagte. Ein reiches Innenleben, durchkreuzt von üblen Gewohnheiten der Erziehung und seiner heimatlichen Lebenssphäre, (Neigung zur Trägheit, Raschheit, gedankenloses Ergreifen jedes energisch gemachten Vorschlags) verarbeitet doch schon manchen bedeutenden Stoff. Die wissenschaftlichen Fragen der Zeit beherrschen wenigstens seine Ausdrucksweise. Neigung, originell zu sein, wie sie von den Stylproben junger Männer von achtzehn Jahren gewöhnlich verrathen wird, kämpft mit dem Trieb nach Wahrheit. Der witzige Einfall corrigirt sich im Entstehen. In dieser hallischen Zeit reiste er um die Weihnachtsfeiertage 1804 „mit Schleiermacher in Einem Postwagen“ wieder nach Berlin. Eine Schwester seiner Gönnerin war erkrankt. Auch sie hatte sein Herz, aber mit andern, sanfteren Gefühlen. Vor dem Gedanken, in der Frankfurter Judengasse Arzt zu werden, erfaßte ihn ein Granen. Doch besuchte er in den Ferien Frankfurt, um dann nach Halle zurückzukehren.

die sein Vater weit lieber mit Gießen vertauscht gesehen hätte. Auf dem Wege von den Ufern der Saale an die reizenderen des Neckar müssen sich im Innern des jungen Baruch eigene Gedankenreihen entsponnen haben. Es reifte in ihm der Entschluß, sich von der Medicin loszusagen. Drei Jahre des Studiums geopfert! Was ihn zu dieser Schreckensnachricht für seinen Vater bestimmt haben mochte, ist zu enträthseln nicht schwer. Er hatte den medicinischen Beruf ohne Wahl ergriffen. Dieser war damals der einzige, der ihm bei seinem Glaubensbekenntnisse eine seinen Studien angemessene bürgerliche Stellung möglich machte. Diese Rücksicht hatte sich inzwischen verändert. Die freie Reichsstadt Frankfurt hatte sich in ihren alten Spinnenweben von Gesezen und Vorurtheilen müssen lüften lassen; die Resultate der französischen Revolution hatten Kastengeist und Privilegienunbill aus den Thoren verwiesen. Frankfurt hatte mit seiner Selbstständigkeit auch das Recht der Bedrückung gegen die Juden verloren. Diese erhielten vom Fürsten Primas, dem Großherzoge von Frankfurt — (eine eigene Art von Emancipation) — für eine bedeutende Summe das Recht, sich frei zu kaufen. Somit eröffnete sich den studirten Söhnen der Juden die Aussicht einer andern als nur medicinischen Wirksamkeit. Börne dachte sogleich an Jurisprudenz, ging aber auch von dieser, da der Beruf eines Advocaten ihn nicht reizen mochte, allmählig ab zur Cameralwissenschaft, die ihm eine Anstellung im Regierungsorganismus erwerben durfte.

Zu diesen Erwägungen mochte die Selbsterkenntniß kommen, daß ein Arzt zu sein, von einer andern Vorliebe für diesen Stand bedingt werden müsse, als sie Börne besaß. So sehr seinen höhern Erkenntnißsinn die aus der Philosophie und allgemeinen Naturkunde hergeleiteten Heilgesetze der medicinischen Propädeutik ansprechen mußten, so wenig fühlte er sich in der Medicin heimisch, wenn er den Vorhof verlassen hatte und das innere Heiligthum jener Kunst selbst betrat. Seine Nerven gewöhnten sich schwer an den Anblick von Leidenden, ja ein gewisses Vorgesühl mochte ihm sagen, daß er in seinem künftigen Leben die Bestimmung haben würde, sich zur Medicin mehr als Patient, denn als Arzt zu verhalten.

Wenn man seinem spätern Mißtrauen gegen die Arzneiwissenschaft, das er oft genug ausgesprochen, folgen darf, so fühlte er sich bei seinem ernstern, wahrheitsuchenden Sinne durch die Unsicherheit ihrer Principien nicht befriedigt. Er besaß nicht den Muth, mit der leidenden Menschheit Experimente zu machen. Das mochte ihm vollends den Ausschlag geben, sich von einer Wissenschaft zu trennen, deren praktische Ausübung ihm keine Zukunft mehr vorspiegelte, die ihm erwünscht und willkommen gewesen wäre.

Man kann sich denken, wie der Vater diese Erklärung seines Sohnes aufnahm. Die außerordentlichen Summen, die derselbe bisher für die Ausbildung eines künftigen Arztes aufgewandt hatte, die drei Jahre eines, wie er gehofft hatte, gründlichen und gewissenhaften Studiums sah er für unerseßlich verloren an. Sein Zorn würde grenzenlos gewesen sein, wenn ihn nicht selbst die plötzliche, von den Zeitläuften geschenkte Möglichkeit, seinen Sohn sich in einer amtlichen Laufbahn bewegen zu sehen, überrascht hätte. Es kam dahin, daß er sich dem veränderten Entschlusse Louis' nicht gerade widersetzte, wenn er ihn auch nicht vollkommen billigte. Dabei hatte er noch immer nicht den Muth, seinen Sohn sich selbst zu überlassen! Er beauftragte wieder den Professor Martin, ihm in Heidelberg einige, sein Betragen regelnde Aufmerksamkeit zu schenken. Börne fühlte sich durch dies ewige Bevormunden unerträglich gedrückt. Wenn er die übrigen Studenten in freier Selbstständigkeit sich tummeln sah, mußte man bei ihm immer die Drahtfäden der väterlichen Wachsamkeit bemerken. Er lebte allerdings in Heidelberg ausschreitender als bisher. Man sah ihn öfter im Mannheimer Theater, als beinahe im Colleg. Er schloß sich großen Parthieen in die herrlichen Umgebenden Heidelbergs an, schaukelte sich lieber auf den Wellen des Neckar, den er zu befahren liebte, als auf den Titeln der Pandekten; auch kostete dies mehr Geld, als ihm von Hause bewilligt war. Er machte Schulden, ein Schritt, der, wie er sich später noch manchmal äußerte, in Heidelberg gerade nicht so unerhört war. Nun aber kam der Vater und schlug einen Lärm, als wäre sein Sohn der ungerathenste Verschwender und das unartigste

Kind, das es in ganz Heidelberg gäbe. Dies Zurückdrängen in eine kindische Sphäre verletzete ihn bitter. Er schämte sich in die Seele seines Vaters, daß dieser die soliden Grundsätze seines Frankfurter Handelsverkehrs auf ein freies und von vornherein bürgerlich unzurechnungsfähiges Leben übertrug. Was werden die Professoren über dies philisterhafte Verfahren meines Vaters gelacht haben! sagte er zuweilen noch später. Herr Baruch hatte von den Schulden seines Sohnes in Heidelberg ein Aufsehen gemacht, als handelte es sich um eine Falliterklärung an der Frankfurter Börse.

Unter Börne's Papiere befand sich folgender Brief an seinen Erzieher Sachs, der inzwischen ein Institut gegründet hatte: „Heidelberg, den 16. Juli 1807. Mein lieber Herr Sachs! Sie erhalten hiermit einen Brief von Grossing. Er ist mir schon vor einigen Tagen zugekommen, und es wäre freilich artig gewesen, ihn Ihnen gleich zu schicken . . . aber wie haben Sie auch auf den Gedanken kommen können, dem Grossing eine solche Bedingung vorzuschreiben als die ist: wenn er einst aus Ihrem Dienste heraustrete, ohne Ihre Erlaubniß in Frankfurt keine Stunden zu geben? Ich glaube, Sie hätten ihm jährlich können tausend Thaler bieten, ohne Ihre Erlaubniß keine Kirschen zu essen, und er hätte sich nicht dazu verstanden, oder er wäre unwürdig gewesen mein Freund zu sein. Mein Gott, welcher Mensch von Kraft und Geist wird sich denn seinen Willen binden lassen? Es hat mir gleich geahndet, daß die Negociation kein günstiges Ende nehmen würde, als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „Ich werde Grossing noch heute Ordre geben abzureisen.“ Wahrscheinlich waren Sie besonnen genug, gegen ihn selbst diesen Ausdruck nicht zu gebrauchen, denn das wäre ihm begreiflicherweise schon Ursache genug gewesen, die Ordre nicht zu pariren. Es thut mir leid, daß nichts daraus wird . . . Da dieser Brief keinen andern Zweck hat, als den ich erreicht zu haben meine, so nenne ich mich schließlich den Ihrigen Louis Baruch.“

Börne, der in diesem Briefe ein schönes Beispiel des Einnehmens für einen Freund giebt, hätte so gern sein neues Studium der Cameralwissenschaft in Heidelberg zu Ende ge-

bracht, aber der Vater, der ihn durchaus mehr in der Nähe und im Zwange haben wollte, drang darauf, daß er nach Gießen ging. Im Jahr 1808 sah Börne einen Ort wieder, der ihm die erste freundliche Aussicht in die Welt geboten hatte. Es war die Macht der Gewohnheit, daß er Gießen nicht sehen konnte, ohne zum Fleiß gemahnt zu werden. Mit dem Vorsatz, gründlich sein neues Ziel zu verfolgen, kam er diesmal hin, und mit dem Bewußtsein, seinem sich selbst gegebenen Worte treu gewesen zu sein, verließ er es wieder. Auch bot Gießen zu wenig Zerstreuung, die ihn in seinem Eifer hätte erkalten lassen. Eine Parthie Piquet mit Herrn von Meseritz, dem späteren Verfasser der in unsern Zeitungen spukenden Tendenzberichte von der russischen Grenze, damaligem Lieutenant, war vielleicht Alles, was sich Börne erlaubte. Er verabredete mit dem durch gleiche Studien und das frühere Pensionatsverhältniß ihm doppelt nahe stehenden Professor Crome sein halbiges Gelangen zur philosophischen Doctorwürde. Er wurde noch in demselben Jahre, als er nach Gießen kam, den 8. August 1808, Doctor der Philosophie.

Vorher schrieb ihm Crome: „Carissime et honoratissime Domine Doctorande! Ihr Gesuch um die Ertheilung der philosophischen Doctorwürde habe ich mit meinem Bericht darüber, und mit Beiscluß der beiden, von Ihnen eingereichten Abhandlungen, der philosophischen Facultät zum Botiren vorgelegt. Dieselbe hat einmüthig beschlossen, daß Ihr Wunsch erfüllt werde und Ihnen das ehrenvolle Diplom der philosophischen Doctorwürde ertheilt werden solle, und zwar in Hinsicht der mannigfaltigen schätzbaren Kenntnisse, die Sie in den obengenannten beiden Abhandlungen sowol, als auch sonst bei mir und bei mehreren meiner Collegen, an den Tag gelegt haben, ohne weiteres Examen und Disputation. Doch habe ich dabei der philosophischen Facultät versichert, daß einer oder der andere von Ihren Aufsätzen in unser Journal Germanien unter Ihrem Namen solle abgedruckt werden. Hochachtend unterzeichne ich mich Dr. Aug. Fried. Wilhelm Crome, Facultatis philosoph. Decanus.“

Von den beiden in diesem Schreiben erwähnten Abhand-

lungen ist die eine, ein Jahr später, gedruckt worden. (Grome's Germanien Band III. Jetzt auch in der Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 14.) Sie führt den Titel: Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets, und ist wahrscheinlich Bruchstück eines größern Werkes, das Börne damals entworfen hatte und zum Theil auszuführen begann. Grome machte in seiner Zeitschrift dazu folgende verbindliche Anmerkung: „Nachstehender Aufsatz wurde der hiesigen philosophischen Facultät, unter mehren Probeschriften, von dem hier studirenden jungen Israeliten, Herrn Dr. Louis Baruch aus Frankfurt a. M. übergeben, wie derselbe auf der hiesigen Universität im vorigen Jahre die philosophische Doctorwürde erhielt. Sie wurde gleich zum Druck bestimmt, da sie von den Talenten dieses jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Cameral-Wissenschaften mit dem glücklichsten Erfolg studirte. Wir hoffen daher, das Publikum sowol als der Herr Dr. Baruch selbst werden den Abdruck dieser Schrift in unserm Journal mit Vergnügen bemerken, und letzterer unsere Zeitschrift noch mit mehren Aufsätzen aus seiner geschickten Feder beschenken. Dr. Grome.“

Jenes umfassende Werk sollte, auch seinem Titel zufolge, über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit handeln. In den davon gedruckten Bruchstücken erstaunt man, auf eine Idee zu stoßen, die Börne's ganze spätere politische Wirksamkeit zusammenfaßt. Er spricht von der natürlichen Arrondirung der Staaten, kommt auf die damals gerade tausend Jahre alte Trennung Deutschlands von Frankreich durch den Vertrag von Verdun, und behauptet, daß beide Länder in ihrer Vereinigung das Geschick der Welt entscheiden würden. Eine solche Idee war damals, als Napoleon Staaten schuf und zertrümmerte, keine Chimäre. Die Entwicklung des Gedankenganges, sogar der Styl, alles trägt in diesen Fragmenten das Gepräge des spätern Börne'schen Charakters. Er entwirft ein lebhaftes Bild von der Lage Preußens vor der Schlacht bei Jena. Er nennt es den Geist der Mittelmäßigkeit, was damals regiert hätte; nur durch Gewöhnlichkeit hätte man sich in der preu-

piſchen Verwaltung pouffiren können. Seine Definition des Staates als eines umfaſſenden Bandes für jede freie menſchliche Thätigkeit entſpricht den ſpäter von ihm vertheidigten Anſichten. Doch iſt ſeine Polemik noch völlig harmlos, ſeine Satyre noch in der Freude über die originelle Art, wie ſie im Styl heraustritt, befangen. Vom Adel redend, ſagt er: „Die Deutſchen werden regiert von Menſchen, die es ſich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzutaſtammen.“ Er dringt darauf, daß „die Fürſten ſich mit den Philoſophen befreundeten,“ für welche harmloſe Bundesgenoffenſchaft die ſpättere Aufregung das Wort: „Geiſt der Zeit“ ſubſtituirte. Manche Bilder verrathen den noch nicht ganz vergessenen Mediciner. „Das Leben,“ ſagt er, „liegt nicht in den Nerven, nicht im Blut, nicht im Gehirn u. ſ. w., ſondern in allem liegt etwas davon.“ Ein andermal heißt es: „Wozu klagt man über die Unzuverlässigkeit der Heilmethoden und vergiftet dabei, daß man ſo leben ſolle, der Aerzte gar nicht zu bedürfen!“ Indeffen verrathen dieſe Aufſätze noch nirgends das Selbſtbewußtſein und Intereſſe am Formellen eines werdenden Schriftſtellers; der Stoff iſt es, der in ihnen allein nach Klarheit ringt. Noch vor dem Erſcheinen dieſer Abhandlung brachte der vierte Band von Archenholz' Minerva (1808) einen Aufſatz von Börne: Das Leben und die Wiſſenſchaft. (Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 4 ff.) Er iſt freier und urſprünglicher geſchrieben, als jene theoretische Abhandlung.

Als nun Börne nach Frankfurt zurückkehrte, wurde er in ſeinen nächſten Umgebungen mit Aufmerkſamkeit, in entfernteren nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Seine Unſtätigkeit, ſein planloſes Studiren, die Zwifligkeiten mit dem Vater hatten ihm einen Ruf gemacht, als ſei er wankelmüthig und unzuverlässig. Die großartigern Verhältniſſe, in denen er biſher gelebt hatte, mochten ihm ſelbſt die Anknüpfung an die zum Theil ſehr kleinſtädtiſchen Rückſichten Frankfurts erſchweren. So kam er früh mit Manchen, die ſich nicht die Mühe gaben, ihn genau zu prüfen, in ſchiefes Verhältniß. Außere Auszeichnungen, die er erhielt, (z. B. wurde er den 5. November 1809 correſpondirendes Mitglied der camera-

listisch-ökonomischen Societät in Erlangen)*) war er nicht der Mann herauszukehren; sich mit vermessener Selbstschätzung geltend zu machen, gelang ihm eben so wenig. Ob seine um das Jahr 1811 erfolgte Anstellung im Polizeifache die Frucht seiner eigenen Bemühungen war, ist zu bezweifeln. Der Vater, in der Weise seiner Glaubensgenossen auf Verbindungen mit einflussreichen Männern haltend, wird die Haupttriebfeder dieser einstweiligen Versorgung seines Sohnes gewesen sein. Man nennt den damaligen Polizeidirector von Jhstein als den Vermittler der Anstellung des jungen Doctor Baruch.

Zu den humoristischen Widersprüchen, die uns die Geschichte in ihrer Lust an Contrasten aufzustellen pflegt, gehört der Frankfurter Polizei-Actuaris Börne. Man giebt seiner Phantasie ein Räthsel zu lösen auf, wenn man sich den Verfasser der Briefe aus Paris in den finstern Actenstuben des Frankfurter Amthauses, des Römers, denken soll, wie derselbe Pässe visirt, Wanderbücher prüft, Protokolle aufnimmt und in Uniform und Degen bei feierlichen Anlässen die Würde der Polizei vertritt. Es wäre überdies irrthümlich, anzunehmen, daß hier Börne nur eine Rolle gespielt hätte, über welche seine Wünsche und Ansichten hinaus gewesen wären. Börne hatte damals nur theoretische Begriffe vom Wesen der Staatsverwaltung und beschränkte sich in seinen politischen Meinungen, wie alle seine Zeitgenossen, auf die Beurtheilung Napoleon's — für und wider. Börne bewunderte ihn, ohne in ihm seinen Lieblingshelden zu sehen. Er strebte damals kaum nach mehr, als dem Ruhm, in seiner Art ein tüchtiger Beamter zu sein. Er war einer der fleißigsten und unverdrossensten Arbeiter im Römer und zeichnete sich durch friedfertige Duldung seiner an Geist und Kenntnissen oft tief unter ihm stehenden Collegen und durch freundliche Zuvorkommenheit gegen die Bürger aus. Der Einsicht des nach-

*) In das Journal dieser Gesellschaft, Carl's Cameracorrepondent, 1809 December, ließ er eine Abhandlung über das Geld einrücken. (S. Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 22.) In seinem letzten Lebenssommer (1836) zu Autenil bei Paris erinnerte sich Börne mit Lebhaftigkeit dieser frühern Abhandlung, konnte sich aber nicht mehr darauf besinnen, wo sie gedruckt stand.

maligen Polizei-Directors von der Thann gereicht es zur Ehre, daß er Börne's Fähigkeiten zu würdigen wußte und ihm schwierigere Arbeiten fast ausschließlich anvertraute, Arbeiten, die dann nicht selten unter fremdem Namen gingen und Andern die Ehre brachten. Den Ruf der Unbestechlichkeit erwarb sich Börne bei vielen Gelegenheiten, wo ihm von streitenden Partheien, Grund- und Gerechtigkeitsbesitzern und ähnlichen Petitionären, Anerbietungen zu Gewinntheilungen und dergleichen maskirten Unredlichkeiten gemacht wurden. Daß ihm das häufige Annehmen der wichtigthuenden Amtsmiene bei seinen Collegen zuwider war, bezeugt der Unwille, den er später oft genug über die Brutalität der Polizei aussprach. Doch legte er auch, wo sie nöthig wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. Als bayrische Soldaten, im Jahre 1813, bei ihrem Einrücken in Frankfurt, Plünderungsversuche machten, sah man ihn neben andern Polizeibeamten diesem Beginnen mit gezogenem Degen Einhalt thun. Es ist dies wol derselbe Degen, den einst in spätern Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke stehen sah. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm,“ sagte Börne, „es klebt kein Blut daran.“ Und später von diesem Abenteuer einmal erzählend, bemerkte er: „Wir standen an der Fahrthorbrücke, wo von drüben bayrische Kugeln piffen und dazwischen ein abscheulicher Zugwind wehte. Ich fürchtete den letztern für eine Erkältung mehr, als die ersteren.“

Die erste locale Anerkennung seiner geistigen Gaben verschaffte sich Börne durch seine Vorträge in der jüdischen Maurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe“. In einem Gedebuch, das diese Loge 1833 für Brüder herausgab, ist einer derselben mitgetheilt, den er im Jahre 1810 hielt. (Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 57.) Friede und Liebe ist der Athem, der durch diese geistvolle Arbeit weht. Mit ergreifender Wahrheit wird darin das Thema umschrieben: Woher kommt es, daß der Geist der Logen, die Humanität, das Verborgene auffuchen muß, um an seiner Vollendung zu arbeiten? Wer erkannte hier nicht schon die Keime der künftigen Entwicklung Börne's eben so wol wie das Verhältniß, in welchem er sich zur Freimaurerei fühlte? So

leidenschaftlich er früher für den Zweck derselben glühte, später erkaltete er. Das Particuläre störte ihn. Unter seinen Papieren befindet sich eine Zuschrift der Loge von Mannheim, die ihm unter dem 10. Januar 1810 für eine Abhandlung dankte, deren Gedankengänge sie trotz der aufgewandten geistvollen Mittel des Verfassers doch nicht folgen könne. Er hatte darin gewissen Farbensymbolen eine Deutung gegeben, die der Mannheimer Loge nicht zureichend erschien. Diese Abhandlung müßte sich im Archiv der letzteren auffinden lassen. Aus Börne's späterer Zeit verdient hier zuletzt noch angeführt zu werden, daß er gelegentlich die Beschränktheit einer der christlichen Frankfurter Logen witzig widerlegte. Als die Rede darauf kam, daß die Loge Sokrates zur Standhaftigkeit keinen Juden zuließ, sondern den Aspiranten die Frage vorlegte: Bist du ein Christ? bemerkte Börne, daß in diesem Falle der eigene Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte würde abgewiesen werden müssen.

Börne dachte damals noch immer nicht, obgleich er Manches anlegte (unter seinen nachgelassenen Papieren befinden sich Manuscripte mit den Ueberschriften: „Versuch über das Princip der Besteuerung“; „Staatswissenschaftliche Fragmente“; „Finanzwissenschaft“; „Ueber Ackerbau“), an zusammenhängende schriftstellerische Thätigkeit, wol aber mochte ihn dazu öfters der Reiz beschleichen, wenn er die Ergebnisse seiner umfassenden Lectüre übersah und sich der Vorzüge seiner Lieblingschriftsteller bewußt wurde. Diese waren damals Johannes von Müller und Voltaire. Bei jenem zog ihn die gedrungene Taciteische Ausdrucksweise, der lapidare Charakter seines uns jetzt allerdings erzwungen und gekünstelt erscheinenden Styls an; bei diesem die Grazie, die Voltaire über die Behandlung ernster Gegenstände zu hauchen wußte, sein Witz, sein Urtheil, das, wenn unbestochen, unbezahlt, immer freimüthig war. Die ersten publizistischen Arbeiten, womit Börne auftrat, tragen unverkennbar das Gepräge eines sich an diesen beiden Mustern heranbildenden Studiums. Sie sind durch den Einfluß Johannes von Müller's nicht selten schroff, sogar unklar. Dr. Stifel, damals Redacteur des

Frankfurter Journals, hätte im Stande sein können, die seit dem Aufstand gegen Napoleon in jener Zeitung von Börne herrührenden anonymen kleinen Artikel näher zu bezeichnen. Sie tragen den Stempel einer fieberhaften Zeitaufregung, sind von lebendiger Vaterlandsliebe eingegeben, sprühen tödtlichen Haß gegen Frankreich und Napoleon und würden eine größere Wirksamkeit gehabt haben, wenn sie jenen rhetorischen Fluß besessen hätten, durch welchen Görres im rheinischen Mercur so außerordentlich wirkte. Einer dieser Aufsätze: „Was wir wollen“ steht in dem oft erwähnten fünften Bande S. 67. Die Anschauungen sind martig, die Ausdrücke gewichtvoll. Er wendet sich an die „männernden Jünglinge,“ an die Bürger, die Frauen. Er schildert die einzige würdige Benutzung der errungenen Siege. Einen andern Aufsatz: „Nachtgedanken“ überschrieben, war mir im Frankfurter Journal aufzufinden unmöglich. Börne erwähnt ihn 1814 in den an Dr. Stifel gerichteten Zeilen: „Machen Sie, daß meine Nachtgedanken (das eingeschlossen, was ich jetzt mitschicke) in die Zeitung kommen. Sie passen sich hinter die Constitution. Wenn man gegen die Dummheiten schreibt, die noch nicht existiren, so ist's Papier niemals verloren. Die Dummheiten kommen sicher hintennach. Ich lege es Ihnen an's Herz, sie morgen zusammen erscheinen zu lassen. Wenn Sie wieder so viele Commerz-Annoncen wie heute haben, könnten Sie billigerweise eine Beilage machen. Was ich über die Constitution schreiben will, wird mich wenigstens 14 Tage beschäftigen. Ich muß schlechterdings meine Ideen (sie incommodiren mich und summen mir wie Mücken im Kopfe herum) über das Verhältniß des Reichs-Oberhauptes zu den freien Städten, und über die Juden, bei dieser Gelegenheit weitläufiger auseinander setzen. Ich werde dann meine Schrift zwar in Ihre Zeitung einrücken, aber zugleich eine eigene Broschüre daraus bilden. Quos ego! Sie können ja unterdessen selbst etwas, oder den Dr. Goldschmidt über die Constitution schreiben lassen. Den Anfang über die amerikanischen Gesandten in Gent müssen Sie jetzt weglassen, denn ich werde nicht Zeit haben die Fortsetzung zu liefern. Börne. Noch wiederhole

ich, daß wenn die Censur von den Nachtgedanken so viel streicht, daß nicht wenigstens vier erscheinen können, sie alle wegbleiben müssen. Dann versteht es sich von selbst, daß jede Nummer wegbleibt, worin auch nur etwas von der Censur ausgestoßen wird — notiren Sie sich doch, was Ihnen von der Constitution einfällt oder was Sie von Andern hören, und theilen Sie mir's mit. . . .“

Börne, der den Aufschwung des Vaterlands, wie man aus diesen hastigen Zeilen ersieht, mit allen Pulsen mitempfand, ahnte nicht, daß er eines der ersten Opfer des Sieges sein sollte. Kaum war die französische Herrschaft in Frankfurt gebrochen, so trat auch wieder die alte freistädtische Verfassung hervor. Der Senat nahm von seiner Souverainetät Besitz, die Anstellung eines Juden hob sich von selbst auf. Börne erhielt seine Entlassung, wenn auch nicht sofort. Man glaubte ihn zuerst durch Zurücksetzung zu bewegen, sich diese selbst zu nehmen. Man überwies ihm geisttödtende Registraturarbeiten, doch schlugen diese Berechnungen fehl. Börne that, was man ihm übertrug, und sah den Intriguen mit Gelassenheit zu. Endlich, da man einen Juden nicht länger mehr im Amte lassen wollte, entschloß man sich, ihn zu entfernen, konnte ihm aber vermöge einer Bestimmung der Congreßacte hinsichtlich der Großherzoglich Frankfurtschen Staatsdiener die Pension nicht entziehen. Börne nahm auf das Betreiben seines Vaters diese mit 400 Gulden an. Er hätte sie leicht auf das Doppelte erhöht bekommen können, wenn ihn nicht sein eingeschüchterter Vater von einem ernstlicheren Widerstande gegen die Unbill der Reaction zurückgehalten hätte.

Gewöhnlich nimmt man diese bittere Erfahrung, die Börne in den Jahren der Befreiung machte, als den Wendepunkt seiner politischen Bildung an. Mit Unrecht. Persönlicher Groll oder gekränkte Eitelkeit gab ihm nicht die neue Richtung seiner Ideen. Einmal war Börne durch seine Bildung und seinen Umgang darüber hinaus, daß ihm gerade die Erinnerung an sein Judenthum besonders hätte empfindlich sein sollen; sodann war er zu unbefangen, um sich eine Weltansicht aus persönlichem Mißgeschick zu bilden. Das

aber war der Sonnenblick, an dem sich seine politischen Begriffe aufhellten: der Zusammenhang, in dem sein eigenes Erlebniß mit dem stand, was sich mit dem Jahre 1815 rings um ihn her vollzog! Deutlich genug sah er, daß sich eine ihm widersahrene kleine Ungerechtigkeit an große Tendenzen lehnte, die immer offener hervortraten. Mit den entarteten Söhnen der Revolution wollte man auch die großen Wahrheiten umstürzen, welche die Revolution gezeitigt und die sie den Lauf um die Welt zu machen geheißten hatte. Die Couriere, die zwischen Wien und jenen Städten, wo die berühmten Reactionscongresse gehalten wurden, hin und her flogen, rissen Furchen in das blutgebüngte Vaterland, in die man den Samen veralteter Meinungen und Vorrechte wieder zu streuen wagte. So Vieles, was uns die Restauration brachte, ging scheinbar aus den edelsten Stimmungen des Zeitgeistes, aus einer schwärmerisch erwachten Liebe zum Vaterlande, zur Muttersprache, zum Christenthum hervor; aber die Intrigue benutzte diese Gefühle, um in der trüben Dämmerung, in der sie sich hielten, die eigenen Vorrechte sicher zu stellen. Viele sonst besonnene Männer hatten das Unglück, erst später das falsche Spiel zu durchschauen und es unbewußt, nicht selten zu eigenem Verderben, in gutem Glauben mitzumachen. Andere überblickten schon früher den Gang, den die Ereignisse nehmen würden, befreiten sich von jenen an sich schönen Täuschungen und Spiegelbildern eines neu erwachten Volksthumus und bildeten sich allmählig jene Theorie aus, die unter dem Namen des Liberalismus bald eine Parole des Parteiwesens werden sollte. Börne, keiner der schönen Ideen von Vaterland, von deutscher Einheit und Würde, Volkserziehung und sittlich religiösem Ernste fremd, ahnte doch früh, wozu diese Namen würden mißbraucht werden und reiste in der Schule sich drängender, wirrer Ereignisse, die dem Siege von 1815 folgten, zu einer politischen Intelligenz, wie sie damals nur erst Wenige in Deutschland besaßen. In kleinen anonymen Artikeln, die er dem Frankfurter Journal überließ, (leider wurden nicht alle gedruckt; ihre Länge gestattete in dem damals sehr kleinen Blatte die Aufnahme nicht) bildete er seine Darstellungsgabe und das Talent aus, unter schwie-

rigen Verhältnissen die Wahrheit, wenn nicht offen zu sagen, doch errathen zu lassen. Er widersetzte sich der zu großen Ausdehnung, die man der Reaction gestattete, und trat als Anwalt mancher guten Neuerung auf, die wir behalten sollten, ungeachtet wir sie der Fremdherrschaft zu verdanken hätten.

Börne's Charakter war zu harmlos, als daß er durch seine Amtsentsetzung sich hätte einem Abgrunde gegenüber fühlen sollen, einer dunkeln Zukunft, die er etwa geglaubt hatte durch irgend einen Entschluß sich erleuchten zu müssen. Allerdings wäre es leichtsinnig gewesen, hätte er sich vom Zufall so fortreiben lassen, er mochte wol auf Pläne und Entschliefungen mancherlei Art sinnen; aber mit einer gewissen Elasticität das Ruder seines Schicksals zu ergreifen, dazu fehlte ihm das sanguinische Temperament. Dennoch setzen wir eine Eingabe her, die er in seiner damaligen Lage an die israelitische Verwaltungsbehörde richtete: „Hochlöbliche Verwaltungsbehörde! Dem Vernehmen nach sucht eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde der israelitischen Gemeinde die Stelle eines Actuars, deren Erledigung bevorsteht, von Neuem zu besetzen. Mehre ihrer verehrten Mitglieder, bei denen ich meinen Wunsch, jenes Amt zu erhalten, mündlich äußerte, haben mir die gütige Zusicherung gegeben, bei dem sich ereignenden Falle sowohl selbst auf mich Rücksicht zu nehmen, als auch zu meiner weitern Empfehlung so viel als möglich beizutragen. Auf diese Versicherung und noch auf andere Gründe gestützt, die, wie ich mir schmeichle, geeignet sind, mir das Vertrauen und die Gunst einer hochlöblichen Behörde zu verschaffen, wage ich es daher, mein Gesuch um das erledigt werdende Amt hiermit schriftlich gehorsamst vorzubringen.“

„Ich darf hoffen, daß meine Befähigung zu jener Stelle nicht werde in Zweifel gezogen werden, da ich schon vier Jahre lang ein öffentliches Amt, nämlich das eines Actuars bei der hiesigen Ober-Polizei-Direction bekleidet habe. Wenn ich dasselbe im vorigen Jahre verlor, so geschah dieses, wie bekannt, aus keinem andern Grunde, als weil ich mich zur israelitischen Religion bekenne. So schmerzlich mir auch der Verlust meines Dienstes und des damit in Verbindung ste-

henden Gehaltes war, so gereichte es mir doch zu einer großen Beruhigung, daß damals meine Vorgesetzten ihre Zufriedenheit, die sie mir früher stets wegen meiner Geschäftsführung bezeigt hatten, besonders bei diesem Anlasse lebhaft äußerten und mir ihr Bedauern zu erkennen gaben, daß sie dem Drange der Umstände nachzugeben auch rückichtlich meiner sich genöthigt sähen.“

„Da nun bei Besetzung derjenigen Stelle, um welche ich ergebenst bitte, meine Religion kein Hinderniß ist, so hoffe ich, daß eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde darum so geneigter sein werde, mir durch Ertheilung derselben einen Verlust zu ersetzen, der als ein von meinem Glauben gefordert Opfer angesehen werden muß. Ich werde durch ununterbrochenen Eifer mich einer solchen Gunst werth zu machen und einen Beifall von Neuem zu verdienen suchen, den ich in meinen früheren Amtsverhältnissen erworben zu haben mir schmeicheln darf. In Erwartung einer geneigten Willfährung meiner gehorsamsten Bitte verharre ich verehrungsvoll Frankfurt, den 28. November 1816. Einer hochlöblichen Verwaltungsbehörde ganz ergebenster Dr. Baruch.“

Die Bedingungen, von denen seine Zukunft abhing, waren unter allen Umständen schwierig. Was blieb ihm als Juden offen? Sich taufen lassen — der Entschluß keimte; aber es gehört in einem gefühlvollen Herzen Zeit dazu, bis er reif wird. Rücksichten auf Eltern und Verwandte traten hindernd dazwischen. Zunächst konnte noch einige Hoffnung sein, daß das Benehmen der neuen Frankfurter Regierung gegen die Juden in Wien oder vom Bundestage könnte cassirt werden; denn es widersprach aller Billigkeit. Die Judengemeinde in Frankfurt hatte sich durch die Summe von 440,000 Gulden das Bürgerrecht erkaufte; Preußens und Oesterreichs Staatskanzler, die Fürsten Hardenberg und Metternich, versicherten die Abgeordneten ihrer thätigsten Verwendung und richteten selbst Zuschriften an den Frankfurter Senat, um diesen zu einer billigen Ausgleichung zu bewegen. Die Gemeinde schickte Börne's Vater, J. Gumprecht und G. G. Uffenheim zum Wiener Congreß, die Acte des Congresses wahrte im Artikel 46 die Rechte der Juden in Frankfurt; dennoch

wurden auf den Grund des Ausdrucks: Les institutions seront basées sur le principe d'une parfaite égalité der Zukunft die nähern Bestimmungen anheim gegeben, einer Zukunft, die Alles beim Alten ließ. Am liebsten hätte man wieder sämtliche Juden in die Judengasse gesperrt. Börne besorgte damals im Auftrage der Gemeinde eine lichtvolle Zusammenstellung der Actenstücke, welche diese Frage erläutern; sie erschien 1816 unter dem Titel: „Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt am Main.“

Börne's Vater, der nicht umsonst in Bonn mit dem nachmaligen Fürsten Metternich zusammen in die Schule gegangen war (wenigstens erzählte man's in Frankfurt), war ein halber Diplomat. Er hörte zwar nicht auf, mit Eifer für die rechtliche Gleichstellung der Juden zu wirken, sah aber mit Schrecken, daß die Fürsten und ihre Rathgeber den erwachenden und von manchen Ideologen, sogar Rüks, Fries und Anderen genährten Judenhaß theilten. So veranlaßte er zwar seinen Sohn, eine Brochüre zu schreiben: „Die Juden und ihre Gegner“, erschrak aber, als sie schon gedruckt war, so sehr von dem bösen Blute, das diese Schrift setzen konnte, daß er sie selbst unterdrückte; gewissenhaft genug muß er dies betrieben haben; denn man möchte schwerlich von dieser Schrift auch nur ein einziges Exemplar aufzutreiben im Stande sein. Eine kleinere Flugschrift von Börne unter dem Titel: Für die Juden, erschien auf Veranlassung der Posse: Unser Verkehr, in welcher damals der Schauspieler Wurm die jüdische Nationalität lächerlich machte. Sie wurde wenig verbreitet und ist ihrem Hauptinhalte nach in die „Gesammelten Schriften“ aufgenommen.

Natürlich mußten diese verschiedenen Federproben in Börne den Gedanken, als Schriftsteller zu wirken, immer klarer ausbilden. Nur Mißtrauen in die eigene Kraft, vielleicht auch Mangel an Aufmunterung hielten ihn noch immer zurück, diesen Gedanken lebendiger zu erfassen und durchzuführen. Ueber die Richtung, welche die Welt zu nehmen anfang, hatte er so unermesslich viel zu sagen und gerade weil er das Ende nicht ab sah, mußte er den Anfang nicht zu finden. Schon im

Jahre 1815 hatte er auf einer Vergnügungsreise nach Stuttgart Gelegenheit gehabt, den berühmten Buchhändler Cotta, der als ein Anhalt aller Talente bekannt war, zu sprechen; doch erfolgte keine nähere Verbindung. Cotta bot dem Dr. Baruch die Spalten seiner Zeitschriften an, die aber erst in späterer Zeit bestimmt waren, von seinen Aufsätzen geziert zu werden. Die Unentschlossenheit des angehenden Schriftstellers wurde noch durch die Gewissenhaftigkeit, wie Börne arbeitete, vermehrt, zum Theil auch wol durch den Mangel an Routine, der ihn bis an sein Ende nicht verließ. Er schrieb leicht nieder, aber die Gedanken mußten sich vorher schon im Kopfe gerundet haben, sie mußten sogleich fertig auf's Papier kommen. Dazu war Börne im Ausdruck wählerisch. Ein fehlendes Bild störte ihn lange und hatte er es, so sann er wieder auf die passendste Art, es anzubringen. Es war ihm gänzlich eine Haupttriebfeder des Schriftstellers, der Ehrgeiz, fremd; Neuerungssucht in dem Sinne, andere Menschen verbessern zu wollen, große Umwälzungen zu veranlassen oder wenn nichts, doch wenigstens Aufsehen zu erregen, kannte er nicht. Wenn er auch in seinem spätern schriftstellerischen Wirken von der Ansicht ausging, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth sei, so konnte ihn Aussicht auf Gewinn eben so wenig locken. So gingen einige Jahre in planloser Zerstreung hin. Seine Lieblingslectüre wurde um diese Zeit Jean Paul. Er las in den Häusern, die er am liebsten besuchte, bei Stiebel, Dohs, Reis, zuweilen den Frauen, deren Umgang er vorzugsweise liebte, vor, ließ sich aber von dem eigenen Interesse, das er an dem Dichter nahm, so bewältigen, daß z. B. über den Feldprediger Schmelzle sein Vortrag im unauslöschlichen Lachen, das er selbst nicht zurückhalten konnte, ersticte.

Dr. Stifel hatte im Jahre 1817 die Absicht, eine Zeitung im constitutionellen Sinne, doch zu Gunsten der Regierungen, herauszugeben. Freiherr von Otterstedt, der preußische Gesandte, ermutigte ihn dazu, Cotta erbot sich zum Verlag. Börne sollte für diese unter dem Namen Ministerialblatt projectirte Zeitung gewonnen werden. Stifel und Börne reisten nach Stuttgart, konnten sich aber mit Cotta nicht einigen. Das Project zerschlug sich und

Börne wurde die Verlegenheit erspart, sich in ein Unternehmen eingelassen zu haben, das zwar Freimüthigkeit im Schilde führte, seinen Ansichten aber auf die Länge großen Zwang angelegt haben würde. Einem eben so verfänglichen Antrage wich Börne später aus. Im Jahre 1818 wurde er von zwei einflußreichen Frankfurtern wiederholt angegangen, die Geschichte der Jahre 1813 und 14 zu schreiben, dabei aber hervorzuheben, wie viel Rußland für Deutschland gethan; man wollte ihm zu dieser Auffassung, die wol von den Interessen Preußens Oesterreich gegenüber ausging, Material verschaffen, man suchte wiederholt und berebt ihm die Sache annehmbar zu machen. Er lehnte entschieden ab und sagte zu Vertrauten: „Ich sehe, daß man die Absicht hat, Rußlands Interesse in Deutschland vorherrschend zu machen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten.“

Im Juli 1817 verlebte Dr. Stifel mit Börne in Rödelheim bei Frankfurt einige angenehme Wochen. Sie besorgten dem Rath Schlosser die Correctur einer daselbst gedruckten Denkschrift für die Juden. Beide kamen sie damals fast in Lebensgefahr, bei einer Wasserfahrt auf der Nied, einem Flößchen, das zuweilen gefährlich anschwillt.

Den 5. Juni 1818 that Börne einen Schritt, der ihm für sein ferneres schriftstellerisches Wirken unerläßlich schien. Er trat zum Christenthum, lutherischer Confession, über. Er war 32 Jahre alt. Pfarrer Bertuch in Rödelheim bei Frankfurt leitete die geistliche Handlung, an welcher dessen Sohn, der damalige Handelsbesessene Bertuch (später in Italien etablirt) als Taufzeuge theilnahm. Von diesem Puthen nahm Börne noch den Namen Karl an, Karl Ludwig Börne. Wie er auf diesen letztern Eigennamen gekommen, ob er ihn selbst zusammengesetzt oder irgend woher entlehnt hat, ist nicht bekannt und wird am wenigsten durch seinen humoristischen Stammbaum in den Pariser Briefen, wo sich Börne vom großen Bör ableitete, klar werden. Lange blieb Börne's Religionswechsel unbekannt; selbst seine nächsten Bekannte, sein eigener Vater, der es später lange nicht glauben wollte, wußten davon nichts. Ein Beweis, wie wenig er durch seinen Uebertritt auf die Erlangung äußerer Vortheile oder

eine Veränderung seiner gesellschaftlichen Stellung gerechnet hatte. Vollends spricht dafür sein wunderliches Verhalten, als er sich im Winter desselben Jahres zur Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft meldete. Als Herausgeber eines Journals, (es waren die ersten Hefte der Wage erschienen und so schrieb er damals an einen der Vorsteher jener Anstalt,) wäre ihm die Zeitungslectüre so sehr Bedürfniß geworden, daß er sich gern unter den Mitgliedern jener Gesellschaft befände. Der Brief lautet: „Ew. Wohlgeboren. Ich erlaube mir, mich an Sie als einen der Vorsteher der hiesigen Lesegesellschaft zu wenden. Es ist mein Wunsch, derselben als Mitglied beizutreten. Zwar haben mich Freunde versichert, daß ich Hindernisse finden würde, wegen meiner Abstammung von einem, ich weiß nicht welchem, der zwölf Stämme Israels; indessen schmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berücksichtigen und mit Theilnahme für mich reden werden. Es ist mir nicht bloß darum zu thun, den Vortheil und den Genuß einer Anstalt, die sonst jedem wohleingerichteten Menschen offen steht*), auch mir zuzuwenden; dieses allein würde meine Abneigung, in eine Gesellschaft einzutreten, wo auch nur Zwei mich ungern sehen, nicht haben überwinden können. Aber diese Lese-Anstalt ist mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitschrift bin (der Wage) und wir Journalisten, wie Sie wissen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den literarischen Wiesen bald diese bald jene Blume aussaugen. Man hat mich versichert, daß Sie, werthester Herr, die Gefälligkeit selbst wären, und sich gewiß bemühen würden, meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen Ihr ergebenster Dr. Börne. Frankfurt, den 12. November 1818. (Im Johannerhof in der Fahrgasse.)

Man schlug ihm sein Gesuch ab, weil die Gesetze der Anstalt Israeliten ausschlossen. Nun war er doch Christ und konnte sich als solcher geltend machen. Letzteres ver-

*) Börne tadelte später oft, daß von dieser (jetzt eingegangenen) „Lesegesellschaft“ der gebildete Handwerker ausgeschlossen war.

schmähte er. Man erfuhr seine Religionsänderung erst, als er einige Jahre später einen verdrießlichen Handel mit der Polizei hatte, der ihn auf mehre Tage, wegen eines Mißverständnisses, auf die Hauptwache brachte. Der Actuar wollte damals, zur Einleitung des Verhörs, Namen, Stand, Religion u. s. w. aufschreiben, hatte schon die Rubrik Religion mit: Israelitisch ausgefüllt und hörte zu nicht geringer Vermunderung, daß Beklagter Christ war.

Börne's Uebertritt wurde zwar zunächst nur durch das gleichzeitige Erscheinen seiner Zeitschrift: „Die Wage“ veranlaßt; indessen mochte ihn doch vielleicht außer dem nur politischen Grunde zu diesem Schritt auch der Umstand bewogen haben, daß er dem Judenthum, seinen Gebräuchen und Lehren völlig fremd geworden war. Er wollte von seiner einseitigen Stellung zu seinen Glaubensgenossen frei werden und sich zu einem übersichtlichen Höhepunkt aufschwingen, von dem aus er alle Interessen Deutschlands überschaute. Der Einwand, daß er an diesen als Jude nicht theilhaftig sein könne, mußte zuerst zurückgewiesen werden. Der Gedanke, als Publicist zu wirken, war zu lebendig in ihm aufgegangen.

In den geselligen Kreisen, wo Börne zu verkehren pflegte, hatte man ihn oft über den beklagenswerthen Zustand der deutschen Tagesblätter klagen hören. Es fehle ihnen Taktik, Geist, Styl, alles, womit sich die Ideen eine schlagendere Wirkung erobern könnten. Man ermunterte ihn, doch selbst mit einem Journal aufzutreten. Ich werde es auch! sagte er mit einem Ausdruck, der seine Bescheidenheit verrieth; denn daß man ihn aufforderte, machte ihm den Entschluß schon um Vieles leichter. Wie erstaunte man, als Börne, an dem man schnelles Auffassen eines Planes und langsames Ausführen gewohnt war, in der That nach einiger Zeit erschien und einem vertrauten Kreise seinen Prospectus zur „Wage“ vorlas! Er gefiel allgemein und bald trat das erste Heft der neuen Zeitschrift an's Licht. Sie sollte in zwanglosen Heften erscheinen und handweise bezahlt werden. Börne, der damals im Johanniterhof auf der Fahrgasse (österreichisches Besitztum) wohnte, nahm selbst die Bestel-

lungen an,*) wandte selbst die ersten Ausgaben an seine Unternehmung und hatte bald einen so guten Erfolg, daß er das erste Heft in zweiter Auflage drucken lassen mußte. Geheimerath Willemer besuchte ihn sogleich nach Erscheinen desselben; von allen Seiten kamen Briefe und ermunterten den noch ängstlichen Redacteur, in seinem Wirken fortzufahren. Wie, sagten die, die früher nichts Besonderes in ihm gesehen hatten, das ist dieser Doctor Baruch, der auf dem Römer nie ein ordentliches Protokoll abfassen konnte? Die Wage verbreitete sich zwar nicht in Massen, aber doch überall dorthin in Deutschland, wo Urtheil genug vorhanden war, den Geist derselben zu würdigen. Wie viel Aufsehen sie in Wien machte, beweist die günstige Meinung, welche Genz über den Herausgeber zu Rahel Barnhagen aussprach. Diese schrieb im Jahre 1819: „Dr. Börne schreibt ein Journal: Die Wage. Mir empfahl es Genz als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt geschrieben würde, er empfahl es mir mit enthusiastischem Lobe; seit Lessing, sagte er mir, — er meinte einen bestimmten Artikel darin — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Genz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob an Witz, schöner Schreibart. Es ist scharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie

*) Er schrieb unterm 17. Mai 1818 (wahrscheinlich an Justizrath Hoffmann in Rödelheim) z. B. folgendes Billet:

Mein theuerster Justizrath!

Sie sind ein miserabler Mensch, daß Sie allen Ihren Freunden, nur mir allein nicht geschrieben haben, Sie Sportelnkäfer! Ich schicke Ihnen hiermit eine Ankündigung zu meiner Zeitschrift, die hoffe ich früher als der Messias kommen wird. Ich ernenne Sie zu meinem Correspondenten für Ihre Residenz. Schaffen Sie mir nur viele Abonnenten in Ihrer Gegend. Ihr gnädiger Herr soll 20 Dörfer haben, und jedes derselben könnte wenigstens 4 Exemplare nehmen. Ich werde viel von der Landwirthschaft schreiben, vorzüglich von den Kirchweihfesten, die ich zum Gegenstand der genauesten Untersuchungen gemacht habe. Hier in Frankfurt habe ich schon 80096 Abonnenten, jeder Einwohner hat 2 genommen, und das Kind im Mutterleibe so wie die Todten im Grabe lesen meine Ankündigung mit dem größten Vergnügen. Wie geht es Ihnen, Theuerster? Schreiben Sie mir doch bald. Ihr ewiger Freund

Dr. Börne.

man soll, über Schlechtes in der Kunst. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtichaffener Mensch! Wenn Sie seine Theaterkritiken lesen und nie die Stücke gesehen haben, so kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! Anderes von ihm kenne ich nicht. Genz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte." Später wurde Rachel sogar Mitarbeiterin der Wage. Das letzte Heft derselben bringt Briefe, die zum Theil durch mancherlei Persönlichkeiten unklar sind, zum Theil aber auch seine „Aperçus und Apprehensionen“ (dies wird wol der beste Ausdruck für ihre Art sein) über damals gelesene und noch jetzt werthvolle Bücher bringen. Unter Anderm sagt sie: „Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter? Oder ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann?“

Daraus, daß die Regierungen auf die Wage aufmerksam wurden, ersieht man wol, wie sehr man den leitenden Gedanken Börne's, die Politik, verstand. So wie sich ihm die politischen Ideen als Rectificationsmittel der trüben Luft erwiesen, die sich in unsern ästhetischen, moralischen, geselligen Beziehungen angehäuft hatte, und er jene dadurch zu vertreiben suchte, daß er den Essig seiner Satyre auf den heißen Stein mißlicher politischer Verhältnisse goß, ebenso konnte er auch äußerlich nicht unterlassen, seine Bilder aus politischen Regionen herzunehmen und in der Färbung seines Ausdruckes zu verrathen, daß ihm die Politik immer gegenwärtig war. Sie schimmerte wie ein seidenes Unterkleid durch einen Gaze-Überwurf immer wieder hervor. Konnte er doch sogar bei seinen Theaterkritiken nicht unterlassen, einmal von einer an der Frankfurter Bühne gastirenden Dame vom ständischen Theater in Grätz zu sagen: Wenn die Stände in Grätz so leise sprächen, wie diese Dame, dann müsse es um die Freiheit Steiermarks schlimm stehen. Börne hatte keine Vorstellung davon, wie manche zahme Journalisten eine neu begründete Zeitung mit der Bemerkung ankündigen konnten: „Die Politik ist gänzlich ausgeschlossen“, oder um es richtiger

zu sagen, Börne hat oft gerathen, allerdings solche, die Machthaber täuschende Erklärungen zu geben, aber er konnte nicht begreifen, wie man sie halten konnte. Er rief den Freunden der Freiheit oft, Jesuiten zu werden; wo keine freie Einfuhr erlaubt sei, lieber zu schmuggeln; aber das einfältige Einhalten einer solchen Prospectusversicherung war ihm, den zu bekämpfenden politischen Mißständen gegenüber, unerklärlich. In Paris vollends schien ihm eine solche Erklärung verdammungswürdig. Die kurz nach der Julirevolution gestiftete Europe littéraire, die dem Gedanken Goethe's von einer Weltliteratur großen Vorschub hätte leisten können, aber bald der zu kostspieligen Begründung wegen eingehen mußte, hatte, um in Deutschland Eingang zu finden, erklärt: Die Politik bleibt von unsern Spalten ausgeschlossen. Dies schien Börne schimpflich: denn eine Freiheit haben und sie nicht benutzen, war ihm noch mehr als eine Thorheit. In Deutschland entschuldigte er die Wendung, wenn er auch nicht geschaffen war, sie einzuhalten. Der Erzähler mußte lachen, als ihm Börne Ende des Jahres 1836 von Paris aus sagen ließ, er wolle zu der in Frankfurt damals erscheinenden „Börsen-Zeitung“ eine Sonntagsbeilage schreiben, ganz „mit Ausschluß der Politik“. Ich wußte recht gut, daß Börne nur über die Taglioni und die Malibran zu schreiben brauchte und darum doch censurwidrig bleiben würde.

Wir müssen hier gleich an der Schwelle der Betrachtungen über Börne als Schriftsteller einen Punkt erwägen, der bedenklich scheinen könnte. Börne sprach in seiner Wage über Kunst, Literatur, Gesellschaft und hatte dabei immer nur den Maßstab der Politik. Es ist in neuerer Zeit zu einem folgenreichen Streite über die Frage gekommen: Inwiefern politische Maßstäbe zur Beurtheilung dichterischer Eigenthümlichkeiten ausreichen? Daß man sie anlegte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unsere Literatur hat sich während der schönsten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuständen heimisch gefühlt, die dem unmittelbaren Bewußtsein der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten sich die Anschauungen der Dichter und die Philosophen beschäf-

tigten sich eher damit, das Räthel der Welterschöpfung zu lösen, als eine schwebende Frage der Zeit. Jedenfalls mußte gegen diese idealische Welt eine Reaction stattfinden, die um so gewaltiger wurde, als sie mit den Stürmen der politischen Erlebnisse selbst heraufzog und sich nach und nach sogar mit Geistesrichtungen und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen des nächsten Moments der Zeitgeschichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländisch-freisinnigen Gesängen stimmten. Die Fürsten hatten am Aufschwung unserer classischen Literaturperiode einen Antheil gehabt, den ihre Söhne an dem ihr folgenden silbernen Zeitalter nicht mehr nehmen wollten, weil sie vor dem neuen Geist der Dichter und Schriftsteller erschrakten. Diejenigen Heroen der literarischen Vergangenheit, die in die neue Gegenwart noch hinein lebten, konnten sich in dem Wesen derselben nicht zurecht finden und Goethe zeigte sogar unverhohlen, daß ihm das Studium der Gall'schen Schädellehre mehr Interesse gewährte, als die Neuerungen unseres öffentlichen Geistes seit dem Sieg über Napoleon.

So lange sich der patriotisch-freisinnige Zeitgeist gegen jene Thatsache entrüstete, war derselbe ohne Zweifel in dem vollen Recht, das die Gegenwart an sich selbst hat; das Fehlerhafte hing nur an, als man über diese Thatsache als solche hinaus ging. Nicht genug, daß man die vorzugsweise aristokratischen Ueberlieferungen der classischen Periode mit jener Sprödigkeit ablehnte, die der aufgeregten Stimmung nicht verdacht werden konnte; man dehnte seine Opposition auch über die Gegenwart aus und übertrug sie in eine Vergangenheit, die sich unter Umständen entwickelt hatte, die sie für den politischen Standpunkt von vornherein unzurechnungsfähig machten. Von den Gesinnungen ging man zum Talent über und glaubte, nachdem erwiesen, daß Goethe ein Aristokrat war, auch erweisen zu können, daß er kein Genie hätte.

Börne hat sich bei dieser Bilderstürmerei nie von dem Fanatismus fortreißen lassen, den Wolfgang Menzel zur Schau trug. Börne empfand die vornehme Eccellenza Goethe's mißmuthig genug. Er geißelte die aristokratische Ruhe dieses Ueberglücklichen mit mehr als kaltem Spott, er

geißelte sie mit glühendem Zorn und nichtverhaltener tiefster Erbitterung. Ueber die Gesinnung ging er aber kaum hinaus, sich anmaßend, dasjenige, was er verderblich nannte, auch kümperhaft zu nennen. Börne trat eben nicht wie Menzel im Interesse anderer Richtungen, z. B. der Romantik auf, welcher die von Goethe's Schultern abgerissene Pracht und Herrlichkeit angeflucht werden sollte, sondern es war ein ursprüngliches, rein menschliches Gefühl, das er durch Goethe's Stellung in Deutschland verletzt sah. Er verlor sich nicht wie Menzel in die frühesten Anfänge des Dichters, zergliederte nicht Goetz, Werther, Egmont schon in dem Geiste von 1819, sondern eben weil er diese Größe der Anfänge Goethen lassen mußte, war es ihm um so schmerzlicher, ihn für seine Fortentwicklung nicht lieben zu können. Erst in der heftigen Aufregung, in die ihn die gehässige Aufnahme seiner ersten Pariser Briefe versetzte, ließ er sich gegen Goethe zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen. Die Kritik der Goethe'schen Tag- und Jahreshefte im dritten Bande der Pariser Briefe ist nicht frei davon. Sie verwandelt das, was man an Goethe bemitleiden muß, in Hassenswürdiges, macht aus dem, was Goethe nach dem ganzen Verlauf seiner Bildung nicht leisten konnte, etwas, das er seiner argen Natur nach nicht leisten wollte.*)

Um die Stimmung, die Börne gegen Goethe empfand, hier gleich vollends zu würdigen, muß man wissen, daß sie beide Landsleute waren. Börne konnte den Bildungsgang der Goethe'schen Jugend verfolgen; er wurde, so oft er von der Zeil und dem Türkenschuß nach dem Eschenheimer Thore in Frankfurt einen kürzern Weg nehmen wollte, durch die schlimme Mauer, den Schauplatz des von Goethe erzählten Parismärchens, an den vornehmen Geheimrath in Weimar erinnert. Er kannte die patricischen Einflüsse, die auf Goethe's Jugend gewirkt hatten. Er wußte das eigenthümlich Hochjahrende und Frankfurterische in der Frau Rath genugsam

*) Auch schon 1819 in den Briefen, welche die nachgelassenen Schriften (Mannheim 1844) veröffentlicht haben, finden sich Aeußerungen einer Abneigung gegen Goethe, die man erklären, aber nicht in solchem Grade, wie dort ausgesprochen, theilen kann.

zu würdigen, um sich Goethe in seiner Erscheinung klar zu machen. Die Abneigung Goethe's gegen das Judenthum, eingimpft schon durch die Geburt, anezogen durch die Frankfurter Sitte, mochte nicht wenig zu seiner Verstimmung gegen ihn beitragen. Und soll ich ganz sagen, was ich denke, so ist es mir oft, als hätte Börne darauf gerechnet, daß Goethe irgendwie seine Aeußerungen über ihn erfahren würde. Nicht als hätte ihn Eitelkeit dies wünschen lassen, wol aber gönnte er ihm in seiner vornehmen Abgeschlossenheit, in dem Schooß jener künstlich arrangirten Glückseligkeit, wo weibliche Sorgfalt jede Unannehmlichkeit von ihm abzuhalten suchte, zuweilen den Einblick in Meinungen und Urtheile über ihn, die von den aus Berlin jährlich zum 28. August ankommenden Weihrauchopfern verschieden waren. Er gönnte ihm, daß er noch vor seinem Tode erführe, wie ihn die neue Zeit fasse und wie ihn nichts retten könne vor einer Verurtheilung, die der erzürnte Genius des Vaterlandes, die beleidigte Göttin der Freiheit, über ihn verhängt hätte.

Sonst wüßten wir nicht anzugeben, daß Börne je etwas Geistloses und Gewöhnliches deshalb angerühmt hätte, weil es patriotisch und liberal gewesen; im Gegentheil konnte ihn nichts tiefer schmerzen, als Geist mit schlechten Gesinnungen vereinigt und bei guten mangeln zu sehen. Seine Briefe aus Paris verrathen später oft das unheimliche Gefühl, das ihn beschlich, wenn er enthusiastische Aeußerungen freier Ideen hörte und doch an dem, der sie aussprach, nichts fand, was ihn hätte anziehen können. Er hat seinen Ueberzeugungen nie den Geschmack geopfert. Er hat sich nie entschließen können, einen gewissen ästhetischen Aristokratismus an sich zu unterdrücken. Und dieser Formensinn wurde ihm sogar nicht durch das Studium Goethe's immer befriedigt. Er sagte oft, wenn er ein Buch von ihm las, während des Lesens: „Ich weiß nicht, mir wird ganz dumm im Kopfe.“ Jean Paul dagegen rege ihn so gewaltig an, daß er sich von einem Heere von Ideen umschwirrt fühlte, er könne nur zugreifen und hätte immer etwas Bedeutendes. Börne hatte die Absicht, noch einmal gegen den Faust zu schreiben. Doch hintertrieb er, daß seine Urtheile über Goethe in's Französische übersetzt würden. Börne

war einmal nahe daran, Goethen in Weimar vorgestellt zu werden; Holtei wollte ihn einführen. Doch schlug es Börne aus.

Börne kam zuweilen in verwickelte Collisionen seines Geschmacks für das Schöne und seiner Sympathie für das Richtige. Aus diesem Gesichtspunkt war mir aus seiner spätern Zeit seine Beurtheilung des „Trauerspiels in Tirol“ von Immermann interessant. Es störte ihn etwas an dieser Dichtung und doch zog sie ihn an. Er fühlte an ihr etwas, das ihn lähmte, konnte es aber nicht recht ausdrücken und wiedergeben. Hundert Gedanken laufen ihm über den Weg, keiner ist der rechte und doch will jeder erwogen sein. Er räumt dem Dichter Alles ein und sagt zuletzt: Es ist doch, doch etwas darin, was mir fremd ist und bleiben wird. In einer solchen Stimmung greift er wol zur Dialektik, die er dann auch gegen Immermann's Hofer scharfsinnig genug in Anwendung gebracht hat.

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geschmack collidirte, so wird man nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft sein, daß er der ersten das Vorrecht einräumte. Er ging, wie man an dem vorigen Beispiel sehen konnte, hart daran; „aber,“ sagt er, „in einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe.“ Indessen gab es doch einen Maaßstab, der ihm noch höher stand, als der politische: der moralische. Die moralischen Maaßstäbe sind in Verruf gekommen, seitdem sie von der Brüderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moralischer Maaßstab war ein höherer: es war das Maß des Gemüths und der Ehre. Das Malhonnette, Unhonorige war ihm verhaßt. Wir werden später, bei Entwicklung seines Charakters, auf diesen Adel des Herzens und eine eigenthümliche Form, in der sich derselbe bei ihm aussprach, zurückkommen; hier interessiert uns nur die Anwendung desselben auf seine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'schen Wilhelm Tell. Dieser gepriesene Held der schweizerischen Freiheit war ihm, schon in seiner Wage, nicht nur ein Philister,

sondern sogar ein schlechter, unedler Mensch. Börne konnte entschuldigen, daß jemand für die Freiheit seines Vaterlandes einen Mord beging, vielleicht einen falschen Eid schwur; aber er konnte nicht entschuldigen, daß jemand, der am Rütli fehlte, plötzlich, um Allen dienlich zu sein, sein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt seines Kindes schoß, empörte ihn; er ruft aus: „Tell hätte nicht auf seinen Sohn schießen dürfen und wäre aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden!“ Etwas Trübes liegt, genau geprüft, allerdings auch in dieser Ideenverbindung, doch hängt sie mit andern dunkeln Gemüthsstimmungen zusammen, die wir später entwickeln werden; wenigstens beweist dieser Ausspruch, daß Börne kein starrer Begriffsmensch war, kein kalter Terrorist, wie man ihn zu schildern pflegt, sondern Gemüth genug besaß, daß ihm die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde doch noch höher ging, als die Liebe zur Freiheit.

Will man Börne's politische Ideen darstellen, so muß man sie von der praktischen und theoretischen Seite auffassen. Jene sind sozusagen die sichtbaren blauen Adern, die sich auf der Haut seiner Schriften schlängeln, diese die tiefer liegenden Muskeln. Um jene zu schildern, muß man das Gemälde der politischen Lage Deutschlands aufrollen und die Geschichte erzählen, wie sie seit dreißig Jahren, von Napoleon's Invasion bis zur Ohnmacht der deutschen Ständekammern geworden. Börne ergriff als Publizist die Feder kurz nach dem Sturze Napoleons; die Abneigung gegen Napoleon, den Testamentsverfälscher der Revolution, verließ ihn niemals. War Börne nicht edel? Das Ende der französischen Herrschaft in Deutschland nahm ihm eine achtbare Stellung, die er auf der Frankfurter Polizei bekleidete, und doch erfüllt ihn der Gedanke an die Schmach des Vaterlandes stets nur mit Grauen. Er hat nie die Vorstellung jenes Napoleon verlieren können, der die Revolution nur deshalb bändigte, um sie zu seinem Pudel abzurichten; jenes Napoleon, der alle Traditionen derselben abschwor, nur um seine erzwungene Herrschaft mit der Legitimität, der kirchlichen und weltlichen, auszusöhnen. Er haßte die Verwaltungsgrundsätze Napoleons, seinen Verrath an der einzigen Frucht, die am Baume der Revolution zur vollende-

ten Reise gelangt war, der constitutionellen Freiheit, er haßte seine Kriege, weil sie die leichtsinnige Bergeßlichkeit der Franzosen schüren und ihre Gedanken von Dem ablenken sollten, was ihnen Napoleon genommen hatte. Den Hoffnungen, die der Sturz des Corsen nährte, entzog sich Börne nicht. Er war wirklich keiner von den Klugen, die nur deshalb, weil sie des Enthusiasmus nicht fähig sind, schon damals gesagt haben wollen: ich sah das Alles voraus. Aber um so bitterer mußte Börne's Enttäuschung sein. Die feierliche Ankündigung der heiligen Allianz, der das einzig freie Land Europas, England, nicht beitrug, weckte seine Besorgniß; die Verhandlungen des Wiener Congresses bestätigten sie. Die alte Zerstückelung des Vaterlandes blieb, aber noch konnte man hoffen, der Bundestag würde mehr als eine nur diplomatische Repräsentation werden. Männer, die für Patrioten galten, bildeten damals noch einen Theil dieses Arotopags; aber bald wurde er, wie die großen Mächte sagten, epurirt. Jene Reaction, deren aristokratische, hierarchisch-jesuitische, absolutistische Zwecke von einer bestens organisirten Polizei schnell in's Werk gesetzt wurden, trat auf den Congressen in Aachen, Carlsbad, Verona immer unverhohlener hervor; die freisinnigen Staatsmänner, die mit dem Volke glaubten, die letzten Kriege sollten uns nicht blos von den Franzosen, sondern auch von jenen politischen Uebeln befreit haben, die jene so leicht zu Siegern über uns gemacht hatten, wurden genöthigt, ihren Abschied zu nehmen und traten zum Theil sogar in die Reihen der Oppositionen ein, die sich bei den in aller Eile gegebenen Verfassungen von selbst bilden mußten. Einzelne befangene, irrende oder bestochene Köpfe mißbrauchten ihr größeres oder geringeres Talent, um gleichsam a priori politische Theorieen aufzustellen, die doch nur erfunden waren, um die Ansprüche der Aristokratie zu begründen; selbst die Religion, die christliche Religion, die Religion der Freiheit, wurde gebraucht, um die Unterthänigkeit des Volkes zu lehren. Freisinnige Lehrer der Jugend wurden verdächtigt, viele ihrer Stellen entsetzt, manche eingekerkert. Die Reaction lockte etwas von einer Revolution hervor. Da man die Freiheit und die Nationaleinheit in der Idee, die das

deutsche Volk damit verband, bedroht sah, bildeten sich, sie zu schützen, geheime Vereine. Diese wurden entdeckt und die Gefängnisse füllten sich mit jungen Männern, deren Schicksal nicht hindern konnte, daß immer wieder Andere das aufnahmen, was die Vorhergegangenen verloren gegeben hatten. Um das Volk zu verwirren, wirkte man auf die schlechten Leidenschaften der Masse, auf den Zunftgeist, den Religionshaß; man ließ die Juden die Heloten der Neuerungskunst werden, wenigstens behaupteten die Juden, daß sie in den freien Städten bei den Behörden einen für ihre bedrängte Lage unverhältnißmäßig lauen Schutz fanden. Es kam den Intriguanthen damals Alles darauf an, daß die Begriffe von Freiheit und bürgerlichen Rechten dem Volke selbst verdächtig würden. Börne faßte auch in der Wage diese Verfolgungen der Juden richtig auf. Nicht wie Andere wandte er sich mit bitterm Vorwürfen an die Christen, nicht wies er satyrisch, wie das leider nur zu sehr bei den Emancipationschriftstellern Sitte ist, auf die „Religion der Liebe“ hin; sondern er bemitleidete die Masse, die nur einem falschen Wahne, auf fremde Verführung, folgte. Er verglich noch später diese Judenverfolgungen mit der indischen Schlangenjagd. Um die Schlange zu erlegen, jage man ihr einen Dachsen in den Rachen; sie fresse sich an ihm satt und läge dann unbehülflich, jedes Kind könne sie tödten.

Mitten in der vollen Thätigkeit dieser rings um Deutschland befestigten reactionären Schrauben, die alles politische Leben hemmten und eine Freiheit nach der andern erdrückten, versuchte Börne, in seiner Wage über die Politik des Tages zu schreiben. Er griff die Gesetze, die zur Beschränkung der Preßfreiheit gegeben wurden, behutsam, aber desto treffender an. Er schrieb seine „Schüchternen Bemerkungen über Oesterreich und Preußen“, in welchen er das Wesen beider Staaten in ihrer wechselseitigen Ergänzung darstellte, wol aber auch mehr als ahnen ließ, wie gefährlich für Deutschland diese Ergänzung werden müßte, wenn beide Staaten auf eine Gattung von Politik hinarbeiteten, an der sich damals noch zweifeln ließ, da ihre Werke noch nicht für sie zeugten. Zuweilen gab Börne Berichte über die damalige politische Lage, aus

denen das Zusammenwirken einer und derselben feudalistischen Parthei in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland sichtlich bewiesen hervorging; er theilte die Ansichten auswärtiger Publizisten über Deutschland mit. Aphorismen griffen kleinere Ereignisse aus der Tagesgeschichte auf und brachten diese unter den allgemeinen Gesichtspunkt seiner leitenden politischen Gedanken.

Neben den politischen Aufsätzen machten die dramaturgischen das meiste Aufsehen. Börne wagte sich Anfangs nicht selbst an die Theaterkritik. Er wollte sie einem gewissen Bourny, einem Lehrer, überlassen. Da dieser jedoch zu träge war, mußte er selbst diese Parthie übernehmen und zu seinem eigenen Erstaunen — es ging. Als Börne das erste Heft seiner Wage dem ihm befreundeten Schauspieler Weidner übersandte, sagte er in dem Begleitungsschreiben: „Für Sie sind die Theaterkritiken meines Journals nicht; sie sind nur für solche Leser, die einer Lockspeise bedürfen, um auch das Uebrige zu lesen.“

Börne hat später oft die Strenge seiner dramaturgischen Urtheile bereut. Er sagt selbst, daß er die Anforderungen, die der Herausgeber der Wage an die Leistungen des damaligen Personals der Frankfurter Bühne machte, niedriger gestellt haben würde, wenn er sich schon damals überzeugt hätte, daß an den meisten deutschen Theatern nicht besser gespielt wird, als damals in Frankfurt. Börne ging an seine Theaterkritiken mit Gewissenhaftigkeit. Er suchte sich vor der Aufführung mit dem Stück selbst, falls dasselbe gedruckt zu haben war, bekannt zu machen; so konnte er seine Aufmerksamkeit allein auf das Spiel richten und gerieth nicht in Gefahr, vom Interesse der Fabel so beschäftigt zu werden, daß er darüber die Mängel der Darstellung übersah. Er stellte an die Schauspieler die Anforderung, daß sie ihm die Wirklichkeit täuschend wiedergäben und uns die Illusionen des Theaters vergessen ließen. Statt dessen fand er meist, daß die sogenannten Künstler ihr Spiel gerade nur für das Theater berechneten und selten in den Rollen, die sie wiederzugeben hatten, ganz aufgingen. Wer den Bösewicht spielen sollte, fürchtete sich, seine angeborne Gutmüthigkeit zu ver-

leugnen; wer von den Damen alt sein sollte, verbarg nicht, daß sie noch um einige Jahre jünger war, als ihre Rolle. Börne, ein Beobachter des menschlichen Gemüths, sehr empfänglich für den Unstand, war fortwährend auf der Folter, wenn er diese gänzliche Ermangelung aller psychologischen Wahrheit sich spreizen, im Lehrstuhl hin und her werfen, in leidenschaftlichen Momenten stöhnen und tragiren sah. Er kannte den Hof nicht, aber er wußte, daß kein Fürst mit seiner Frau so spricht, wie Claren im Hotel de Wiburg einen sprechen läßt und der Schauspieler, nun gar noch outrirend, diese Sprechweise wiedergiebt. Man hat gut sagen, daß Börne sein Urtheil milder hätte aussprechen sollen! Nichts ist einem Mann von Urtheil und Geschmack so peinlich, als der Beifall, der den Fehlern der Schauspieler gespendet wird. Wer eine Zeitschrift herausgiebt, die das Schauspiel in den Kreis ihrer Besprechungen gezogen hat, kann so wenig wie die Satyre, so wenig seine wahre Meinung über einen Theaterabend unterdrücken. Wer keine Rücksicht auf ein Freibillet nimmt, von den Schauspielern bei ihren Benefizen kein Procent von der Einnahme erwartet, durchreisenden Schauspielern sich verleugnen läßt und die Empfehlungsbriefe, die sie mitbringen, uneröffnet in den Papierkorb wirft, wer nicht das Caffeehaus besucht, wo sich die Mitglieder des Theaters zu versammeln pflegen, sich vielmehr abstumpft gegen jede noch so lockende Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft der ersten Liebhaberin zu machen, und dabei den Geist, die Kenntnisse und den Geschmack Börne's besaß, konnte nicht anders urtheilen, als er urtheilte. Einem freien Kritiker scheint etwas an der Ordnung der Dinge gestört zu sein, wenn die Intention eines Dichters von einem Schauspieler nicht verstanden oder aus übermäßigem Verstandniß verzerrt wird. Er hat nicht eher Ruhe, bis dem Dichter, der Natur wieder ihr Recht geschehen ist und man möchte, wenn es auch lächerlich klingt, fast sagen, eine widerwärtige Lücke in der Weltordnung compensirt ist.

Börne war nicht nur streng gegen die persönliche Leistung des Schauspielers, sondern auch gegen den Regisseur. Im Verlangen nach täuschender Wiedergabe der Wirklichkeit,

konnte ihn im Arrangement der Stücke, ihrer Scenerie, namentlich aber in der Comparserie nichts so sehr verletzen, als was den Theaterplunder zu grell herausstellte, die nachgiebige Phantasie und Ergänzungskraft des Zuschauers zu sehr in Anspruch nahm. Ein bürgerliches Zimmer, das zu kostbar, ein Prunkgemach, das zu einer Bürgerwohnung gehören sollte, verdroß ihn. Fast komisch sind in seiner Dramaturgie die Klagen, daß z. B. für die Hölle im Don Juan zu wenig Feuerwerk verwandt wird, nicht genug Schwärmer prasseln und Alles nur auf eine jämmerliche Komödie berechnet wäre. Es ärgerte ihn der geringe Aufwand, womit die damalige Frankfurter Bühne Schlachten und Gefechte aufführen ließ. Sechs Mann von der Stadtmiliz sollten nicht selten ein Heer vorstellen und durch das Zusammenschlagen zweier blechernen Gefäße versuchte man, ein Gefecht hinter der Scene anschaulich zu machen. Wenn es hieß: Bauern, Volk, Soldaten u. s. w., so war die Anzahl, die davon zu sehen war, Börnen immer zu gering. Er spottete, ob sich wol eine Räuberbande durch fünf solcher Landdragoner gefangen nehmen ließe. Er hatte dabei den eigenen Ausdruck, daß er, auf dergleichen Mißstände kommend, fragte: „Und was war denn das da wieder“ z. B. mit den drei bis vier Verschwornen, die einen Staat stürzen wollen? Um hiebei Börne's Gedanken richtig zu treffen, müssen wir hinzusetzen, daß er in dergleichen Armseligkeiten eine kleinstädtische und spießbürgerliche Hungerleiderei erblickte und sich in allem Ernst, man sollte es kaum glauben, darüber ärgerte. Er verband damit die Vorstellung von einer knappen Engherzigkeit aller unserer Unternehmungen, einer reichsstädtischen Krähwinkerei, von leerer und nüchterner Spiegelfechterei, die im Großen uns ebenso verblüffen sollte, wie hier im Kleinen.

Wie empfänglich sein in spätern Jahren leidendes Ohr für die Reize der Musik war, hat Börne in den Pariser Briefen durch die Bewunderung, die er vor der Malibran aussprach, bekrundet. Es war nicht das meisterhafte Spiel dieser Sängerin, das ihn allein so sehr in Anspruch nahm, sondern er war Kenner des Gesanges, so weit es sich um

den Eindruck der Composition, um den Eindruck des Vortrages handelte. Die Mozart'schen Opern hatte er so in sich aufgenommen, daß er mit wahren Schmerz fühlte, wie bei ihrer Aufführung in Frankreich der eigentliche Duft von ihnen weggeweht schien und es zwar noch die alten, ihm so vertrauten Töne waren, aber im Munde der Italiener, auf den Saiten der Franzosen, nicht mehr der echte classische Geist derselben. Früher hatte Börne auch in der vor Zeiten ausgezeichneten Darmstädtschen Oper, die von den Frankfurtern häufig besucht wurde, Gelegenheit, sein musikalisches Urtheil zu bilden. Die Töne aus der Haydn'schen Schule wirkten auf sein Herz am einschmeichelndsten. Er war glücklich, nach einer Oper von Rossini einmal wieder die Töne der Schweizerfamilie zu hören, wenn er auch Weigl's Tonmalerei in Nachtigal und Rabe für kindisch erklärte. Was mußte er später Rossini schätzen lernen, als erst die wechlichen Cantilenen von Bellini und Donizetti aufkamen, die nur für die Erschlaffung der Gemüther berechnet scheinen! Sein Aufsatz über die Sonntag, der ihm in Berlin so viel Bewunderer seines Talents der Bewunderung verschaffte, darf in dieser Verbindung nicht unerwähnt bleiben.

Für Börne, dessen Princip es war, die Poesie mit dem Leben zu verbinden, mußte der dramatische Dichter am höchsten stehen. Je größer ihm der echte Genius erschien, der das Leben in seinen tiefsten Räthseln, die Menschen in ihrer Wirklichkeit, das Erhabene in seiner unverkürzten Größe auf die Bühne bringt zur Erschütterung der Tyrannen, zum Beispiel der Racheiferung für die Menge; so verächtlich und gefährlich erschien ihm der dramatische Stümper, der die gemeinen Sitten des Tages, die Lüge und die Verworfenheit unserer Standesbeziehungen ohne eine höhere sittliche Berklärung wiedergiebt, erschien ihm der Anmaßliche, der sich die Miene giebt, das Erhabene schildern zu wollen und doch nur eine Caricatur dafür ausgiebt und unsere tiefsten Gemüths-erregungen für etwas Gewöhnliches und Schwächliches in Anspruch nimmt. Man muß sich die dramatische Literatur der Restaurationsperiode von 1815 bis beinahe 1830 gegenwärtigen, um den günstigen Boden auszumessen, auf

dem sich Börne mit seiner Entrüstung und Satyre tummeln konnte. Als Schiller starb, hatte man ihm den deutschen Rothurn nicht mit in's Grab gelegt; Nachfolger genug wagten es, ihren kleinen Fuß auf ihm anzuschnallen. So sehr sich Börne vom Dichterfeuer eines Grillparzer erwärmen ließ, so fröstelte ihn bei Houwald's Armuth. Mit dem Schweiß des Angesichts kitteten dieser und ihm Aehnliche ihre papierne Welt wie Kartenhäuschen zusammen. Weil man das Erhabene nicht mehr aus seiner eigenen Combination zu schaffen wagte, so erfand man sich einen Spukbegriff, der jenen Puppen einer schwachen Erfindung etwas Schauerliches geben sollte, die Schicksalsidee. Diese polterte wie ein Justinus Kerner'scher Geist aus dem Zwischenreich hinter den Coulissen der Bühne und langte zuweilen geisterhaft die Gespensterhand von oben herab, die den Draht verrieth, an welchem die Figuren gelenkt wurden. Zuweilen schlich die Schicksalsidee, in Gestalt einer Ahnfrau, in langem, schwarzem Kleide über die Bühne und ächzte wie ein jahrtausend-jähriges Verbrechen, das auf Erlösung harret. Bald hockte der Kobold an der Schwelle eines „Leuchthurms“, bald hinter einem „Bilde,“ bald begleitete er einen armen zum Tode geweihten Hungerleider von Helden auf der „Heimkehr“ in eine Försterswohnung. Börne unterhielt gegen diese Schicksalstragödien, die weit mehr Zufallstragödien waren, einen unaufhörlichen Kampf; er erklärte, dies tragische Schicksal nicht begreifen zu können. „Was sie unter Schicksal verstehen,“ sagte er, „habe ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidenthum. Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist das Schicksal untragisch; oder es ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, dann ist es unchristlich. Euer Schicksal ist ein Zwitter, unfähig zum Zeugen, wie zum Gebären.“ Die Börne'sche Analyse der Dramen, die damals auf die Schicksalsidee gebaut wurden, sind Meisterstücke der Kritik. Man machte ihm eine gewisse Neigung zu Consequenzen zum Vorwurf; Müllner sogar, den Börne, auffallend genug, schonte,

wollte in einer Kritik der Wage gleichsam sagen, der Verstand könne Alles lächerlich machen; aber die Fabel z. B. der Houwald'schen Stücke war doch meist so widersinnig zusammengesetzt, daß sie keine andere Kritik, als die der gesunden Vernunft verdiente. Von der Begeisterung, die diese Pseudodichter selbst empfanden, setzten sie voraus, müßte auch der Zuschauer angesteckt sein, während ihre Gebilde auf diesen keinen andern Eindruck hervorbrachten, als den des Zweifels und der Verwunderung. Die besonnene Kritik konnte von den Strömen von Thränen, die allerdings um Houwald's Bild geflossen sind, nicht mitfortgerissen werden.

Zu diesen Ereignissen einer verspäteten und forcirten Romantik gesellten sich die abgestandenen Reste des Repertoirs von ehemals. Ziffand schilderte deutsche Duodez Zustände an den Höfen, die veraltet waren und neuen Untugenden, neuen Umtrieben der Fürsten und Beamten Platz gemacht hatten. Diese edlen Justizräthe und Präsidenten paßten nicht für eine Zeit, wo die Untersuchungscommissionen über demagogische Umtriebe niedergesetzt waren. Dann brachte das neue Repertoire die patriotischen Stücke, in welchen die Begeisterung von 1813 und der Triumph von 1815 kein Ende nehmen wollte, Stücke, wo alle Personen die Cocarde trugen und jeder junge Liebhaber früher freiwilliger Jäger gewesen war und Anspruch auf das eiserne Kreuz hatte. Die Kosacken wurden in diesen Stücken als Brüder und freisinnige Idealisten als Projectenmacher behandelt, von welchen letzteren im Schlußact herauskam, daß sie schon einmal gestohlen hätten, oder sie wurden als vierschrötige Turner ausgelacht. Die militairischen Spectakelstücke lösten die alten Ritterstücke ab. An die Stelle Wallenstein's oder Otto's von Wittelsbach kam der alte Dessauer, Friedrich der Große, wunderthätige Feldmarschälle, die das tragische Schicksal in der Patrontasche trugen und es als Tags- oder Militairbefehl theilten. Wachtparaden zogen in den Stücken auf, Trommeln wirbelten, Kanonen wurden abgefeuert, Bivouaks gehalten, kurz es war Alles auf den Landsturm und die Einführung der allgemeinen Militairpflicht wie berechnet. Und trotz dieser Richtung, die halb von der der Vaudeville-Ueber-

sezer, mit welchen Angely und die Sieben Mädchen in Uniform aufkamen, abgelöst werden sollte, trotz dieser Unsumme von Trivialität war Börne kein Rigorist. Wo ihm eine natürliche, wenn auch noch so leichte Erfindung Lachen entlockte, gab er sich harmlos hin und selbst von Kozebue sagte er: Da haben sie mir meinen allerliebsten unerseßlichen Kozebue todtgestochen! Börne war besonnen genug, die Vielseitigkeit des Kozebue'schen Talentes anzuerkennen, wenn er ihn auch mit der bittersten Lauge übergießt, wenn sich der durchtriebene Kenner der Bühne herausnahm, von uns für seine erlogenen Thränen Mitgefühl zu fordern. So oft die Gemeinheit Kozebue's erhaben werden will und empfindsam, war er auch ihm unerträglich. Von Kaupach, der sich damals erst entwickelte, hatte Börne kein schmeichelhaftes Vorgefühl. Doch soll er später einige seiner Dramen, z. B. Tasso's Tod nicht ohne Interesse gelesen haben.

Der rein politische Maßstab, angelegt an die Kunst, hätte Börne zu jenen Einseitigkeiten führen können, denen z. B. W. Menzel in seiner Kritik ganz anheimgefallen ist. Börne unterschied den praktischen Gesichtspunkt vom theoretischen. In dem, was ihm praktisch verwerflich schien, hat er auch sicher immer das Rechte getroffen. So empörte ihn in unserer dramatischen Literatur dieses Element des Allerunterthänigsten, empörten ihn diese Katzenbuckel, die der Bauer vor dem Schulmeister, der Schulmeister vor dem Pastor, der Pastor vor seinem Patron macht. Der Einwand, daß in diesen Beleidigungen der Menschenwürde unsere Sitten getroffen würden, genügte ihm nicht. Ist diese Hundedemuth da, so ist das Mittel, sie auf der Bühne lächerlich zu machen, nicht wirksam genug, sie auszurotten. Und wie oft wurde sie als gebührende Haltung dargestellt! Börne tabelte, daß unsere gehorsamen Diener von Dichtern die Fürsten immer edel und gut auftreten lassen oder, wenn sie doch nicht gut und edel handeln, die Schuld auf ihre schlechte Umgebung werfen. Die Unschuld, in deren Lichte Lessing sogar in der Emilia Galotti den Fürsten erscheinen läßt, mußte ihm um so bedenklicher vorkommen, als die Harmlosigkeit eines Fürsten bei einem so notorisch schlechten Untergebenen, wie Marinelli ist, un-

glaublich gewesen wäre. Es war die Weise des 18. Jahrhunderts, die Fürsten zu schonen und nur die Minister anzugreifen.

Börne bemerkt richtig, daß die Lust, in der allein ein dramatisches Talent gedeihen kann, politische Freiheit ist. Wo kein öffentliches Leben herrscht, muß nicht nur der dichterische Ausdruck seiner natürlichen Kraft beraubt werden, sondern die Gestalten werden auch nicht den freien Geist ureigenster Persönlichkeit athmen; Rücksichten entnerven die Sprache und lassen die Malerei des Lebens sich nur in dämmernden Andeutungen ergehen. England, so groß durch seine dem Einzelnen gestattete politische Freiheit, hat darum auch nie aufgehört, selbst beim unleugbar dort herrschenden Verfall der dramatischen Kunst ab und zu Stücke zu zeitigen, die eine feine Charakteristik, tiefe Menschenkenntniß verrathen; im vorigen Jahrhundert massenhaft. Börne bemerkt dies bei Gelegenheit des Cumberland'schen Juden und des Grafen von Effer. Ein Engländer kann in so nebelhafte Allgemeinheiten und unmögliche Specialitäten, wie sie die deutsche Bühne schildert, nie gerathen, weil ihn der freie Gebrauch seines Daseins das menschliche Dasein überhaupt richtiger verstehen lehrt. In neuester Zeit ist das Drama in England durch den vorherrschend episch-lyrischen Charakter seiner Dichter gesunken und dennoch, was wir von englischen Stücken übersetzen, zeichnet sich immer noch durch eine klare und täuschende Lebenswahrheit aus, so die Gebrüder Foster, der Bucklige, Bulwer's neueste Dramen und manches Andere, dessen die Uebersetzer sich nur allzurasch bemächtigen. Wie wäre in Frankreich diese schnell aufsprössende Blüthe des Theaters in neuester Zeit möglich gewesen, wenn sich nicht die Franzosen einer politischen Freiheit rühmen dürften, die ihnen die ängstliche Scheu deutscher Dichter, die von hundert Sujets nicht zehn auf die Bühne bringen dürfen, benimmt? Unsere Dramen bewegen sich meist in einer fictiven Welt, sogar die Sitten und Charaktere der Lustspiele sind nicht echt und wahrhaft aus dem Leben gegriffen. Die Theatertradition schafft diese Husarenobersten und Rittmeister, diese Herren von Lammersdorf und von Salbern, diese Wirthschaftsinspectoren, dies

ganze stehende Personal unserer heitern Familiengemälde. Sie sind aus alter Zeit überliefert, haben wol Zopf und Perrücke, Manschette und seidenen Rock abgelegt, wiederholen aber immer noch ihre alten Abenteuer vom Jahr 1790; selbst der Dialog hat sich wenig verändert. Man muß die seltsame Spannung auf dem Antlitz des Zuschauers beobachten, wenn einmal eine Thorheit oder Mode des Tages, z. B. die Homöopathie, die Wasserkuren oder dergleichen in unsern Dramen erwähnt wird, um zu wissen, daß diese Neugier wie aus dem Reiz nach dem Verbotenen entsteht. Unser Theater kann nicht aufblühen, so lange ihm die Lebenslust der Freiheit fehlt.

Börne hatte immer Gelegenheit, sich in seinen Kritiken über den Mangel an Lebenskenntniß bei unsern Bühnendichtern zu entrüsten. So wie ein Fürst oder Minister auftrat, erschrak er, weil er wußte, daß sie — hundert gegen eins — so sprechen würden, wie Fürsten und Minister nicht sprechen. Die Situationen, in welche wir die verschiedenen Grade der Gesellschaft bringen, sind fast immer unnatürlich. Was bei uns auf der Bühne die Soldaten thun, entlehnen die Dichter von den Studenten, was die Studenten, nicht selten von den Philistern. Kann jemand handwerksburschenartiger auftreten, als Maltizens „Alter Student?“ Eine echte, wahre Charakter- und Situationen-Färbung, wenn auch nur im Geist der Genremalerei, besitzen wir nicht. Es finden da immer zwei Fälle statt: entweder kennen wir die Lebensäußerungen der Stände nicht oder wir dürfen sie nicht wiedergeben; Beides gleich nachtheilig für die Wahrheit der Bühne. Jetzt, um die Verschleierung des Lebens bis zu völligem Dunkel auf der Bühne zu bringen, erleben wir gar, daß eine Prinzessin für sie schreibt. Gäbe sie uns das Leben der höchsten Gesellschaft, des Hofes und der Ringe, die sich um die Höfe ziehen, so würden wir für ihre Bemühung, uns durch Lustspiele zu erheitern, dankbar sein; allein die Prinzessin Amalie von Sachsen schildert uns das Bürgerleben, das Dasein kleiner bescheidener Familien, das Leben der Landedelleute, die, um zu Geld zu kommen, sich mit Bürgerlichen verschwägern; sie schildert uns Aerzte, Landwirthe, Geistliche;

kann sie die Erfahrung anderswoher haben, als aus Büchern? Es ist nicht bekannt, daß sie wie Louis Philipp und seine Familie im Exil lebte, angewiesen auf bürgerlichen Erwerb und Umgang; woher sollte sie den Stoff zu diesen sich sogar als Sittengemälde ankündigenden Schilderungen anders entnommen haben, als aus Büchern!

Indessen hielt sich Börne's Kritik in der Wage nicht immer nur an diese mehr allgemeine Betrachtung der Bühnenstücke, sondern seine dramaturgischen Leistungen sind auch voll seiner Sonderbemerkungen, in denen er eben so viel Geschmack als Menschenkenntniß entwickelte. Ich mache besonders auf seine Erörterung über physische Gebrechen auf der Bühne aufmerksam. Müllner wollte im Morgenblatt bestreiten, daß Börne die Blindheit der Camilla in Houwald's Bild mit Grund getadelt und als nicht gemacht, um unser Mitleid zu erregen, dargestellt hätte. Börne entgegnete, daß uns physische Gebrechen im Leben das größte Mitleid abgewinnen könnten, auf der Bühne aber kalt lassen. Er erwiderte schlagend, daß das von Müllner angeführte Beispiel des blinden Oedipus den vorliegenden Fall nicht trafe. Oedipus ist blind geworden vor unsern Augen, wir kennen die Ursache derselben und empfinden diese Blindheit durchaus als ein zur Handlung gehörendes tragisches Motiv. Eine unmotivirte Blindheit aber, ein physisches Leiden a priori, das außer dem Zusammenhang der entwickelten Fabel liegt, nimmt, auf der Bühne wenigstens, neben der geschilderten Handlung kein besonderes Interesse in Anspruch. Börne hätte noch hinzufügen können, daß gerade in dieser Zumuthung Müllner's und Houwald's, uns für die unmotivirte, rein zufällige Blindheit einer ihrer dramatischen Figuren zu interessiren, die Grundschwäche der dramatischen Leistungen dieser Dichter erkennbar ist. Sie setzten Novellen in Scene, keine Handlungen. In der Erzählung kommt uns durch die Notiz, daß diese oder jene geschilderte Person auch noch obenein blind sei, ein eigenes Interesse zu ihrer sonstigen Stellung in der Fabel hinzu; im Drama nicht. Müllner und Houwald verwechselten das Dramatische mit dem Novellistischen; ihre Stücke sind dramatisirte Erzählungen, deren hauptsächlichster Fehler im

Mangel aller Charaktere liegt. Ihre Charaktere können außerdem, was sie in jenen Stücken sind, nichts weiter sein, sie dauern über den Theaterabend, über die Fabel des Ganzen, dem sie eingefügt sind, nicht hinaus.

Zwei der berühmtestn Kritiken Börne's sind aus dem Innersten seines Gemüths geflossen, die Beurtheilung des Tell von Schiller und die des Hamlet. Eine genügende Widerlegung der geistvollen und überraschenden Analyse, die Börne von diesen beiden berühmten Dramen gab, ist mir nicht bekannt.*) Börne traf hier das unwiderleglich Richtige, wenn auch mit dem Unterschiede, daß Schiller durch die Analyse verlor, Shakespeare durch die Zergliederung seines Hamlet gewann. Die Feigheit und Großsprecherei, die Börne dem Tell nachwies, kam aus Schiller's Hofrathsstimmung, seinen falschen Begriffen vom schlichten Biedersinn seines Helden, er machte eine Art Hofer aus dem Tell, er legitimisirte ihn. Bei Börne's Kritik über Hamlet, so geistreich und wahr sie ist, habe ich immer den Dichter um so mehr bewundern müssen, weil er Gestalten hat hinstellen können, denen Börne förmlich Vorwürfe macht, nicht als wären es Schöpfungen des Dichters, sondern wirklich lebende, für sich verantwortliche Personen. Denn daran dachte doch wol Börne nicht, Shakespearen die Unentschlossenheit Hamlet's zuzurechnen; im Gegentheil, Shakespeare hat sich ja ein Bewußtsein über diesen Mangel erhalten, wenn auch nicht mit den Nebenbegriffen, die Börne mit dem Charakter des Hamlet verband. Aber Börne pußt die Figuren dieses berühmten Dramas herunter wie unartige Buben, denen man die Lektion lesen müsse. Kann etwas das Genie eines Dichters mehr herausstellen, als wenn die Gestalten, die er uns vorzaubert, in solchem Grade Fleisch und Bein haben, daß sie eine Wirklichkeit erreichen, die bei Weitem größer ist als die täuschende Ähnlichkeit jener gemalten Weintrauben, an welchen die Vögel pickten? Es war in Hannover im Winter von 1828 auf 1829, als Börne diese Kritik über Hamlet

*) Spätere Anmerkung. Die Idolatrie vor großen Namen, die gegenwärtig herrscht, hat deren allerdings genug gebracht.

schrieb. Nachdem sie beendigt war, sagte er: „Das hat mir viele Mühe gemacht. Ich habe tief graben müssen.“ Dann strömte er, — es wurde mir glaubhaft so erzählt — wie immer bei diesem Thema, in Bewunderung Shakespeare's über, den er Gott ähnlich pries, dem nichts verborgen, der Alles kenne, das Tiefste und das Höchste, vor dem in der Natur und der menschlichen Seele kein Geheimniß unergründet bliebe.

Da Börne nicht nöthig hatte, seine Theaterkritiken sogleich am Morgen nach der Vorstellung herauszugeben, so konnte er dieselbe Feile an sie legen, die allen seinen Arbeiten eigen ist. In monatlichen Berichten faßte er sein Theater-Tagebuch zusammen. Börne hat nur wenige davon der Aufbewahrung für würdig gehalten. Aber jetzt, wo wir das ganze Verständniß seines Geistes besitzen, ist uns auch das an den flüchtigen Moment geknüpft, in der Art, wie er es zu fesseln wußte, merkwürdig. Kann eine Kritik geistreicher sein, als die kurze: „Am 28. Juli 1819. — Die Rosen des Herrn von Malesherbes von Kozebue. Demoiselle Lindner, Susette; Herr Otto, Malesherbes; Herr Schmitt, Peter; — Keine Rose ohne Dornen. Demoiselle Lindner war die Rose.“

Den Frankfurter Schauspielern jagte Börne durch seine Kritiken keinen geringen Schrecken ein. Die gefeiertsten Helden kamen in Gefahr, ihren Ruf zu verlieren. Das Lampenlicht verlor die Wirkung, die auch das Urtheil blendet. Es fehlte nicht an Drohungen und dunkeln Gerüchten von Mord und Hinterhalt. Börne hielt standhaft aus und schaffte sich ein paar Pistolen an, um auf alle Fälle gefaßt zu sein. Von seinen Freunden lachten einige darüber, andere vermehrten seine Besorgniß und riethen ihm ab, seine Kritiken fortzusetzen. Er ließ sie aber nicht; sie waren ihm ein Mittel, Dinge auszusprechen, die sich in anderer Form nicht sagen ließen. Er durfte stets auf seine Besonnenheit, im äußersten Falle auf seinen Muth rechnen. Man erzählt sich von einem gewaltthätigen Angriffe, den sich ein Schauspieler Heigel auf offener Straße gegen den Herausgeber der Wage erlaubt haben sollte. Es ist aber nichts Wahres daran

An Drohungen von dieser Seite fehlte es allerdings nicht und nur so viel wird von seinen Freunden zugestanden, daß Börne damals nur mit Sackpistolen ausging. Ob diese geladen waren, wird nicht gesagt.

Eine kleine Fehde mit dem Schauspieler Urspruch gab Veranlassung zu einem interessanten Briefwechsel. Im zweiten Heft der Wage sagt Börne bei Gelegenheit der Elise von Valberg Folgendes: „Herr Urspruch, Hofjunker von Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen, als auf der Bühne.“ Herr Urspruch fand diesen Satz so auf Schrauben gestellt, daß er seinen bürgerlichen Ruf dadurch beleidigt glaubte. Er forderte Börne auf, sich deutlicher zu erklären. Als ihm Börne darauf eine zwar nicht abweisende, doch kühle Antwort gab, wiederholte er sein Verlangen in einem Briefe, der nicht ohne Drohungen und Unarten war. Börne replicirte in der Wage. Er erklärte den Sinn seiner Worte dahin, daß er von Herrn Urspruch hätte sagen wollen, auf der Bühne wolle ihm die Schusterei nicht gelingen, ohne daran zu denken, ob er im Leben darin glücklicher sein würde. Dann griff er die kleinen Drohungen des Mimen wie Fangbälle auf, womit er artig spielte; und in der That sind seine späteren Urtheile über Urspruch milder, woran freilich der Umstand Schuld sein mochte, daß Betty Urspruch, die Tochter „des Mitarbeiters der Wage wider Willen“, wie ihn Börne genannt hatte, ihr theatralisches Debüt und auf Börne eine Wirkung machte, von der man in Frankfurt behaupten wollte, daß sie mehr als artistisch gewesen sei. Indessen alle Stimmen kommen darin überein, daß Betty Urspruch (sie lebte noch vor Kurzem als ein bedauernswerther Schatten ihrer Vergangenheit) eine bedeutende Zukunft versprach. Börne tabelte sie zuweilen, doch beinahe mit dem Schmollen eines Verliebten; er sagte ihr die schönsten Regeln, gleichsam in der Voraussetzung, als sei er der Mann, der aus ihr etwas machen könnte. Sie solle nur nicht übermüthig werden, sie solle sich's nur nicht zu leicht machen. Rühmte Börne, so entdeckte er selbst im Unwesentlichen bei Betty Urspruch Schönheiten. Sie hatte in: Die Waise und der Mör-

der Friederiken gespielt. „Unübertrefflich wahr und rührend,“ sagte er, „erschien Dem. Urspruch in der Scene, da sie zur Rettung des in's Wasser gefallenen Victorin nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehre unserer Schauspieler bei diesem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter Anderm zu lernen, wie man mit Natur und Anstand die Stimme bis zum Schreien erhebe.“ Und in der That, von Stund' an fingen die Damen des Personals, denen an dem Urtheil der Wage gelegen war, an, der jungen Urspruch diesen inzwischen berühmt gewordenen Schrei nachzurufen. Theaterbesucher von damals versichern, es wäre nicht mehr auszuhalten gewesen, wie sich damals Alles bemüht hätte, kunstgerechte Schreilaute auszustößen. Alles wollte, zum Wohlgefallen des Dr. Börne, wie die Urspruch schreien.

Daß es Börne mit seinen Kritiken zu gewissenhaft nahm und darüber oft grausam wurde, ist nicht zu bezweifeln. Was ihn stachelte, war die erste Begeisterung seiner methobischen journalistischen Wirksamkeit, es war der hohe Begriff, den er mit seiner Aufgabe verband, unverkennbar auch die Gelegenheit, die dem Witze Schauspielerchwächen bieten. Börnen war die Autorschaft damals noch so neu, daß er eines guten Einfalls wegen sein Urtheil nicht gern unterdrückte. Wenn ihn ein fremder oder einheimischer Künstler besuchte, so zeigte er es im nächsten Hefte der Wage an und ließ seine Leser über Wendungen, wie die folgende, lachen: „Herr Keller war bei mir, um mich zu bestimmen, seine Frau in der Rolle der Emma von Falkenstein zu schonen. Ich thue es hiemit.“ Er warnte alle Schauspieler ihn zu besuchen. Es würde ihnen das nichts helfen, da er nicht weichherzig genug wäre, die Leser seines Journals zu betrügen. Von den Schauspielern übertrug er seinen Zorn zuweilen auf die Regie, auf die Direction. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihr schlechtes Repertoire: „Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust bekloffen ist, wenn ich an den

Theaterabenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe." Bald verging auch dem gewissenhaften Dramaturgen die Lust. Die Hefte der Wage verspäteten sich monats- und jahrelang und die beiden letzten, die in Tübingen 1821 erschienen, ließen das Theater ganz bei Seite liegen.

Der ruhmvolle Name, den sich Börne schon durch die ersten Hefte der Wage erwarb, bestimmte den Buchdrucker Wenner in Frankfurt, ihm die Redaction einer Zeitung anzuvertrauen. Das sehr zurückgekommene Staatsrispetto sollte unter dem Titel einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt wieder in Aufschwung kommen und niemand wäre auch zu dieser Wiederbelebung geschickter gewesen, als Börne, wenn es keine Censoren gegeben hätte. Vier Monate lang, vom 1. Januar 1819 bis in den April, hielt Börne diesen kleinen Guerillakrieg mit dem scheerenbewaffneten Censor (noch dazu seinem ehemaligen Collegen von der Polizei, einem gewissen Severus) aus; er ist in seinen „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur“ selbst der Historiograph dieser, trotz einer Schlacht ermüdenden Scharmützel geworden. Eingekleilt zwischen hundert Rücksichten auf Diplomatie und Senat, wurde seine ganze Thätigkeit auf das Unbedeutende hinuntergeschraubt; er sah ein, daß in der flachen Weise, wie in Frankfurt (noch jetzt) Zeitungen nur erscheinen dürfen, jeder Andere dem Buchdrucker sein Blatt eben so gut und noch mit weniger Kostenaufwand für diesen redigiren würde und gab die Leitung ab. Diese vier Monate hatten ihm Nachwachen, Geldstrafen, die wichtigsten Gedanken und treffendsten Wahrheiten gekostet und nichts eingetragen, als die Ueberzeugung, daß man unter dem Damoklesschwerte der Censur höchstens für seinen Styl manche Feinheiten, manche diplomatische Unbestimmtheiten, graziöse Zweideutigkeiten lernen könne. Börne sagte oft scherzhaft und ließ es drucken, daß man mit Einführung der Preßfreiheit auch der Ausbildung des deutschen Styls schaden würde; fein, witzig, behutsam, graziös ließe sich nur schreiben, wenn die Krake Censur mit uns spielte. Nach Börne versuchte es Friedrich Murhard eine Zeitlang, in Frankfurt den Postillon der Geschichte zu spielen; aber auch er

war der Sisyphusarbeit bald müde. Uebrigens blieb das Wenner'sche Haus auch für Börne ein Ort, den er, um sich zu erholen, gern aufsuchte. Mad. Wenner, die Schwester des bekannten witzigen Localdichters Maß, veranstaltete Leseabende, an denen Börne Theil nahm und die in andern Kreisen, in denen er zu verkehren pflegte, nachgeahmt wurden. Börne's Freunde, die Doctoren Goldschmidt, Stiebel, Reis, gebildete Kaufleute, wie Ellissen und Andere, rückten damals oft zu anregender Unterhaltung zusammen, an welcher Börne, obgleich ihn Vorlesen nicht fesselte, zuweilen in seiner Art, einfach und gemüthlich, Theil nahm. Es fehlte nicht an harmlosen Scherzen, nicht an Erörterungen der Tagesereignisse. Frankfurt selbst mit seiner Tageschronik lieferte den meisten Stoff. Börne ließ damals einen kleinen Zettel drucken, auf dem er einen durchreisenden Augenarzt, der sich etwas pomphaft angekündigt hatte, in einer Weise, die an Lichtenberg's berühmte Parodie der Anschlagzettel Philadelphia's erinnert, persiflirte. (Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 175.) Die Frankfurter Aerzte verdroß es, daß dieser englische Doctor Williams ausnahmsweise auf diplomatischem Wege die Erlaubniß erhalten hatte, Medicamente zu verkaufen. Börne nannte ihn *Boaster* (Prahler).

Die Herausgabe der in Offenbach gedruckten Zeitschwingen war in demselben Jahre 1819 ein journalistischer Versuch, den schleppenden Gang einer Monatschrift durch wöchentliches Erscheinen zu beschleunigen und schneller mit dem Tage fortzugehen. Gleich die ersten Nummern fanden eine so lebhafteste Theilnahme, daß der Verleger Fr. Wilmans in Frankfurt glücklich war, ein gutes Geschäft zu machen. Besonders hatte ein Artikel: Der kleine Hamann (gegen den Physikus Varrentrapp) locales Interesse erregt. Plötzlich war das fernere Erscheinen der Zeitschrift in Offenbach verhindert. Es war Börne aufgefallen, daß die Frankfurter Bundestagsgesandten sich häufig einzelne Nummern der Zeitschwingen abholen ließen. War doch die Zeit der Einkerkelungen, der Untersuchungscommissionen angebrochen. Börne wurde um seine Freiheit besorgt und der Frankfurter Aufenthalt erschien ihm peinlich. Er beschloß, nach Paris zu reisen. Die Gründe,

die ihn dazu bestimmten, wurden um so gewichtiger, als man ihn mit Ertheilung des Passes hinhielt. So zog er vor, nach Darmstadt zu Fuß zu gehen. Es war im Spätherbst 1819, kurz nachdem er eine Rheinreise zur Erholung gemacht hatte. Auf dieser hatte er Görres in Coblenz besucht, bei dem er Schleiermacher und Benzenberg traf. In Bonn besuchte er Schlegel und Arndt. Nachdem er noch Aachen und Köln gesehen, kehrte er nach Frankfurt zurück, von wo er jedoch einige Wochen darauf sich entfernen zu müssen glaubte.

Börne hat diese Pariser Reise in seinem Sodener Tagebuch (Stuttgarter Ausgabe Band IV. S. 303 ff.) selbst erzählt. Er ging über Straßburg, nachdem er noch in Mannheim einen ihm nachgeschickten Paß vorgefunden hatte. Der erste Eindruck von Paris verwirrte ihn, aber auf die angenehmste Art. Die Blätter meldeten seine Ankunft. Man nannte ihn einen politischen Flüchtling. Man trug ihm die Mitarbeiterschaft an mehren Zeitungen an. Sein Einblick in das innere Getriebe der Begebenheiten schärfte sich besonders durch die Bekanntschaft mit dem Grafen Schlaberndorf, den Barmhagen so gefeiert hat. Cotta, der unternehmende Buchhändler, setzte sich mit Börne in Verbindung, auch das in Weimar erscheinende literarische Wochenblatt. Doch bald sah er ein, daß die Besorgniß für seine Sicherheit in Frankfurt eine unbegründete gewesen war und daß er die für Cotta, besonders für das Morgenblatt projectirten Aufsätze eben so gut in Deutschland schreiben konnte. Er kehrte Ende November desselben Jahres nach Frankfurt zurück. (Nachgelassene Schriften Band I. S. 49 ff.)

Der Winter verging in gewohnter Weise. Die Zeitschwingen hatten aufgehört, aber die Wage erschien noch fort. Im Monat März 1820 ereignete sich ein Vorfall, der seine Freunde in Schrecken setzen mußte. Börne wurde auf großherzoglich hessisches Ansuchen gefänglich eingezogen. Man überraschte ihn in seiner Wohnung, nöthigte ihn seine Papiere zusammenzuraffen (Bindsfaden und einen Geldsack gab er in aller Gemüthlichkeit selbst dazu her) und führte ihn auf die Hauptwache. Die Kunde verbreitete sich schnell. Man zweifelte nicht, daß Börne seiner politischen Lehren wegen oder

wol gar als heimlicher Demagog in Untersuchung gekommen war. Seine Familie, mit der den Israeliten (freilich aus guten historischen Gründen) übermäßigen Aengstlichkeit, verbrannte einen Koffer voll alter Scripturen Börne's, unter denen manches für ihn selbst sehr werthvolle Document seiner Lebensgeschichte verloren ging.

Inzwischen vernahm Börne die Veranlassung dieses plötzlichen Ueberfalls. Er war beschuldigt, aufrührerische Schriften verfaßt zu haben, die ein gewisser Sichel aus Frankfurt sich das Vergnügen gemacht hatte, in Darmstadt auf heimlichen Wegen, im Schloßgarten und sonst, unbemerkt auszustreuen. Börne fiel aus den Wolken. Er war froh, Manuscript genug für seine Zeitschriften zu haben; nun sollte er sogar aufrührerische Flugblätter in den Wind streuen und mit Darmstadt, um eine Revolution zu stiften, angefangen haben? In der That war es ein guter Glücksfall, daß seine Unschuld bald an den Tag kam. Dieser Herr Sichel hatte geglaubt, einen Theil seiner Schuld dadurch von sich abzuwälzen, daß er die Autorschaft der von ihm so unbehutsam verbreiteten Plakate einem Manne zuschrieb, dem er nicht zu schaden glaubte; er hatte für gewiß gehört, Börne wäre nach Paris gereist, ohne wiederkommen zu wollen, und wäre noch nicht zurück. Vierzehn Tage mußte Börne auf der Hauptwache ausdauern, bis seine Unschuld an den Tag kam. Man hielt ihn streng, nahm ihm, „um etwaigen Selbstmord zu verhindern“, jedes schneidende Instrument; man schmeichelte sich, von ihm den wahren Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu erfahren. Die Tochter eines Hauses, wo er gern verweilte, Kösschen D., ging des Tages zehnmal an der Hauptwache vorüber, und als sie einmal so glücklich war, ihn am Fenster seines Gefängnisses zu erblicken und ihm freundlich zunicke, wurde sie von dem „rauen Krieger“, der auf Schildwache stand, bedeutet, dergleichen ja unterwegs zu lassen. Börne's tränklicher Körper litt in dieser Zeit so sehr, daß er sich unglücklich fühlte. Er äußerte später noch oft die Absicht, diese Geschichte seines Gefängnisses zu schreiben, und hat eine kleine Skizze davon hinterlassen. (Nachgelassene Schriften Band II. S. 267 ff.)

Als ihm für seine Mahlzeiten nicht Gabel und Messer bewilligt wurden, sagte er dem Wärter: „Empfehlung an den Herrn Bürgermeister! Er soll mir das Fleisch kleiner schneiden lassen!“

Aus diesem unfreiwilligen Aufenthalte richtete er an seinen Freund Dr. Stiebel zwei Billets, des Inhalts: „Lieber Freund! Gestern Abend, da ich nach Hause kam, bin ich von der Polizei arretirt und nach Versiegelung meiner Papiere auf die Hauptwache gebracht worden, wo ich diese Nacht zugebracht habe. Lassen Sie dieses doch meiner Mutter wissen. Ihr könnt ganz ruhig sein. Dr. Börne. Donnerstag Morgen.“ Und darauf: „Lieber Freund. Sie wissen, daß es nicht meine Schuld war, die Mozart'schen Briefe so lange zurückbehalten zu haben. Meine Papiere sind mir versiegelt und jede Correspondenz war mir versagt worden. Können Sie mir Ihre Meinung über das Wunderglöckchen schriftlich geben? Sie brauchen sich nicht zu fürchten mit mir zu thun zu haben, meine Quarantaine ist zu Ende und die Staatsärzte haben erklärt, ich sei vom preussischen Tertianfieber nie angesteckt gewesen.“

Es konnte nicht fehlen, daß ein so umsichtiger und gebildeter Buchhändler, wie Cotta, auf das Talent Börne's aufmerksam wurde. Mit einer Handschrift, deren Unleserlichkeit Börne bei späterer Correspondenz zwischen beiden oft wünschte, machte er ihm im Interesse seiner Zeitschriften Vorschläge, die für Börne eben so ehrenvoll als äußerlich vortheilhaft waren. Um aber den Zwecken des Buchhändlers wahrhaft dienlich zu sein, mußte sich Börne doch auf einem andern Terrain befinden. Von Paris aus konnte er der Allgemeinen Zeitung politische Berichte (doch hat er ihr nie welche geschrieben), den politischen Annalen zusammenfassende Uebersichten, dem Morgenblatt Sittenschilderungen und Genre-stizzen aller Art übersenden. Börne, von den Beschränkungen, die für die deutsche Presse immer lästiger wurden, angewidert, mit seinem Vater in einem fortdauernden Mißverständnis, von der Einsörmigkeit des Frankfurter Lebens gelangweilt, sann darauf, nach Paris zurückzukehren. Schrieb er doch im Jahre 1835 aus Paris, daß es ihm in Frank-

furt eigentlich nur Donnerstags gefallen hätte, wenn es im „weißen Schwan“ Sauerkraut gab.

Und man hatte in Frankfurt nicht einmal Sinn, seinen Spaß zu verstehen! Seine Monographie der deutschen Postschnecke war im Jahr 1821 in den verspäteten Hefen der Wage erschienen, als ihn eines Tages ein Postconducateur besuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufgeschrieben hätte! Seine Vorgesetzten hätten nachgeschlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienst am Gilwagen versehen, wer sich erlaubi hätte, wie es dort geheißt, einen blinden Passagier mitzunehmen! Der arme Mann würde seines Postens entsetzt worden sein, wäre nicht Börne zur Postdirection geeilt und hätte versichert, daß seine Aufnahme eines blinden Passagiers in die Postschnecke lediglich eine dem Humoristen und Dichter gestattete Lizenz wäre, deren Strafbarkeit ihn allein treffen müßte.

Bald nach der Arrestation und Befreiung machte Börne eine Frühlingsreise an den Rhein. Eine Lustveränderung hatte immer etwas Stärkendes, Erquickendes für ihn. Im Spätherbst reiste er nach Stuttgart, wo er seine Verbindung mit Cotta enger befestigen wollte. Von dieser Reise stammt jene Postschnecke her. Er besuchte Schott, den Freisinnigen, Uhland, den Schweigsamen, Therese Huber, die Schaffnerin des Morgenblatts, der er einige Frankfurter Correspondenzen hier schrieb. Ueber Bruchsal kehrte er nach Frankfurt zurück.

Den Sommer darauf war er wieder in Stuttgart, wo es ihm zu gefallen schien. Er sah Cotta, die Huber, Haug, den Epigrammatisten, schrieb fleißig für die Wage, die in Tübingen gedruckt wurde, für das Morgenblatt, dessen literarische Beilage damals Müllner redigirte. Er blieb den September über. Im October kam sein Vater, der nach Wien reiste und ihn bis München mitnahm. Diese gemeinschaftliche Reise mag nicht die unterhaltendste gewesen sein.

In München labten ihn die musikalischen Genüsse, während für seine geselligen Bedürfnisse zunächst von seiner hier verheiratheten Schwester gesorgt wurde. Er besuchte die Gemäldeausstellungen, die Kirchen, das Theater. Sein Project

von hier nach Wien zu reisen, soll später erzählt werden. Von hier knüpfte er auch mit der freisinnigen Neckarzeitung an und kehrte mit dem neuen Jahre (1822) nach Stuttgart zurück. Dort schrieb er seinen komischen Eßkünstler und verweilte bis zum Juni, um über Heidelberg zum zweiten Male nach Paris zu reisen. (Man vergleiche über diese ganze hier kurz bezeichnete Lebensperiode die nachgelassenen Schriften Band I. und II.)

Es ist hier der Ort, ein Verhältniß zu berühren, das durch die Adresse, an die Börne seine Briefe aus Paris richtete, über das Weichbild Frankfurts hinaus bekannt geworden ist. Es war im Winter von 1816 auf 1817, als Börne im Hause der Schwiegereltern seines Freundes Stiebel eine Dame kennen lernte, die in sein späteres Leben auf eigenthümliche Weise verflochten werden sollte. Madame Wohl war soeben aus einem ehelichen Verhältniß geschieden, das ihrer Neigung so wenig wie ihren geistigen Bedürfnissen zugesagt hatte. Freundin künstlerischer Unterhaltung und anregenden Gesprächs, gerieth sie mit den Lebensansichten ihres Mannes in einen Widerspruch, der nur mit dem Bande, das sie beide vereinigt hatte, selbst gelöst werden konnte. Eine aus solchen Ursachen geschiedene Frau ist für einen Mann von Phantasie schon an sich interessant, selbst wenn sie jene äußern und geselligen Reize nicht besessen hätte, durch welche Männer zunächst gefesselt werden. Aber sie besaß diese. Eine förmliche Erwägung solcher nothwendig zu einem Ehebunde führenden Umstände fand zwischen Mad. Wohl und Börne nicht statt. Das Interesse, das sie aneinander nahmen, war nicht die Folge einer plötzlichen Ueberraschung und Eingebung, sondern einer längern gemüthlichen Gewöhnung, einer reinen Freundschaft. Börne verkehrte in der Familie, wo sie wohnte, als täglicher Gast. Seine Pläne und Ansichten fanden bei den jungen weiblichen Mitgliedern derselben freundlich rathenden Vorschub, man ermunterte ihn, man genoß seinen anregenden Umgang. Mad. Wohl und Börne rückten zum Einverständniß über viele eigene Leiden und Begegnisse zusammen, die man sich nicht gestehen kann, ohne mit dem Bewußtsein, ein Geheimniß zu haben, auch den

Anschein einer innigeren Vertraulichkeit vor der Welt zu gewinnen.

Dies Verhältniß erprobte sich aber nicht bloß bei persönlichen Begegnissen und im Briefwechsel, sondern die Beziehung war gesellig fast so eng wie die Ehe. Börne traf mit seiner Freundin auf Reisen zusammen, wohnte in ihrer Nähe, mischte nicht selten die beiderseitigen Existenzmittel zu einer gemeinschaftlichen Kasse und entbehrte, wenn ihn sein kranker Körper an das Zimmer oder Bett fesselte, keinerlei liebevoller Handreichungen, gerade so, wie sich nur die Ehe in solchen äußersten Lagen als eine milde Wärterin und Trösterin zu bewähren pflegt. Börne war nachgerade in die Jahre gekommen, wo man sich nach einem trauten Umkreis behaglicher Häuslichkeit sehnt. Es ist ein Trost, Herzen zu wissen, die den Pulsschlag unserer eigenen Stimmung mitempfinden und sich ein Gewissen daraus machen, auf unserer Stirn zu lesen und Wünsche von unsern Lippen zu stehlen. Und die, welche mit der Welt in Haber leben, werden das Bedürfniß, einen felsensfesten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Gesinnungen zweifelhaften Gesellschaft zu haben, nur um so dringender empfinden. Es muß Herzen geben, welche die geheime Werkstatt unseres Innern kennen, ja auf uns schwören, selbst wenn die Welt uns verläßt. Dies war der Reiz, der Börne mit seiner Freundin verband. Sie mußte um ihn die trauliche Atmosphäre einer Familie, die stärkende Luft einer Freistadt, den Trost einer Heimath zu verbreiten. Daß es an vielen klugen Beurtheilungen dieses Verhältnisses nicht fehlte, versteht sich bei einer vom Gewöhnlichen abweichenden Thatsache von selbst. Die Redlichsten waren noch die, die aus Rücksicht auf die Unredlichen einen legitimen Abschluß des Verhältnisses mit der Ehe wünschten. Indessen waren Börne und seine Freundin gerade hievon am allerentferntesten. Eine offenstehende Thür, die zu betreten verboten ist, ist fesselnder, als eine geschlossene. Weibliche Jaghaftigkeit, Börne's zunehmende, oft höchst bedenkliche Kränklichkeit kamen hinzu, und den Ausschlag gab vorläufig, daß Mad. Wohl durch Rücksicht auf eine altgläubige Mutter verhindert wurde, sich taufen zu lassen, was zur Ver-

bindung mit dem Christen Börne damals unerläßlich gewesen wäre. Andere Beurtheiler zogen den wohlthätigen Einfluß des Verhältnisses auf Börne in Zweifel und stützten sich dafür auf den allerdings richtigen Satz, daß geliebt zu werden meist eine große Seligkeit, zuweilen aber auch eine große Qual sein kann. Nun würde es gewiß ungebührlich sein, wollte man behaupten, daß Börne immer nur die Rosen, nicht auch die Dornen dieser Freundschaft geerntet hätte; aber es würde wol den größten Egoismus bei Jemand vorzusetzen heißen, wenn man annähme, Börne hätte von einem Wesen, das ihm sein ganzes Leben widmete, nur ein ihm zu Gute Kommendes Ausströmen von Aufopferung verlangt und nicht auch die in der Natur begründete Erschöpfung in Kauf genommen, die überall eintritt, wo das Maß menschlicher Kräfte waltet. Unentschlossenheit, Furcht, tausenderlei Bedenklichkeit ist einmal das Erbtheil der Frauen, eine Schaale, die hier den Kern einer steten und unermüdblichen liebevollen Einwirkung auf Börne's Thun und Schaffen einschloß. Seine Freundin hielt mit einem den Frauen eigenen Ueberblick in ihm nicht selten das Bewußtsein seiner literarischen Stellung aufrecht; sie schürte seinen Ehrgeiz, ermunterte seinen Schaffenstrieb und war ihm, wie Frauen manchen andern berühmten Schriftstellern, ein Maß dessen, was sich verstehen ließ, ein Maaß des Styls und der Darstellung. Hätte es Börne's leidende Gesundheit geleistet, seiner Freundin würden wir einen umfassenderen Umfang an Schriften verdanken. Ließ er einen Wunsch, Dies oder Jenes schreiben zu wollen, fallen, sie ging darauf ein, brachte ihn zum Beginn und kam, wenn es liegen blieb, immer wieder darauf zurück. Sie ermunterte ihn später sein Leben zu schreiben, früher, sich im Roman zu versuchen, zu dem er oft ansetzte. Er gestand ihr, daß er schon früher eine Erzählung an das von Therese Huber geleitete Morgenblatt gesandt hätte, ohne etwas vom Schicksal derselben erfahren zu haben. In Paris wollte er ein Leben Rousseau's, dann über deutsche Literatur schreiben und war schon in vollem Zuge, die Werke Hamann's, mit dem er zu beginnen dachte, zu studiren; aber ihre Ermunterungen scheiterten an seinen körperlichen Leiden. Er schien bestimmt zu einem Autor, der, wie er selbst

sagt, Bücher macht, nur indem er Blättchen auf Blättchen legte.

Die Reise nach Paris verabredeten Börne und seine Freundin gemeinschaftlich zu machen; um aber das Aussehen zu vermeiden, beschloßen sie, sich erst in Heidelberg zu treffen und von dort weiter zu reisen. Mad. Wohl kam nicht allein. Sie war von der nachmaligen Gattin des verdienten Advocaten Dr. Reinganum begleitet, der diese in Paris bei einem Besuch erst kennen lernte. Börne ging mit einer gründlichen Kenntniß des Französischen ausgestattet; umsonst war er nicht im Winter des Morgens mit einer Laterne zu Herrn Prevot gegangen, um sich im Französischen zu vervollkommen! Und doch hielt ihn seine mangelhafte Aussprache im Comptoir bei dem Banquier, auf den er angewiesen war, ungebührlich lange auf. Man verstand nicht, daß sein Name Börne mit einem B geschrieben würde, und schlug im Register der Contobücher im Buchstaben P herum. In Paris hin- und herlaufen, um alle Merkwürdigkeiten zu sehen, war des Ankömmlings Sache nicht. Den Zeitgeist, den Stand der Partheien wollte er kennen lernen, die Menschen und die Dinge, wie die Franzosen sagen. Dabei war er mehr, als sich für einen Reisenden gebührt, auf seinem Zimmer. Man kennt die Resultate dieses Pariser Aufenthalts aus den „gesammelten Schriften“. Diese Schilderungen aus Paris sind noch immer das Lebenvollste und Geistreichste, was wir über die französische Hauptstadt besitzen. Sie sind von dem, was Börne geschrieben, das bei Weitem Gerundetste und so fein ausgearbeitet wie Stahlstiche. Es ist hier am Ort, bei dieser Gelegenheit über den künstlerischen Werth der Schriften Börne's einige Andeutungen zu geben.

Börne's Schriften tragen ein charakteristisches Gepräge, dessen Merkmale, obgleich meistentheils die Folge seiner consequenten Gesinnung, doch durch diese allein nicht erschöpft werden. Börne's Ausdruck und Behandlungsweise seiner Artikel, sein Ton, ja wenn man sagen will, seine Manier, lassen sich auf Muster, nach denen er sich gebildet hat, allerdings zurückführen; doch verhärteten sich die ihm von Außen kommenden flüssigen Stoffe seiner schriftstellerischen

Bildung erst in seinem eigenen Feuer zu jener bronzenen Festigkeit und Sicherheit, die wir an seiner schriftstellernden Weise bewundern. Börne wie Lessing sollten es für alle Phasen unserer Literatur beweisen, daß, um Schriftsteller der Nation zu sein, der Gedanke und die Gesinnung zwar den Ausschlag geben, aber dafür allein nicht ausreichend sind. Der feurige, edle Wein des Geistes will nicht aus bleiernen Deckelkannen genossen sein, sondern aus kunstvollen Vocalen, wo das Gefäß den Inhalt ehrt. Börne's Styl und Darstellungsweise war dem Spruch gewidmet: Im schönen Leib die schöne Seele!

Man kann über die Kunst in Börne's Schriften nicht sprechen, ohne den Antheil zu bestimmen, den daran Jean Paul hat. Börne war nicht bloß auf's innigste der Gesinnung und der gemüthvollen Weltauffassung des bayreuther Dichters zugethan, sondern auch den Wendungen und dem Styl desselben. Die erste Sympathie hat er durch seine Rede auf Jean Paul gefeiert, die zweite durch seine eigenen Schriften. Ihm behagte an Jean Paul dessen kindliche Unschuld, dessen edle unverkünstelte Natureinfachheit, sein warmes schwärmerisches Herz, das uns den Abel der Jugend in weit herrlicheren Idealen noch, als Schiller, gemalt hat, seine eigenthümliche Auffassung der Frauen von einer durchaus gemüthlichen Seite, wo uns die Frauen als gute Wirthschafterinnen und Engel zugleich erscheinen; ihn fesselte Jean Paul's Fronie, wenn er Fürsten und die vornehme Welt zu schildern hatte, seine Satyre auf Deutschlands politische Zustände, sein Freimuth über Religion und doch dabei seine innige Liebe zu allem Tiefen, endlich seine Scheu vor dem Geheimnißvollen. Mit dem Kindlichen und Erhabenen in Jean Paul zog auch die Lust an seiner Ausdrucksweise bei ihm ein. Die Fülle der Bilder beschäftigt unsere Phantasie, ihre Beziehung auf das, was sie erklären sollen, unsern Verstand. So sind wir bei Jean Paul immer in einer doppelten Geistesthätigkeit, indem wir theils die uns gemachten Mittheilungen in uns aufnehmen, theils aber auch an der Art, wie sie der Dichter uns vergegenwärtigen will, mitschaffen und unser eigenes Schöpfungsvermögen anstrengen müssen.

Indessen hat Börne etwas voraus. Er vermied die Fehler seines Lehrers. Ob ihm dies der Geschmack eingab oder ob ihm der übergroße Reichthum an Phantasie, worin gerade der Ursprung von Jean Paul's Fehlern lag, mangelte, oder ob ihn seine entschlossene Gesinnung zwang, immer den Lesern en face anzusehen und sein Visir nicht einmal mit Blumen zu verhängen: er vermied dasjenige, was die Art Jean Paul's nur zu sehr zur Manier gemacht hat. Er selbst sagt von den jean-paulisirenden Nachahmern seines Meisters: „Sie dünken sich frei, weil sie mit Ketten rasseln, kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen und man sieht sie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.“

Börne hat zunächst nichts vom Styl Jean Paul's angenommen, als was dessen großes und befruchtendes Princip für die neuere Literaturrichtung ist, die Unmittelbarkeit und Subjectivität. Der Styl, in welchem Goethe schrieb, war nicht Goethe selbst. Man lese die frühesten Briefe Goethe's, z. B. die an die Gräfin Stollberg, die kürzlich erschienen sind, und man wird erstaunen über die Unregelmäßigkeit seiner Schreibart. Eine Parthie ganz unmittelbar, wie ihm der Styl aus der Seele quillt — und plötzlich ein angeeigneter Periode, eine schriftstellerische Passage, die ihm zwar nicht minder innerlichst gehören mochte, aber doch mit Rücksicht auf den Leser gebildet war. In spätern Jahren steigerte sich bei Goethe dieser Zwiespalt so, daß seine Wahlverwandtschaften und spätern prosaischen Leistungen in einem eigenen Kunststyle geschrieben sind, der immer in einer gewissen Distanz vom unmittelbaren Entströmen des Gedankens aus dem Herzen entfernt lag. Diese Weise kannte Börne nicht.

Seine Briefe an die vertrautesten Freunde sind in derselben Manier, in der er drucken ließ, kurze Sätze, treffende Bilder, naive Wendungen, sicher und fest sich in der kleinen originellen Handschrift ausprägend. Börne war demnach ein ursprünglicher Künstler im Styl. Sein Gedanke formte sich von selbst, er kam gleich in seiner angemessenen Tracht auf die Welt; Börne konnte nicht anders denken, als wir ihn in seinen Schriften gewöhnt sind sprechen zu hören. Was er dabei von Jean Paul hat, ist außer mancher naiven Redewendung die Vorliebe für Bilder und Allegorien. Doch scheute er sich nicht, auch ohne Bild zu sprechen, und hatte demnach vor Jean Paul, der nichts ohne Bild ausdrücken konnte, den Vorzug, daß jedes seiner Bilder zutreffend ist. Er zwang nie, wie Jean Paul gethan zu haben scheint, einem fertigen Bilde einen noch nicht fertigen Gedanken auf, sondern hatte er erst den Gedanken und brauchte dann das Bild nur, um denselben deutlicher auszudrücken oder ihn zu verschönern. Bei Börne erhob sich der Jean Paulismus zu einer durchsichtigen, klaren, ebenmäßigen Methode. Da drängt sich keine Wendung ungebührlich vor, da duften nicht Wälder von Blumen betäubend auf uns ein, wo ein einfaches Veilchen oder gar nur ein grünes Blatt als Folie vollkommen genug war. Börne sagte einmal in dieser Beziehung im vertrauten Gespräch: „Ich muß Jean Paul lesen, nicht, um ihm nachzuahmen; im Gegentheil! Aber er ist mir was ein guter General ist, er giebt mir Muth, mich so kühn auszudrücken, wie ich sonst kaum wagen würde.“

Börne besaß in seiner frühern Bildung ein Gegenmittel gegen die zu üppige Manier Jean Paul's. Dies war von Voltaire und von Johannes von Müller her seine Neigung zum Aphorismus, zur Sentenz, Antithese. Börne hatte sogar Talent zum Französischschreiben; nur jener rhetorische Abandon, der das eigentliche Geheimniß des französischen Styls ist, mochte ihm fehlen; das Talent der Antithese besaß er. Börne mochte dies fühlen und darum so oft von dem Wunsche, französisch zu schreiben, heimgesucht worden sein. Er hatte Aussicht, in Frankreich mit seinem Styl (war es ihm doch mehr um die Idee zu thun) heimischer zu werden, als Seine,

dessen Manier in Frankreich nicht verstanden wird. Nur die Reclame hat Heine bei den Franzosen einzubürgern verstanden. Es finden sich Stellen bei Börne, die, wenn sie wörtlich in's Französische übersetzt würden, dort das größte Glück machen müßten; z. B. ist folgende in stylistischer Hinsicht durchaus französisch gedacht: „Mirabeau war der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter, als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen, wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: Das war ein Fehler seines Herzens. Er glaubte die Revolution leiten zu können: Das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.“ (Gesammelte Schriften, Theil VII. S. 300.)

Das Vorbild Jean Paul's tritt uns wieder mehr in den kleinern humoristischen Aufsätzen entgegen. Börne bewegte sich hier sogar in der komischen Topographie Deutschlands, die Jean Paul erdichtet hatte, in Ruhlschnappel und Flachsensingen. Doch brachte er in diese Gegenden immer wieder satyrische Bevölkerungen, die Jean Paul später nicht mehr mit gleicher Umsicht und Freimüthigkeit aus den Zuständen des deutschen Vaterlandes auszuheben mußte. Jean Paul spricht vom Nürnberger Postreiter, Börne von der Thurn- und Taxischen Post, Jean Paul vom Kammergericht in Weßlar, Börne vom Bundestag, Jean Paul vom Allgemeinen Anzeiger in Gotha, Börne vom Oesterreichischen Beobachter. Die Satyre, in der Jean Paul gegen das deutsche Reich vor dem Deputationshauptschlusse so treffend war, übertrug Börne auf die neuesten Verhältnisse, bei welchen sich Jean Paul, so oft er sie in den Jahren bis zu seinem Tode erwähnte, auf allgemeinere Andeutungen beschränkte. Selbst die mehr dich-

terischen Versuche Börne's, in welchen er der Form Jean Paul's gänzlich verfallen scheint, z. B. in der Allegorie: *Honestus*, ist Anwendung des Bildes, Situation, Moral doch immer die Frucht einer Börne eigenthümlich angehörenden Kenntniß seiner Zeit. Jean Paul ist allgemeiner, Börne treffender. Eine Gattung, in der sich Börne nicht weniger versuchte, die Novelle, findet sich bei Jean Paul nicht. Wir meinen jenes aus tiefstem Schmerz geborne Lebensbild: *Der Roman*, in welchem Börne in kurzen, aber kräftigen Zügen das gesellschaftliche Leid des gebildeten Juden schildert.

Wenn man von Börne's Kunst spricht, darf man nicht vergessen, zu bemerken, daß sich diese nie zum Selbstzweck erhob. Wir besitzen ausgezeichnete Schriftsteller, denen wir es nachsehen müssen, wenn sie in den Becher der Form, ist ihnen der Wein der Ideen ausgegangen, die Würfel des Zufalls werfen und wie blind mit ihrem Talente spielen. Börne brauchte das Noß seiner Kunst immer nur zum Tragen oder zur Erreichung eines Zieles, nie um damit Parade zu machen. Hat es in seinen kleinern humoristischen Aufsätzen je einmal den Schein, als lahmte der Gedanke hinter der vorausspringenden Form nach oder als überschliche ihn die bloß äußerliche Formbildung, so weiß er schnell die belletristische Weichlichkeit durch unmittelbares, reines Quellwasser der Ueberzeugung aufzufrischen. Er springt aus dieser Traumhaftigkeit auf den reellen Boden der Wirklichkeit zurück. Auch seinen Witz ließ er nicht frei sozusagen herumlaufen. War er nicht auf der Jagd oder bewachte Nachts das Haus, so lag er an der Kette. Sein Witz war wohlgezogen; er fiel niemanden anders an, als auf den ihn Börne hexte. Er hatte nicht die Art des Witzes bei andern Humoristen, die wie Kläffer jeden Vorübergehenden, jeden Wagen, jedes Pferd anbellern und ihren Herrn in tausend Unannehmlichkeiten verwickeln. Börne hatte nie die Präntension, ein Witzbold zu sein. Man konnte ihn nicht einladen und dabei annehmen, er würde sogleich, noch ehe er der Gesellschaft vorgestellt war, mit einem Witz über die Schwelle stolpern. Das hat viele Leute gewundert, in Börne beim Umgang einen stillen, harmlosen Mann zu

finden, der nicht mit Bonmots und Galemourgs um sich warf und nicht einmal bei dem gesellschaftlichen Rundspiele: „Die Leber ist von einem Hecht“ böshafte Malicen anbrachte. Börne hielt weder Reden, noch konnte er witzig auf Bestellung sein. Er mußte ebenso auch in seinen Schriften Stoff und Veranlassung zum Witz haben, und um recht witzig zu sein, mußte er aus dem Vollen greifen, wie seine „Schilderungen aus Paris“ beweisen, die unter allen seinen Schriften noch immer für das schlagendste Zeugniß seiner Beobachtungsgabe und geistreichen Satyre gegolten haben. Daß Börne's Styl zuweilen nicht ganz correct gefunden wurde, kommt aus der Frankfurter Judengasse her. Theodor Mundt hat sich sogar die Mühe gegeben, beweisen zu wollen, daß Börne gar kein Deutsch schreiben könne. Doch hat es damit gute Wege. Einige Abweichungen seines Ausdrucks vom gewöhnlichen sind Provinzialismen. Eine wunderliche Art von Inversion in solchen Fügungen wie: „Die Treue, die das Band sollte sein, fehlte“ ist davon das Auffallendste.

Börne konnte damals, als er (zum zweiten Mal) 1822 in Paris lebte, die jesuitisch-aristokratische Reaction ganz in der Nähe beobachten. Wie wenig sich die Bourbons befestigt hatten, beweist die spätere Möglichkeit der Julirevolution. Sie fühlten sich auf einem unsichern Boden, der unter ihren Füßen wankte und den sie zu stützen glaubten, indem sie sich blind der eifernden Ultraparthei in den Kammern überließen, rachgierigen Emigranten, die Frankreich wieder in die Tage Ludwig's XV. zurückversetzen wollten. Villele hatte soeben das Staatsruder ergriffen und arbeitete mit großem Talent an der Aufgabe, sich so unpopulär als möglich zu machen. Börne griff das Villele'sche System in Cotta's Politischen Annalen an, die damals von Murhard redigirt wurden. Siehe den V. Band Gesammelte Schriften. Stuttgarter Ausgabe. S. 374 ff.)

Wir schließen hier eine Reihe von Aeußerungen Börne's an, die nach mündlichen Gesprächen ohne sein Wissen niedergeschrieben wurden. Er sprach 1820 bei der Lectüre Wilhelm Meister's seine Abneigung gegen Goethe aus. Man kam an die Scene mit den Schauspielern. „Das gefällt

Ihnen?" sagte er. „Mich empört es, wie er diese Leute herabwürdigt, demüthigt. Welcher Hohn, welche Geringschätzung, welche Verachtung! Und seine kalten vornehmen Leute! Das ist eben der Goethe! So auch im Tasso . . . seine Sprache ist kalt. Und seine naturtreuen Schilderungen? Was schildert er denn? Welt, wie er, die Vornehmen, das glatte Volk. Was ist da dahinter! Und welche Unsittlichkeit, der er immer den Sieg einräumt! Wie er im Faust den Teufel mit Gott sprechen läßt: „der alte Herr!“ Der ist kein Dichter, der den Menschen nicht erhebt, veredelt, tröstet. Sein Werther, da ist er Mensch! Man sieht, daß er damals noch nicht am Hofe lebte. Auch die Lieder des alten Harfners haben mich immer tief bewegt. . . Dieser Schmerz der Einsamkeit! Auch Mignon und seine italienischen Dichtungen.“ Merkwürdig sind diese Zugeständnisse an Goethe, die beinahe den Unmuth der ersten polternden Verurtheilung wieder aufheben.

Ein andermal bemerkte er: „Die Griechen . . . ja, das war ein schönes Leben. Auch der Tod war da schön. Alles heiter, froh und frisch. Aber die Spartaner mag ich nicht. Diese tolle Idee, das Individuum dem Staate zu opfern! Der Staat soll zur Wohlfahrt der Menschen dienen, aber nicht der Mensch dem Staate aufgeopfert werden. Die Römer mag ich ebenfalls nicht. Alles ist da düster und ernst. Eben wieder der Staat vorherrschend. Auch die Juden sind düster und ernst. Das ist ihr mitgebrachtes Aegyptisches.“

Als im Jahre 1822 Gerüchte von Napoleon's Wiederkehr auftauchten, sagte er: „Der fehlt nun noch, um von Neuem die Tyrannei zu organisiren. Ich mag ihn überhaupt nicht. Friedrich II. liebe ich. Der hat beim Helden so viel Menschliches, Gemüthliches. Sein schönes, großes, geistvolles, blaues Auge spricht mich an. Daß er gern gut gegessen, ist ja gar kein Fehler. Auch im Essen kann Geist liegen. Und es ist eine glückliche Neigung; wenn viele Genußfähigkeiten absterben, bleibt doch die am längsten.“

Ein andermal äußerte Börne: „Ich beurtheile immer einen Menschen mehr nach dem, was er mich reden macht, als nach dem, was Er redet.“ Wieder einmal: „Ich will

lieber selbst Sorgen haben, als mit sorgenvollen Leuten, d. h. Geschäftsmenschen umgehen. Der Adelige lebt wirklich in einer reinern Luft. Wir mit unsern Sorgen in einer verpesteten. Wir haben nur romantische Freuden, die Freuden — der Leiden!"

In einer lebhaften Unterhaltung in Paris (1823) äußerte er: „Wunderbar — Voltaire, der ist doch wie eine Naturkraft, ein Element. Ich denke mir immer, so wie Andere nachdenken müssen um etwas zu schaffen, so mußte er nur dämpfen um niederzuhalten, weil es zu viel war.“

Das Gespräch kam wieder auf Napoleon: „Bleibt mir weg mit eurem Napoleon! Der schwächste, erbärmlichste Fürst ist mir lieber, er war stark genug den Despotismus zu gründen, vor den andern fürchte ich mich nicht. Wäre er nach Amerika gekommen, hätte er viel erobert, er war aber nicht geboren, freie Staaten zu regieren, sein Wille war zu stark — doch ist's freilich unvernünftig zu sagen, er hätte anders handeln sollen, man kann nicht doppelt sein.“ Als man von Hudson Lowe sprach, bemerkte er treffend: „Die Engländer sind hart gegen Gefangene, weil sie im eigenen Lande keine Gewalt ausüben dürfen.“ Ein Endresultat lautete: „Wer die Macht hat, mißbraucht sie, die Macht verblendet, der Mensch ist nun einmal so, deswegen müssen Gesetze sein. Und Hofleute sind wie Hunde, sie müssen nun einmal einen Herrn haben; so schmeicheln sie jeder Macht.“

Man sprach von Auszeichnungen: „Wie man sich adeln lassen oder einen Orden tragen kann,“ sagte Börne, „das ist mir unbegreiflich! Lieber wollte ich eine Livree tragen und hinten auf die Kutsche springen. Der Fürst giebt Einem einen Orden, gewöhnlich hat man nichts Gutes dafür gethan.“

Ein andermal war von Grimm, Diderot und der damaligen Zeit die Rede: „Die waren glücklich,“ sagte Börne, „glücklicher als wir. Bei diesen war das Gefühl für Revolution und Freiheit, wie das Gefühl der ersten Liebe — dieselbe Wärme, dieselbe Leidenschaft; wir aber sind schon in der Ehe. Wir lieben die Freiheit, wir erkennen ihren hohen Werth an, aber wir verhalten uns dabei ruhiger, besonnener.“

Bei einem Besuch in Montmorency, an Rousseau's Grabe, sprach Börne, dessen Empfindungen zwischen Rousseau und Voltaire schwankten: „Rousseau wird Voltaire überleben. Alles was Voltaire so heftig angegriffen, was er mit seinem Witze, mit seiner Satyre bekämpft, ist jetzt schon ausgeglichen. Rousseau aber hat die ganze Natur und das menschliche Herz zur Basis, und das kann nicht erschöpft werden. Voltaire war im höchsten Grad Aristokrat, nur dem Pfaffenthum galt sein Kampf. Gewiß, hätte er die Revolution erlebt, er wäre der entrüstetste Gegner derselben gewesen. Der arme unglückliche Rousseau! Er war ein sehr verkannter Mensch! Er war wie ein unglücklich Liebender und die ganze Welt war seine Geliebte. Ueber Rousseau eine medicinische Abhandlung zu schreiben, wäre zugleich höchst interessant, wichtig, belehrend. Gleich wie ich in sein Zimmer kam und seinen niedern Schreibtisch sah, fiel mir's auf. Warum hat er nicht stehend geschrieben, das hätte ihm viel geholfen; und auch keinen Kaffee hätte er trinken sollen. Das hat ihn ganz zerstört. Ich kenne das.“

Als Börne im Jahr 1824 Paris verließ, kehrte er nicht sogleich nach Frankfurt zurück, sondern lebte eine Zeitlang in Gesellschaft seiner Freundin, der ich die mitgetheilten Aeußerungen verdanke, in Heidelberg. Hier war es, wo zum ersten Male sein fortwährendes körperliches Leiden zu einem bedenklichen Ausbruch kam. Er wurde von heftigem Blutsturz befallen und dadurch so geschwächt, daß man für sein Leben besorgt werden mußte. In dem hierauf folgenden langen Krankenlager widmete ihm Mad. Wohl liebevolle Pflege. Langsam erholte er sich. Sein Lungenleiden schien ihm nun gewiß. Er ging mit ihm besreundeten und fremden Aerzten zu Rathe. Später, seit 1824, besuchte er fast jedes Jahr Gms. Ein deutliches Bild seines körperlichen Unbehagens, zu dem sich noch eine zunehmende Schwerhörigkeit gesellte, giebt ein aus Stuttgart datirter Brief an seinen Freund Dr. Stiebel in Frankfurt, dem er schrieb: „Lieber Freund! Ich danke Ihnen für Ihr medicinisches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie Recht, und ich habe das Mittel sogleich eingestellt, nachdem ich es jetzt fast vierzehn Tage gebraucht hatte. Die erhitze Eigenschaft der Aloe war mir bekannt, nur

hatte ich nicht den Muth, meinem hiesigen Arzte zu widersprechen. Es ist wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es schuld an dem stärkern Ohrenbrausen ist (im schwächern Grade hab' ich es immer), woran ich gegenwärtig leide. Mein Uebel, meine ich, müsse jedem Arzte sehr klar sein, es kommt nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es ist offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die sich aber durch die Brust entleert hat. Wie ist dem vorzubeugen? Diät allein hübe es wol nicht. Ich hatte seit sechs Monaten die strengste Diät geführt, gar keinen Wein getrunken und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat sich aber doch wiederholt. Es ist freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Uebelbefinden dabei hatte, das erste Mal aber war ich sehr krank, vielleicht weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei meinem neulichen Anfall hatte ich sehr stark Schmerzen auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrscheinlich von der Leber herrührend. Ich meine, dieses wäre sehr bezeichnend. In Schwefel setzte ich großes Zutrauen. Schon vor achtzehn Jahren verschrieb es mir Keil gegen irgend ein chronisches Uebelbefinden. Ich erinnere mich damals Schmerzen im Rückgrate gehabt zu haben, und daß Keil gesagt, es wären Hämorrhoidal-Dispositionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals meinem Gesundheitszustand eine ganz andere, ausdauernd bessere Richtung. Ich wollte, Sie schickten mir ein solches Recept, mit der vorgeschlagenen Mischung von Taraxacum oder andern bittern Mitteln. Datiren Sie das Recept auf den März vorigen Jahres zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte. Sie sind zu bescheiden, wenn Sie meine Recension von Windischmann („Ueber Etwas, das der Heilkunst noth thut“) fürchten, oder Sie wollen sich über mich lustig machen. Sie wissen, daß ich von solchen Dingen nichts verstehe, und selbst in der einseitigen Art, in welcher ich solche Sachen zu behandeln weiß, ist es mir diesesmal mißlungen, so daß es mir lieb wäre, wenn die Recension gar nicht gedruckt würde, wie ich es fast erwarte, weil Anstößigkeiten gegen die Geistlichkeit darin vorkommen. Sie

würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Dchs hierher reist) Ihre Artikel von Win-
dischmann und andere Ihrer Recensionen und Schriften mitthei-
len möchten: ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu
seiner Zeit zurückschicken."

Das Siechthum Börne's hielt ihn von seinen meisten
literarischen Unternehmungen ab und beschränkte seine Thätig-
keit nur auf kleinere Aufsätze, die er ab und zu dem Morgen-
blatt schickte. Natürlich mußte hierdurch der Rückhalt, den
er für seine Existenz bei Cotta hatte, wankend werden und
die Beziehung zum Vater, wie lästig sie auch für ihn unter
allen Umständen war, wieder angeknüpft werden. Börne war
kein Finanzier. Ohne Verschwender zu sein, ohne selbst von
dem vielen Gelde, das er brauchte, einen rechten Genuß zu
haben, war er doch immer in einem Mißverhältnisse seiner Ei-
nahmen und Ausgaben. Er hatte Liebhabereien, die nicht
wohlfeil waren. Er kaufte gern Bücher, verschwendete viel
an Blumen; eine von seinem Vater geerbte Liebhaberei:
auch dieser pflegte zu Geburtstagen ihm befreundeter Personen
mit ganzen Blumenbeeten aufzuwarten. Börne war Freund
eines behaglichen Comforts, den sein leidender Körper schon um
so mehr in Anspruch nehmen durfte, als er sich sonst so Vieles
seiner Gesundheit wegen versagen mußte. Er liebte fashionable
Lage seiner Wohnungen, Teppiche, Vorhänge, bequeme Be-
dienung. Wie man Talglichter brennen könne, begriff er
nicht. Gern reiste er in seinem eigenen Wagen, schon der
geistigen Anregung wegen, die ihm unterwegs am mächtigsten
zuströmte. Ohne Elegant zu sein, wozu ihm Körperhaltung
und Eitelkeit fehlten, liebte er doch die Elemente der Ele-
ganz: feines Tuch, feine Wäsche, geschmackvolle Muster zu
Westen, saubere Handschuhe. Er hatte eine Art komischer
Freude daran, sich den Knoten seines Halstuches so zu bin-
den, wie es die neueste Mode verlangte und mit einem gut-
müthigen Selbstgefühl, wenn er auf einen Ball ging, den,
der ihn musterte, zu fragen: Wie gefall' ich Ihnen? Boten
sich Kunstgenüsse im Theater oder Concert, so war er nicht
geneigt, sich diese zu versagen. Er liebte es, durch Geschenke
zu überraschen; mit einem Wort, er war eine Lebensweise ge-

wohnt, die sich weit über die Decke seiner Einnahme streckte, und selbst wenn Plus und Minus mit einander gestimmt hätten, so war er kein Oekonom. Zu dieser fast aristokratischen Behandlungsweise des Lebens hatte ihn wahrscheinlich seine Pensionszeit in Gießen, Berlin und Halle verführt.

Unter diesen Umständen konnte Börne nie von seinem Vater unabhängig werden. Er mußte sich, da er den immerfort Grollenden nicht entbehren durfte, die Launen desselben gefallen lassen. Die Rücksicht auf die Geschwister, die schon selbstständig wurden, erzeugte manches Mißverhältniß; ja, ohne Vermittelung der Freunde Börne's, die auf den Willen des Vaters zu wirken suchen mußten, wäre für ihn nichts mehr durchzusetzen gewesen. Ging nun ein solcher Vermittler zu seinem Vater, so traf er in diesem einen wohlbeleibten Herrn, nur klein, aber fein und zierlich gebaut, mit kleinen Füßen und sorgfältig gepflegten zarten Händen. Seine Kleidung war sauber gebürstet, kein Stäubchen durfte darauf sitzen, feinste, blendend weiße Wäsche mußte auf der Brust ausgelegt sein, Gang und Benehmen waren gemessen. Ohne jüdischen Accent sprach Herr Baruch wohlgelesenes Deutsch, langsam, als wenn er das Gewicht jedes Wortes prüfen wollte, mit weichem Organ, wie sein Sohn. Seine Umgebungen zeigten Geschmack und Sinn für Eleganz, die Schnelligkeit, mit der seinen Winken gehorcht wurde, verrieth die patriarchalische Strenge, mit der er in seinem Hause waltete. Nur war es bedenklich, bei ihm die Saite seines Sohnes, des Schriftstellers, anzuschlagen. An seinen übrigen Kindern, die in der Welt „was vor sich brachten“, erlebte er Freude; der Doctor aber hatte ihm 20,000 Gulden, wie er behauptete, gekostet und war nichts geworden, als der Verfasser von Schriften, die bei seinem Jugendfreunde, dem Fürsten Metternich in Wien, durchaus keine Billigung fanden. Was sollten der Welt die liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für seine Stellung nicht! Was ist er überhaupt in der Welt, daß er sich erlaubt, so ein Wort zu führen? Jetzt könnte er Arzt sein, könnte eine reiche Praxis haben, bekäme in jeder Messe seine Rechnungen bezahlt! Er ist Jurist geworden. Warum sieht man ihn nicht als Advocaten?

Er könnte noch auf den Römer gehen, könnte noch Eingaben machen, könnte Nothschild's Prozesse führen. Statt dessen schreibt er Bücher, verweist das bißchen Geld, das sie ihm einbringen und versperrt sich durch seine gottlosen Bemerkungen über die Großen jede Gelegenheit, es in der Welt noch einmal zu etwas zu bringen!

Nun wehe aber dem, der auf diese Klagen des Herrn Baruch eingegangen wäre! Diese Vorwürfe wollte er dem nur gestattet wissen, der unter dem Gegenstande derselben zu leiden hatte. Die einzige Wendung, die ihm auf diese Neuerungen von einem Dritten genehm war, durfte nur dahin lauten, daß es schade um die großen Talente des Sohnes wäre! Man würde sich sehr irren, nähme man an, Börne's Vater hätte die Gaben des Schriftstellers nicht zu schätzen gewußt; er beklagte nur, daß er von ihnen nicht den rechten Gebrauch machte. System, Gesinnung — nein, in der That, auch das war für Herrn Baruch kein Variari. „Aber wer verlangt das von meinem Sohn? Was braucht der in seiner Lage Gesinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine andere Stellung, als ein großes Wort zu führen. Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er schadet uns nur; er bringt uns in unsern Interessen zurück; ich schäme mich, wenn ich nach Wien komme und bei unsern langjährigen Verbindungen mit dem österreichischen Hofe einen solchen Sohn habe!“

Herr Baruch war Kenner der Politik genug, um zu wissen, daß sein Sohn auch immerhin kein Arzt, kein Advocat zu sein brauchte und doch eine einträgliche Stellung hätte haben können. Er brauchte nur nicht in Gesinnung zu machen. Hatte doch Herr von Genz längst Börne's Styl, Fürst Metternich seine politischen Kenntnisse gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Genz, Friedrich von Schlegel, Pfeilschifter und Andere ihre Wechsel bezogen, er wußte, daß deren Talent darin bestand, aus gegebenen Materialien Zeitungsartikel zusammenzusetzen. Man erzählt sich, daß er, unbekümmert um seinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, diesem eine Stellung zu verschaffen. Er wollte seinem Talent eine metallene Bahn brechen und schrieb ihm schon 1821 von Wien aus, als sich Börne von

Stuttgart nach München begeben hatte, er sollte kommen und in Wien unter Aufsicht gewisser hoher Personen etwas Ordentliches werden. Als Börne die Zumuthung abwies, fuhr der Vater nicht gleich in den Harnisch, sondern bot, da diese Frage ihm zu wichtig für des Sohnes Lebensglück schien, jedes besonnene Mittel auf, ihn zur Reise zu bewegen. Und wohl wissend, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, so besleißigte er sich aller Künste der Ueberredung, sprach zum Herzen des Sohnes als Vater, als Freund. Nein! hieß es. Nun denn, schlug er ihm vor, so sollte er wenigstens einmal nach Wien reisen, um zu sehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiele es ihm nicht, so blieb' es ihm ja unbenommen, wieder abzureisen. Um wenigstens für diesen Vorschlag den Sohn ganz zu haben, schickte er ihm nach München eine bedeutende Summe Reisegeld und trug der in München bei ihrer Tochter lebenden Mutter Börne's auf, dem Sohne schwarze Kleider, Schuhe, kurze Beinkleider (also doch zu Staatsvisiten), seine Wäsche machen zu lassen und ihm die Schnupftabaksdose wegzunehmen. So sollte er nach Wien kommen, der österreichische Gesandte in München würde ihm einen Paß geben. (Nachgelassene Schriften Band II. S. 63.) Börne schauderte vor dem Gedanken, hinterrücks von seinem Vater so schon an die Wiener Staatskanzlei verkauft worden zu sein. Er lehnte die neuen Kleider und die Schnallenschuhe ab und reiste, wie wir erzählt haben, nach Stuttgart. Noch später pflegte sich Börne über dies Wiener Project so zu äußern: Meine Gesinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Gesezt aber auch, ich hätte es gewollt oder gekonnt, so würde ich gerade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publicisten gesunken sein, denen, sie mögen behaupten was sie wollen, von niemanden geglaubt wird. Daß ich lieber gar nicht nach Wien ging, sagte er zu seinem Freunde Stiebel, das war ich meiner eigenen Vorsicht schuldig. Denn ich bin schwach und wozu sich da einer Verführung aussetzen? Wer weiß, womit sie mich gefesselt hätten! Sie würden mich in meine eigene Schwachheit, die sie bald ausgemittelt hätten, verstrickt haben.

Als Börne später zum zweiten Male in Paris war, hörten diese Verhandlungen mit seinem Vater nicht auf. Schon am 20. Nov. 1822 schrieb der Vater: „Ich reise nächstens nach Stuttgart, werde mich dort vierzehn Tage aufhalten, ich wünsche Dich zu sprechen. Willst Du dahin kommen, so antworte mir gleich hieher, damit ich Dir den Tag meiner dortigen Ankunft bestimmt angeben kann. Ich zahle Deine Reisekosten nach Stuttgart und wieder zurück nach Paris; schreibe mir, wie viel Du von Nöthen hast, ich werde Dir's schicken.“ Und bald darauf vom 2. December: „Lieber Louis, ich bitte Dich, lese diesen Brief mit der nämlichen Aufmerksamkeit, wie ich den Deinigen vom 25. v. M. gelesen habe... Deine so hochgepriesene Unabhängigkeit — glaub' mir — ist precär; wird sie, oder kann sie immer bleiben? Warum sollst Du nicht endlich einmal auf ein festes Auskommen denken? Ich hoffe Dir in Wien eine ehrenvolle Stelle zu verschaffen, die ganz unabhängig ist. Und glaube ja nicht, daß man von Dir Sachen fordern wird, die gegen Deine Ansicht sind, dies würde weder nützen noch frommen — und was verlierst Du dabei, wenn Du hörst was man will, und wenn es Dir nicht gefällt, so kannst Du immer zurückgehen. Ich fasse Dich nicht, denkst Du denn nicht auf morgen? Und worin besteht Deine jetzige Glückseligkeit? Doch nicht in den 500 Francs? (Monatliches Honorar von Cotta.) Also um Dein Glück willen, entschliefte Dich auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen, wohin ich künftige Woche gehe. Ich beschwöre Dich, Dein Glück nicht zu verscherzen... denn es wäre gegründet. Antworte mir nicht gleich, nehme Dir einige Tage Zeit zu überlegen, und einst wirst Du es mir danken, Dich von Deiner Idee — denn Du stehst allein — geheilt zu haben. Leb' wohl und antworte mir vernünftig. Dein treuer Vater J. Baruch. Frankfurt, 2. December 1822. — Du kannst mir unter meiner Adresse gerade nach Wien antworten, hier kennt niemand den Inhalt meines Briefes; willst Du Deinen Brief hieher adressiren, ist's auch recht.“

Für Börne war diese Angelegenheit, seines Vaters wegen, Anlaß zum Kummer. Herr Baruch war in israelitischen Gemeindeangelegenheiten nach Wien gereist und einer seiner

Freunde erzählte noch später Folgendes: „Mehrere Male ließ Fürst Metternich Versuche machen, Börne zu bewegen nach Wien zu kommen und dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Einmal geschah dies durch seinen in jener Zeit in Wien lebenden Vater, der dem Fürsten genau bekannt war, ein andermal durch Vermittlung der Brüder Nothschild, von deren Einfluß auf Börne der Fürst besondere Vorstellung haben mochte. Die Anträge gingen dahin, daß Börne mit dem Range und Gehalte eines Kaiserlichen Rathes in Wien leben sollte, ohne zu irgend einer Dienstbarkeit gehalten zu sein. Für Alles, was er dort schreiben wolle, sei ihm völlige Censurfreiheit zugesichert; er solle sein eigener Censor sein. Wollte er seine Stellung in den ersten Monaten wieder verlassen, so werde ihm durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Trotz allen Vorstellungen, welche weites Feld seine Wirksamkeit im Interesse der Humanität und zeitigen Fortschritte in jenem Lande erreichen würde, trotz seiner damals etwas precären persönlichen Lage lehnte Börne jede Unterhandlung entschieden ab. Sein politischer und literarischer Charakter und Name, meinte er, sei auf immer zu Grunde gerichtet, wenn er unter was immer für Bedingungen auf einen Antrag dieser Art einginge. Nie würden seine Freunde und noch weniger seine Feinde glauben, daß es mit seinen Freiheiten wirklich diese Bewandniß habe. Er selbst hegte ernstliche Zweifel über die aufrichtige Erfüllung jener Verheißungen, und abgesehen davon hätte ihm ja das Gefühl seiner Stellung strengere Fesseln anlegen müssen als die härteste Censur. Ob aber mit der Freiheit wieder abzureisen, wann es mir beliebt, es gar so streng genommen werden würde, fügte er mit dem ihm eigenen Lächeln hinzu, ist noch eine andere Frage.

Das Zerwürfniß mit dem Vater mußte unter diesen Umständen immer mehr zunehmen. Als er in Heidelberg 1824 erkrankte und ihn um Geld ersuchte, fand sich dieser nicht sogleich bereit dazu, ob er gleich durch glänzende Geschäfte sich eben sehr bereichert hatte. Die israelitische Gemeinde wollte dem Vater, wie schon erzählt, damals ein Geschenk von 8000 Gulden für die ihr geleisteten Dienste machen. Er schlug

die Gabe aus. Dr. Goldschmidt bemerkte, er hätte davon wol einen Theil seinem Sohne zuwenden können, da dieser bereits mehrere Schriften für die Gemeinde verfaßt hätte, Schriften, die der Vater selbst bei ihm bestellt hätte. Börne hätte nie etwas für seine Mühewaltung erstattet bekommen. Doch ging der Vater auf diesen Wink nicht ein.

Auch für die Lübecker Juden setzte Börne folgende Eingabe an den Bundestag auf:

„An die hohe deutsche Bundesversammlung
unterthänigste Denkschrift von Seiten der israelitischen Ge-
meinde zu Lübeck.

(Nachgesuchte Vollziehung des sechzehnten Artikels der Bundesacte u. w. d. N. betreffend.)

Hohe deutsche Bundesversammlung!

Das Schicksal der israelitischen Gemeinde zu Lübeck hat die öffentliche Aufmerksamkeit seit einigen Jahren in nicht geringem Grade erregt. Oesterreich, Rußland und Preußen haben sich für dessen Milderung, wiewol ohne Erfolg, verwandt, und während deutsche und auswärtige Journale das Benehmen einer Regierung tadelten, welche doch die nothwendige Vermuthung für sich haben muß, vormurksfrei gehandelt zu haben, haben auf der andern Seite Druckschriften, die man zum Theil als officiell betrachten kann, die Rechtlichkeit des beobachteten Verfahrens vor der Welt und dieser Erlauchten Versammlung zu schützen versucht. Die Stimme der Unterdrückten selbst hat aber bisher nicht sich vernehmen lassen. In der von Tage zu Tage und immer dringender gehegten Hoffnung, daß der sechzehnte Artikel der Bundesacte endlich seine Erledigung finden werde, zogen sie es vor, bis dahin lieber schweigend zu dulden. Bald aber sind fünf Jahre entschwunden und ihre Leiden haben den höchsten Grad erreicht. So unglücklich sind sie geworden, daß sie nichts mehr zu verlieren haben, und wenn nur der Schimmer einer Hoffnung noch ihnen leuchtet, so möge endlich eine unbefangene Darstellung der sie betreffenden Ereignisse Veranlassung geben, diese Erlauchte Versammlung bescheiden darauf aufmerksam zu machen: ob eine längere Verlegung der im sechzehnten Artikel der Bundesacte angekündigten Verathung

mit der Gerechtigkeit verträglich sei, welche die Erfüllung einer feierlich geleisteten und garantirten Zusage fordert.

Lübeck im December 1820.

Die israelitische Gemeinde zu Lübeck.

Und in deren Namen:

Die Aeltesten und Vorsteher derselben.

Als diese Deputirten der verjagten Lübecker Judengemeinde eines Morgens zu Börne kamen, war er im Ankleiden begriffen, um mit einem Bekannten nach Emmerichshofen zu reisen, dem Landtize des Grafen Benzels-Sternau, dem er durch jenen zum ersten Male zugeführt werden sollte. Die Deputirten boten Börne eine Remuneration an und wollten Gold auf den Tisch legen. Börne weigerte sich es anzunehmen und nahm es nicht. Als die Deputirten gingen, steckte er seine Kasse zu sich, die aus einigen Sechskreuzerstückchen bestand.

Als Börne wieder im Frühjahr 1825 nach Frankfurt zurückkehrte, freute er sich, im dortigen Polizeiwesen manche Verbesserungen, in dem Aeußern der Stadt manche Verschönerungen anzutreffen. Gleich bei seinem ersten Spaziergange durch die freundlichen Anlagen, von denen Frankfurt umgeben ist, lächelte er wohlgefällig über den höflichen Styl, in welchem die Polizei auf den Warnungstafeln mit dem Publikum sprach. Da hieß es nicht mehr: „Bei fünf Thalern Strafe darf hier niemand den Rasen betreten!“ oder dergleichen; sondern er las zu seiner Verwunderung: „Diese Anlagen sind der Sorgfalt des Publikums empfohlen.“ Er glaubte sich nach Paris versetzt. Ein so kleiner Fortschritt in der Cultur konnte ihn einen ganzen Tag glücklich machen. Für die Frankfurter Theaterverhältnisse bewahrte er noch immer viel Theilnahme, und in mancher Correspondenz, die er an das Morgenblatt einsandte, machte er seinen kunsttrichterlichen Empfindungen Luft. Noch immer wog er in diesem Bereich die Worte nicht. Es war ihm eine Kleinigkeit, den damaligen Chef der Theateroberdirection, den Banquier Leerse, einen Tyrannen zu nennen, wofür ihn dieser zu verklagen drohte. Eine kleine Broschüre gab er bei Gelegenheit der Ankündigung der Berliner wissenschaftlichen Jahrbücher für

Kritik heraus. Er ahnte schon 1826 die vielen Einseitigkeiten, mit welchen dieses Institut in der That sogleich begann, und die Anarchie, in die es sich aufgelöst hat. Manche seiner Befürchtungen waren in seiner Abneigung gegen die Philosophie als Wissenschaft begründet. Der Literaturbeilage des Morgenblattes, die seit 1827 von W. Menzel redigirt wurde, sandte er die gründlichsten und geistreichsten Kritiken über Schriften, die gerade an der Tagesordnung waren. Aufgefordert, eine Beurtheilung des „Leben Napoleon's“ von Walter Scott einzusenden, antwortete er in einem noch unter seinen Papieren befindlichen, wahrscheinlich nicht abgeschickten Briefe, daß ihm der Gegenstand dieses Buchs wenig genehm wäre. Er schrieb unterm 13. Juli 1827 an Menzel: „Verehrtester Herr Doctor! Um über Walter Scott's neues Werk zu sprechen, müßte ich dem großen Napoleon eine Schlacht liefern und mich vielleicht von ihm schlagen lassen — ein Regal, das nur fürstlichen Personen zukommt. Ich bin nämlich ein kleiner aber erbitterter Feind des großen Napoleon. Ich liebe ihn und bewundere ihn nicht, und das ganze Heroengeschlecht ist mir verhaßt, sobald es aufhört mir gleichgültig zu sein. Ich berechne immer, daß eine Million kleiner Menschen dazu gehört, einen einzigen großen zu bilden, eine Art der Besteuerung, die mich am meisten ärgert, weil sie die Aermsten am meisten trifft. Der gute Napoleon hat nichts gethan, das verzeih' ich ihm, das könnten wir nachholen; aber er hat nicht genug zerstört und nicht genug todtgeschlagen, und hat todte Verhältnisse einbalsamirt und über der Erde gelassen, so daß sie uns den Platz wegnehmen — und das verzeih' ich ihm in meinem Leben nicht. Kurz, ich würde so ungebührliche Reden führen, daß sie Ihr Censor streichen müßte, er wäre denn mein Feind, der Lust hätte, mich an den Galgen zu bringen. Ich bedauere also, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Doch danke ich Ihnen, daß Sie sich meiner erinnert, und ich werde Ihnen, mich in Ihrem Andenken zu erhalten, nächstens einige Artikel schicken. Ich freue mich sehr auf Ihr Werk über die deutsche Literatur. Diesching hat mir schon im vorigen Jahre viel Gutes davon erzählt. Ich wundere mich jetzt schon, wie Sie ein Buch

über eine Sache haben schreiben können, die gar nicht existirt; denn die deutschen Bücher bilden so wenig eine Literatur, als die Deutschen ein Volk, ob es zwar mehre gute Bücher und 30 Millionen Deutsche giebt. Ich grüße Sie herzlich."

Das Museum, eine der Unterhaltung gewidmete Gesellschaft in Frankfurt, bedachte Börne mit seiner Denkrede auf Jean Paul, lieferte auch Manches für die Iris, eine Zeitschrift, die Berly, in dessen Hause Börne gern verweilte, herausgab. Jeden Dienstag kam er bei Berly zum Thee und war dann immer launig, gesprächig und aufgeweckt, besonders mit der Jugend und den Frauen. Die Ankunft der Sonntag begeisterte ihn zu seinem berühmten Artikel über die große Sängerin, der ihm in Berlin so viel Freunde machte. Ja das Interesse, das Börne für dies Phänomen ergriff, war so lebhaft, daß er sich sogar in eine Fehde über die Frage einließ: Ob ein Louisd'or zehn oder elf Gulden gälte? Die jetzige Gräfin Rossi hatte mit der Theaterdirection auf ein in Louisd'ors ausgesprochenes Honorar unterhandelt. Gute Rechner und Enthusiasten hinterbrachten ihr, daß man in Frankfurt unter Louisd'ors nicht Friedrichsd'ors à 10 Gulden, sondern Carolins à 11 Gulden verstehe. Die Gräfin Rossi war auf einem Handelsplatze, wo es Sitte ist, sich an den Cours zu halten. Sie verlangte Goldstücke zu elf Gulden. Nun gab dies Mißverständnis eine Fehde, deren Schauplatz die Iris und einige andere Frankfurter Blätter wurden. Börne war in diesem Punkte so sehr Sonntags-Enthusiast, daß er zum Nachtheil der Theaterdirection darauf bestand, sie sollte fest dabei bleiben: Unter elf Gulden thät' sie's nicht. Wie wenig ihm darum Ueberschätzungen der Virtuosen und Sängerinnen zusagte, beweisen folgende Zeilen, die er an die Redaction des Frankfurter Journals richtete. Die gesperrten Zeilen wurden beim Abdruck von der Censur gestrichen: „An den Herrn Redacteur des deutschen Journals. Ich hoffe, Sie werden so gutmüthig sein, diese Zeilen aufzunehmen, selbst wenn die Vorwürfe, die sie enthalten, auch Sie erreichen sollten. Es war wenigstens meine Absicht nicht, daß der ausgesprochene Tadel Sie treffe, denn ich bin kein regelmäßiger Leser Ihres Blattes und kenne es

nicht genug, es beurtheilen zu dürfen. Ich weiß nur, daß Ihr Journal in ganz Deutschland viel und gern gelesen wird, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, ob es den Beifall, dessen es sich erfreut, auch verdiene."

"Die deutschen Blätter, die politischen sowol als die nicht politischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, von der Bettelei nur das Unausstehliche. Ich will diesen Gegenstand hier nicht umständlich abhandeln, ich dürfte doch nicht Alles sagen, was ich denke. Nur Eines will ich berühren. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen — zu unserm Glücke verstehen sie kein Deutsch — müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten, als spielen und singen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, so hat das auch sein Gutes und Ergößliches. Aber was kann einem Frankfurter daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Berlin die Donna Anna gesungen hat? Schon einige Wochen lang sind unsere hiesigen Blätter mit Berichten angefüllt, wie Demoiselle Heinesetter da, wie Demoiselle Bamberger dort gesungen habe. Und was noch am lächerlichsten ist, diese Singgeschichten stehen nicht in dem belletristischen Theile der Zeitungen, sondern vermischt mit den politischen Nachrichten, so daß der Leser alles Maß verlieren muß, und endlich nicht mehr wissen wird, was wichtiger sei, Demoiselle Heinesetter oder Griechenland, Demoiselle Bamberger oder Spanien. In einem der hiesigen Blätter kommt heute gleich hinter der Nachricht, daß in der Kurmark die Eröffnung des Landtages bevorstehe, die andere: daß Demoiselle Sonntag morgen als Donna Anna auftreten werde. Ich habe nichts dagegen — Heil dem, der Demoiselle Sonntag singen hört; aber was nützt es dem Frankfurter Leser, am 4. October zu erfahren, daß am 29.

September Demoiselle Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Hat er denn Zeit nach Berlin zu reisen, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? Es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüfte über und über bedeckt, mit heißdürstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten.*)"

„Jedes Blatt soll seine örtlichen Verhältnisse besprechen, und werden diese Dertlichkeiten nur gehörig behandelt, dann verdienen und gewinnen sie allgemeine Theilnahme. Aber hier in Frankfurt ist Alles (daß es ja nicht bestäubt werde) mit dem Pachtuche des Geheimnisses bedeckt, ob man zwar in nicht-politischen Dingen schreiben darf, was man will. Hat man je in den hiesigen Blättern ein Wort über den Proceß des Städel'schen Kunstmuseums gelesen, der nun schon zehn Jahre dauert und ganz Frankfurt angeht? Wurde je ein Wort über die neuen öffentlichen Gebäude, über die Bibliothek, das Waisenhaus, den Kirchhof geschrieben? Seit mehreren Wochen sind die Gemälde der verstorbenen und lebenden Frankfurter Maler öffentlich ausgestellt und keine Stimme läßt sich darüber vernehmen; man findet das der öffentlichen Verhandlung unwürdig, während man uns von dem Leben und Treiben der Demoiselle Bamberger in Berlin täglich die umständlichsten Berichte mittheilt.

Frankfurt, den 4. October 1827."

Von Vereinen besuchte Börne den sogenannten Gelehrtenclub, wo es ihm aber durch seine zunehmende Schwerhörigkeit gar oft an Empfänglichkeit und Mittheilbarkeit zu fehlen schien. Nur im engeren Kreise entfaltete er die Liebenswürdigkeit seines Umganges.

*) Spätere Anmerkung. Von der Censur gestrichen und wie passend noch heute!

Von seiner Denkrede über Jean Paul wünschte man einen besondern Abdruck und bat von Erlangen aus um die Erlaubniß. Börne schrieb einem Studenten dorthin: „Ich zähle Sie und Ihre Freunde nun auch zu den meinigen, denn fester und sicherer, als die Gewohnheit des Umgangs, bindet die Gleichheit der Gesinnung. Ich habe so wenig ein Eigenthumsrecht an meine Rede anzusprechen, als mir die Liebe für den herrlichen Jean Paul ausschließlich zugehört, ja es hätte mir nichts Erfreulicheres begegnen können, als die Verbreitung der Rede, die Sie durch Ihren Abdruck veranstaltet. Ich hatte den Gedanken, Deutschland zu Beiträgen für ein Denkmal Jean Paul's aufzufordern. Nein, den Gedanken hatte ich nicht, ich hatte den Trieb des Herzens es zu thun, aber als ich es bedachte, unterließ ich es. Was hätte es gefruchtet, in diesem kalten Lande gefriert Alles, selbst die Thräne im Auge. Sind wir auch warm in der Einsamkeit, ist es doch draußen Winter, und unsere Hoffnungen und Wünsche gestalten sich zu Eisblumen an Fensterscheiben. Mit dieser düstern Ofenwärme und dieser jämmerlichen Stubenflora müssen wir uns begnügen, bis der Frühling kommt. Daß dieser näher ist als die Einen hoffen, die Andern fürchten, dafür bürgen auch Sie und Ihre Freunde.“ Die Exemplare der Denkrede, die Sie mir zugehacht, werde ich mit Vergnügen annehmen. Unter der gebrauchten Adresse wird mir alles richtig zukommen; die Bezeichnung als Mitglied des Museums ist nicht nöthig. Ich grüße Sie herzlich. Frankfurt, 7. Januar 1826. L. Börne.“

An D. Spazier in Baireuth, Jean Paul's Neffen, schrieb Börne: „Frankfurt, 8. Januar 1826. Nach meiner Rückkehr von einer Reise habe ich Ihren lieben Brief vorgefunden, und ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr er mich gefreut. Auch von vielen Andern ist meiner Denkrede auf Jean Paul freundliche Zustimmung geworden. Erlanger Akademiker haben die Rede besonders abdrucken lassen, um sie als Neujahrs Geschenk zu verbreiten. Es ist mein Glück, nicht meine Kunst, daß ich eine Saite berührt, die durch viele Herzen zieht. Doch erquickte mich die Schadenfreude, daß ohne Erlaubniß der hohen Polizei viele Deutsche in einer

Empfindung zusammengekommen. Ich habe recht gut verstanden, was Sie in Ihrem Briefe angedeutet. Weinen Sie, weil Sie noch Jüngling sind, einst werden Sie lachen, wie ich; man wird schlecht dabei, aber fett. Ich vierzigjähriges Kind hatte den Einfall, zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber in diesen Jahren der Enttäuschung sind nur schöne Irthümer von kurzer Dauer. Ich besann mich. Wir hätten keine tausend Gulden zusammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genöthigt? Vor zwei Jahren hatte ein sentimentalere Herr in Heilbronn die Laune, das alte Geschichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zusammen. Doch was that er dafür? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaisers Conrad aufrichten, desjenigen Kaisers, der Weinsberg belagert und die allerhöchste Gnade gehabt, die treuen Weiber mit ihrem Gepäck nicht in den Neckar werfen zu lassen, sondern ihnen zu verzeihen. Ein anderer empfindsamer Stadt-Physikus in dem Orte, wo Lessing geboren, machte den Vorschlag, seinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und sie bauen jetzt. Den frohen Lessing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben starb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich den Vorschlag machen mögen, zum Andenken des edlen Jean Paul ein Zuchthaus errichten zu lassen, ich glaube, ich hätte es durchgesetzt mit dem Denkmal, doch ich mochte nicht scherzen in einer so betrübten Sache. Denken Sie von Zeit zu Zeit an Ihren Freund L. Börne.“*)

Inzwischen wurde durch den 1827 erfolgten Tod seines Vaters Börne's äußere Lage günstiger gestellt. Zwar war das Vermögen des Vaters von den Unfällen, welche damals der Papierhandel jezuweilen erlitt, nicht verschont geblieben, zwar schien er im Testament gegen die übrigen Geschwister

*) Spätere Anmerkung. Es mußte erst das Denkmalfever über die Deutschen kommen, bis auch Jean Paul sein Standbild erhielt.

auffallend zurückgesetzt, doch kamen immer noch 22000 Gulden auf seinen Theil, die ihn denn mit Einschluß einer Rente, durch welche er den künftigen Ansprüchen an das Vermögen der Mutter entsagte, und mit Einschluß seiner Frankfurter Pension von jetzt an auf ein jährliches sicheres Einkommen von etwa 1600 Gulden rechnen ließen. Diese Selbstständigkeit war für die Ruhe, mit der er die politischen Ereignisse betrachtete, nicht unwesentlich. Ein Proceß mit seinen Brüdern wurde von seinem Freunde und Anwalt, Dr. Goldschmidt, gütlich ausgeglichen; doch blieb zwischen ihnen eine Verstimmung zurück, die sich erst in spätern Jahren verlor. Als ihn sein ältester Bruder nicht lange vor seinem Tode in Paris besuchte, bot er Alles auf, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Er wurde so lebendig, wie lange nicht zuvor, sprach viel von vergangenen Zeiten und verrieth wol, daß sein Herz zu weich war, um lange einen Groll zu nähren. Das Verhältniß zu seiner Schwester blieb ungetrübt. Er schätzte sie und nahm an ihren Kindern innigen Antheil. Sein Nefse, der leider zu früh gestorbene junge Dr. Spiro, zog seine Aufmerksamkeit im hohen Grade auf sich, er verfolgte dessen Studiengang und konnte nur bedauern, daß sich dieser in Gebiete verlor, wo Börne gewohnt war, nichts als Untiefen und Falleisen zu sehen. Börne's talentvoller Nefse war Hegelianer geworden.

Im Frühjahr 1827 ließ sich Börne von Moriz Oppenheim malen. Es ist dies dasselbe Bild, das allen spätern Lithographieen und Stahlstichen von Börne's Gesichtszügen zum Grunde liegt. „Unsere Freunde,“ schrieb Börne an den ihm befreundeten Maler bald nach Beendigung der Sitzungen, „unsere Freunde finden das Bild ähnlich, und doch schön: ein Geheimniß Ihrer Kunst, das mir unerforschlich bleibt. Wenn die Stellung, die Sie dem Bilde gegeben, Ihre Wünsche für mich ausdrücken, dann habe ich Ihnen viel zu danken: umringt von gefälligen und geduldigen Büchern, die ich wie ge-launt öffnen und schließen, stellen, legen und ordnen, ja deuten kann, wie ich will, und die ich, wenn sie unartig sind und mir widersprechen, einsperren kann, und im warmen Schlafrocke der Stürme dieser Zeit spottend und ihre Lücken ver-

lachend, das ist ein schönes, ein königliches Leben! — Aber warum haben Sie mir den „Staatsmann“ (von Pfeilschifter in Offenbach) in die Hände gegeben? Warum diesen steinernen Gast mir kalt und unbeweglich vor die Augen gestellt? Vielleicht sollte ich Ihnen nicht diesen Vorwurf machen, vielleicht ist es undankbar zu zeigen, daß ich Ihnen etwas zu vergeben habe, aber ich theile nur meine Trauer mit Ihnen, um auch meinen Trost mit Ihnen zu theilen. Von Offenbach kommt der „Staatsmann“, von Offenbach kommen auch die köstlichen Pfeffernüsse, ich schicke Ihnen eine Düte von jenem angefüllt mit diesen. Das ist ein Bild des menschlichen Lebens, wie man es ohne Ihre Farben malen kann. Jetzt beten Sie aber auch für mich und sich, daß ich, am Ziele meiner Tage, durch keinen andern Richterspruch sterbe, als den der Natur — damit es Ihnen nicht wie dem armen Maler Spinarosa in Houwald's Bild ergehe. Entwischt' ich auch, wie er, der Gerechtigkeit, würde mich, wie ihn, das Bild ausliefern, und meine Freunde, die, wie ich mir schmeichle, der Schmerz närrisch machen würde, könnten sagen:

..... solch ein Bild
mit diesem Fleiß und dieser Schönheit
zu malen — — sei nur das Werk
der schändlichsten Verrätherei.

Geschieht so etwas, dann mögen Ihnen diese Zeilen zur Rechtfertigung dienen. Frankfurt, 1. April 1827. Börne."

Und am 25.: „Lieber Freund! Jetzt, da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Carolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen sich darum nicht zu schämen. So, so bescheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert sich, und man lernt endlich sich schätzen und überschätzen, wie Sie an mir sehen. Vielleicht sind Sie begnadigter als Andere, und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichthum ist ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens. Vor der letztern kann uns eigene Kraft bewahren, vor dem andern nur Gottes Gnade. Er

schütze Sie. Es ist ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen so mächtig geflucht. Ihr Freund Börne."

Im Winter nach dem Tode seines Vaters führte Börne einen längst gehegten Lieblingsplan aus. Er wollte wieder einmal Berlin sehen. Berlin hatte nie aufgehört, ihn anzuziehen. Waren ihm doch großartige Eindrücke von da geblieben, und wenn er auch wußte, daß ihm die vorwiegende Richtung des Servilismus nicht ansprechen würde, so wußte er sich doch von dem Vielen, das zugleich geboten wurde, Einzelnes herauszulesen, das ihn fesseln konnte. In der That sah er Mad. Herz. Varnhagen und Rahel waren ihm von Frankfurt her bekannt und zugethan. Empfehlungen nahm er mehr mit, als er abgab. Er reiste in seinem eigenen Wagen. Die Parade, die Willibald Alexis und Ludwig Robert mit ihm in der Mittwochsgesellschaft machten, hat er selbst beschrieben. „Hofrath — Börne — Sonntag — göttlich!“ war der Refrain, den er des Tags hundertmal zu hören bekam. Jedenfalls meinte man es gut mit ihm. Die Berliner Belletristik war noch nicht so gesunken, daß einige Epigonen von den hintersten Reihen der Hegel'schen Schule den Ton angaben. Die Anbetung Goethe's, die damals in Berlin Mode war, gab dem dortigen ganzen Wesen etwas Geordnetes, Zurückhaltendes; Niemand drängte sich vor; Alle waren sie nur die Gefellen eines einzigen unsichtbaren Meisters. Börne mit seiner süddeutschen Nachlässigkeit, seiner politischen Terminologie, seiner Schweigsamkeit, hinter deren lächelnder Außenseite gedankenschwerer Ernst verborgen sein mußte, erschien in diesem Kreise als ein völlig Fremder; jeder mußte sich erst seine eigene Brücke bauen, um zu einem Verständniß dieses kleinen unscheinbaren, tränklichen Mannes heranzukommen. Die meisten begegneten ihm von der dramaturgischen Seite, die nichts Verpöntes hatte. Daheim, er wohnte eine Zeitlang in der Friedrichsstraße im Hause des Buchhändlers Logier, traf man ihn nur in dicke Tabackswolken eingehüllt, im langen Schlafrock und ein rothes Jakobinerläppchen auf dem Haupte. Dieses Käppchen bestärkte manchen Verdacht, der gegen den Fremdling laut wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es gewisse Augen gab, die ihm, wie der preußische

Gensdarmenausdruck lautet, „auf den Dienst paßten“. Der Buchhändler Logier war jedoch außer sich über den Tabackgeruch, den Börne in seinem Hause verbreitete. Seiner Gesundheit und böser Zahnschmerzen wegen schien er eine Rauchtur zu gebrauchen. Herr Logier bat ihn, unter diesen Umständen auf die Ehre, ihn länger in seinem Hause zu haben, verzichten zu dürfen. Wenn sich übrigens Mad. Wohl entschließen wird, Börne's vertrauten Briefwechsel mit ihr herauszugeben, so dürften gerade die aus Berlin damals von ihm gekommenen Nachrichten denkwürdig sein.

Als Börne wieder nach Frankfurt zurückkehrte, ging er schon ernstlich mit einem Plane um, zu dessen Ausführung man ihn in Berlin wahrscheinlich eifrig ermuntert hatte. Schrieb ihm doch Hitzig, er wollte Haus für Haus auf seine Schriften collectiren gehen. Börne hatte die Absicht, die hier und da zerstreuten Denksteine seiner literarischen Thätigkeit zu einem einzigen Gebäude zusammenzutragen. So oft ihm seine Bescheidenheit dagegen einen Einwurf machte, so zweifelte er doch nicht, daß es sinnigen Lesern gelingen würde, aus den Fragmenten, die er nur bieten konnte, sich eine ernste, das Beste des Vaterlandes wollende und den innern Beruf des Wortes tragende Persönlichkeit zusammenzusetzen. Er knüpfte deshalb eine Verbindung mit dem Buchhändler Campe in Hamburg an, der sich durch einige freimüthige Verlagsartikel den Ruf eines unternehmenden, wagnustigen, gesinnungsfesten Verlegers erworben hatte. Trotz vieler Debatten über die Bedingungen dieser Ausgabe kam es später zu einem definitiven Abschluß über acht Bände „Gesammelte Schriften von Ludwig Börne“. Börne erhielt für eine fünfjährige Entäußerung seines Verlagsrechtes 4000 Thaler. Ein launiger Prospectus sollte das Publikum zur Subscription einladen.

Den Sommer 1828 verlebte Börne am Rhein, in Geisenheim und Rüdesheim, mit der Familie des bekannten Componisten Mloys Schmitt und mit seiner Freundin Wohl. Hier ordnete er seine zerstreuten Schriften zum Druck. Im Herbst reiste dieser ganze gesellige Kreis nach Hannover, wo

Börne's Freundin bei dieser ihr verwandten Familie blieb und Börne über Braunschweig nach Hamburg ging.

Der großartige Weltverkehr Hamburgs überraschte ihn. Seewesen war ihm überhaupt etwas Neues. Er fühlte, daß sich in dieser Fülle von Zerstreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließ und gab von den vielen, die er hatte, die wenigsten ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvédère nahm, gestattete ihm einen freien Blick auf die schön und voll sich schaukelnden Wassermassen des Alsterbassins. Der bedeutende Buchvertrieb in der Handlung, die seine „Gesammelte Schriften“ verlegen sollte, sprach ihn an. Er ließ sich die großen Vorräthe derselben zeigen und äußerte besorglich: Wenn hier eine Feuersbrunst auskäme? (1842 kam sie!) Da er einige Titel der aufgestapelten Bücherballen las, verbesserte er sich und sagte: „Es ist wahr, Feuer kann ihnen nichts thun; es ist zuviel Wasser darin!“ In dem Dramaturgen Zimmermann fand Börne einen begeisterten Verehrer. Zimmermann ist einer der seltenen Beweise, wie sich gründliche philologische Kenntnisse, ein gelehrter Beruf (er war Professor am Gymnasium) mit geschmackvoller Beurtheilung der neuern und neuesten Litteratur, mit aufopfernder Hingebung an die Kunst und selbst ihre flüchtigsten Erscheinungen (an Theaterabenden) vereinigen lassen. Zu bedauern ist nur, daß seine sittliche Kraft nicht ausreichte, um diese beiden Elemente seiner Bildung im Gleichgewicht zu erhalten, und daß bei ihm zuletzt der Mensch dem Genius unterlag. Wie Börne diesen gründlichen Kunstkenner damals noch antraf, war derselbe noch verwendbar zum Umgange. Er wurde des von ihm hochverehrten Schriftstellers Cicerone, machte ihn mit Hamburgs Natur und Menschen, mit Hamburgs Sitten und Unsitten bekannt. Wer könnte Hamburg verlassen, ohne seine Menschenkenntniß in allen Winkeln dieser Seestadt zu vervollständigen und seine Beobachtungen selbst da anzustellen, wo das Laster seine Orgien feiert? Mit scheuem Erstaunen blickte Börne in jene Tummelplätze der Sinnlichkeit, die man in Hamburg mit dem dort für die diplomatische Welt verlorenen Namen Salons bezeichnet. Mit launiger Gutmüthigkeit näherte er sich einem

der weiblichen Geschöpfe, die bei Peter Ahrens ihre Reize zum Köder der Verführung machen, und reichte ihr, um den geistigen Bildungsgrad derselben zu erforschen, sein Portefeuille hin, etwas hineinzuschreiben. Es wäre bei der Ideenverwirrung dieser Wesen nicht auffallend gewesen, wenn sie ihm eine sentimentale Stelle, etwas aus Tiebge's Urania, eingezeichnet hätte; doch war das, was Börne zu lesen bekam, nur Unsinn. Wie erfreulich ist es doch, mit einem Philologen umzugehen! sagte Börne, als Zimmermann den Versuch machte, in das Gefäß, wie in eine attische Inschrift, einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen.

Noch im October 1828 reiste Börne von Hamburg nach Hannover zurück. Hier begab er sich sogleich mit einem ungewohnten Fleiß an die Redaction seiner Gesammelten Schriften, an neuere Aufsätze, die den alten schon gedruckten als Ergänzung dienen sollten. Die Sorge über gutes Papier, geschmackvolle Lettern, Correctheit des Drucks, die Sorge um das Format, die Censur, die Versendung seiner Schriften machte ihm viel unruhige Stunden. Wo soll ich all' das Zeug zu 120 Bogen hernehmen? seufzte er oft, wenn ihm das Format zu groß erschien. Campe in Nürnberg druckte die Schriften mit einer Eleganz, die dem Verleger, der die Kosten nicht scheute, Ehre machte; fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit dauerndem Eifer. Hannover, schreibt er seinem Verleger, ist ein Ort, wo man nur die Wahl hat, entweder zu arbeiten oder an Langerweile zu sterben. Ich habe gefunden, schreibt er ein ander Mal, daß Hannover noch langweiliger ist, als mir meine Werke vorkommen. Dabei beobachtete er den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande und äußerte sich: „Ich denke diesem guten Hannover früher oder später ein Ehrendenkmal zu setzen. Einen solchen Ort suchte ich mir schon lange.“ Einige der vorzüglichsten Artikel Börne's sind aus dieser Zeit, z. B. seine Kritik des Zimmermann'schen Hofer, an der er vierzehn Tage lang gearbeitet zu haben erklärte. Aufgefordert, Zimmermann's Friedrich II. zu beurtheilen, wies er das von Campe, dem Verleger desselben, gekommene Ersuchen ab, „weil er nicht Zeit hätte, jetzt die sechs Bände von Raumer's Hohen-

stausen durchzulesen". Schon damals beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke, über Frankreich Zeitgemäzes und in periodischer Form zu schreiben. Er wollte nach Waiblinger's Art einen Almanach, wie dieser aus Italien, so einen aus Frankreich und mit Kupfern herausgeben. Doch stand er davon ab, als ihm der Verleger den Uberschlag der Kosten machte. Damals erhielt er die Abrechnung über die kleine Broschüre, die er gegen die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in Heidelberg hatte drucken lassen. Vier Thaler sechzehn Groschen kamen auf sein Theil. Das reicht gerade zu meinen Kirschen für den nächsten Sommer hin! schrieb er. Diesen Sommer aber von 1829 sollte er wenig Kirschen essen.

Auf der Rückreise von Hannover berührte er Kassel, wo ihm Friedrich Murhard (es gab auch einen Bruder desselben, Karl Murhard) ein befreundeter Anlehnungspunkt war. Murhard, dessen Gespräche sich am liebsten mit Politik beschäftigten, rühmt Börne's treffende Aeußerungen über die damalige Zeitgeschichte und die Ruhe, wie er abweichende Ansichten aufnahm. Börne war kein Proselytenmacher. Er haßte es, über Ansichten zu streiten, die sich nicht demonstrieren ließen, sondern aus innerer Ueberzeugung geboren sein mußten. Aber in Kassel erlebte er einen heftigen Rückfall seiner körperlichen Leiden. Er mußte, von Dr. Harnier behandelt, eine längere Zeit dort bleiben, als er gewünscht hatte; denn Kassel war ihm ein todter und beklemmender Ort. Um Murhard zu beweisen, wie groß die Einsamkeit Kassels wäre, erzählte er ihm, er hätte auf einer Bank in der Karlsau (einem Park bei Kassel) einen Sechsbäzner zurückgelassen, um zu sehen, ob jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen sein. Er kam nach drei Tagen und siehe! er fand das Geldstück noch auf derselben Stelle, wo er es hingelegt hatte.

Damals nahm Börne in Kassel seinen Konrad in Dienst, diesen treuen Konrad, der in den Pariser Briefen so oft die Scene erheitert, seinem Herrn Gelegenheit zu so vielen humoristischen Einfällen giebt und ihm seine physischen Kräfte anbietet, falls er sich an seinen Feinden nachdrücklich gerächt sehen wollte. Konrad schien bestimmt zu sein, nur der Literatur die Kleider auszuklopfen, nur schönen Geistern die Schuhe

zu putzen. Konrad war schon in Kassel in einer Druckerei, beim Redacteur der Kasseler Zeitung, Dr. Pinhas, Auslaufer gewesen. Konrad machte sogar Verse und erfreute damit seinen Herrn. Konrad schrieb Briefe, die würdig waren, gedruckt zu werden. Börne hätte oft gewünscht, Konrad wäre weniger ästhetisch und dafür geschickter und flinker auf den Beinen gewesen. Dieser Bediente war in Allem eine treue deutsche Seele, auch darin, daß er hundertmal etwas fallen ließ, das er nicht bezahlen konnte. Weit öfters war er selbst unbequem, statt ein Hülfsmittel zur Bequemlichkeit zu sein. Er würde sich oft in einem Lustspiel besser ausgenommen haben, als im wirklichen Leben. Dort hätte man doch wenigstens über das lachen können, worüber man hier zuweilen hätte weinen mögen. Und gerade mit allen diesen bösen Tugenden und glänzenden Lastern wurde er für Börne ein Bedürfniß. Konrad hing aber auch mit Liebe an seinem Herrn und lebte sich so in ihn hinein, daß er durch Börne's Tod wie vereinsamt stand. Börne's Freunde wollten ihn nach Deutschland mitnehmen, er wollte nicht zurückkehren. Tausend Franken, aus Börne's Verlassenschaft gezahlt, sicherten ihn vor augenblicklichem Mangel. Erst trat er in die Dienste Meyerbeer's, dann begleitete er einen Reisenden nach Italien, den bekannten Landschaftmaler Bertin, schrieb von dort aus originelle Briefe, kehrte nach Paris zurück, heirathete eine Französin und hat sich dann in der Nähe von Paris mit einem gewissen Wohlstande niedergelassen.

In Kassel hatte sich Börne's Gesundheitszustand so verschlimmert, daß er unmittelbar nach Wiesbaden reiste. Sein Uebel, rheumatische Lähmung, hatte sich so gesteigert, daß er von einem Bett zum andern getragen werden mußte und die heftigsten Schmerzen litt. „Verehrtester Herr Geheimrath,“ schrieb er an Dr. Löhr, seinen Arzt in Wiesbaden, „da das Wetter gut zu werden anfängt, habe ich mir vorgenommen nach Ems zu reisen. Ihnen mein Dankgefühl auszudrücken für die unendliche Güte, die Sie mir bezeigt, und für die unbeschreibliche Geduld, die Sie mit mir armen ängstlichen Menschen gehabt, würde ich vergebens nach Worten suchen. Möchte der Himmel, wenn er mich ferner mit Krank-

heiten heimsuchen will, mich zu meinem Troste dann immer in Ihre Nähe führen. Entziehen Sie die Theilnahme, die Sie für den Kranken hatten, dem Genesenen nicht ganz und erinnern Sie sich zuweilen dessen, der Ihnen für sein Leben und aus vollem Herzen ergeben sein wird." Diesen Brief begleitete das Honorar. Sein Dank für die ihm bewiesene Geduld ist insofern nicht ganz motivirt, als Börne bei seinen Leiden die größte Geduld, Ruhe und sogar Heiterkeit bewies und nie klagte. „Sehen Sie,“ sagte er oft, „körperliche Schmerzen, bestimmte, ausgesprochene, wenn auch noch so heftige, kann ich gut ertragen; nicht so gut hypochondrische Leiden oder Seelenschmerz.“ Der dem Arzt abgestattete Dank ist um so zartfühlender, als Börne anfang, sich gegen alles Mediciniren zu erklären und sich in ihm die Ansicht festsetzte, daß seine vielgenossenen früheren Arzneien seinen Zustand verschlimmerten.

Aus dieser Zeit setzen wir einen ungedruckten Brief an seine Schwester her. „Wiesbaden den 20. April 1829. Liebe Schwester! Dein Brief hat mir sehr viel Freude gemacht und ich danke Dir herzlich dafür. An der Verheirathung Deiner Kinder und Deiner Zufriedenheit nehme ich den brüderlichsten Antheil. Ich grüße Deine Töchter und Schwieger söhne von ganzem Herzen. Die gute Therese soll mit mir zufrieden sein. Es braucht gar keiner Versöhnung und einer feierlichen Bezeugung derselben. Wenn wir uns treffen, soll es sein als wäre nichts vorgefallen. Ich wünsche auch sehr Dich vor Deiner Abreise nach München zu sprechen. Aber nach Frankfurt kann und mag ich nicht kommen. Ich habe sehr dringende literarische Arbeiten, muß nachholen, was ich durch ein dreiwöchentliches rheumatisches Fieber versäumt habe, und Frankfurt würde mich zu sehr zerstreuen. Auch ist mir der Aufenthalt dort immer unangenehm gewesen. Es wäre mir daher sehr erfreulich, wenn Du so gut wärest, mit mir an einem dritten Orte zusammenzukommen. Aus Gründen, die ich schriftlich nicht mittheilen kann, wünschte ich nicht, daß Du hieherkäme, lieber wäre mir, wir träfen uns in Mainz. Ich bleibe bis Anfang Juni hier, Du kannst also nach Belieben den Tag bestimmen. Schreibe mir denn, an welchem Tage

Du dort sein willst und in welchem Wirthshaus Du einkehrst. Du mußt aber dich genau versichern, wenn dein Brief hier in Wiesbaden anlangt, daß ich ihn etwa nicht zu spät bekomme. Ich freue mich sehr die jungen Weiber zu sehen. Willst du eine Nacht in Mainz bleiben, wäre es um so schöner. Wir könnten dann länger zusammenbleiben. Es wird mich sehr interessiren, mit Dir von Deinem Louis zu sprechen, aus dem ich in Berlin eigentlich nicht recht klug werden konnte. Aber er gefiel mir übrigens sehr. Herzlichen Gruß an Alle. Dein Dich liebender Bruder Börne." Die ersten etwas langsamen Erfolge seiner gesammelten Schriften (Sollte man glauben, daß der ersten Aufforderung zur Subscription kaum mehr als nur 150 Unterschriften gefolgt waren!) wartete Börne in Frankfurt ab. Kritisch wurden sie besonders in Berlin mit freudiger Anerkennung, ihrer formellen Reize wegen, begrüßt. Den Inhalt und besonders die politischen Theorieen, die durchschimmerten, mußten die ästhetischen Beamten, welche wie der Intendanturrath W. Neumann die Schriften beurtheilten, in Abrede stellen. Auf die Jugend machte diese Erscheinung einen bezaubernden Eindruck. Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspective in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zum Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst; die freieste Ungebundenheit war zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Krystallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze lösten sich vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte trat. Verklungene Debatten sah man wieder aufgenommen, ein patriotisch freier Sinn reagirte gegen die ästhetische Verflachung, in welche wir uns gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, zu verlieren fürchten mußten. Es waren nicht goldene Äpfel in silbernen Schalen, sondern frische, natürliche, den Reif des Gartens tragende Früchte in krystallinen.

Börne wurde jetzt in Frankfurt immer mehr ein berühmter Mann, dem der durchreisende Dilettant und Kunstfreund seine

Aufwartung machte. Auch das Handwerk sprach bei ihm vor. Heine, Saphir, viele Berühmtheiten des Tages besuchten ihn. Um Heine war Börne eifrigst besorgt. Er schätzte ihn von den gleichzeitig Strebenden am höchsten. Er wurde in Frankfurt der Colporteur des jungen knospenden Ruhms der Heine'schen Muse, empfahl Heine's Schriften und ehrte ihn selbst, als er durchreiste, in Person, ohne künftige Zerwürfnisse zu ahnen. Leider störte ihn oft mitten im Genuß solcher für ihn festlichen Augenblicke sein Körperleiden. Als eines Abends Saphir, Schnyder von Wartensee und mehre Andere bei ihm eingeladen waren, trafen sie ein dunkles Zimmer, nirgends eine Vorbereitung, Frau Wohl kam ihnen verstörten Blickes entgegen, Börne war soeben wieder vom Blutsturz befallen. Um Alles zu seiner Genesung zu versuchen, bezog er im Sommer 1830 das bei Frankfurt gelegene Bad Soden, das ihm die Aerzte angerathen hatten.

Das Tagebuchs-Idyll, das den achten Band seiner Schriften bildet, schildert einen Theil seines Sodener Aufenthalts. Frau W. war seine Nachbarin. Börne holte sich weniger an den vierzehn Quellen dieses Bades, als aus dem Einathmen der freien Natur, aus den Fesseln einer idyllischen Langeweile und den kleinen Zerstreungen, wozu sich die Badegäste vereinigten, eine Stärkung seiner Gesundheit. Börne liebte den Umgang mit Frauen; hier war er in einem Frauenbade. Sie berichten auch von ihm, daß er an allen Gesprächen harmlos Theil nahm, sich nie vordrängte, sondern in einer solchen Zurückgezogenheit hielt, daß man ihn auffuchen mußte, um seinen Geist recht zu erkennen. In seiner freundlichen und sinnigen Weise schloß er sich jedem gemeinschaftlichen Vergnügen an und hatte seine Freude an jedem kleinen Erlebnis der Umgegend, mochte es auch nur eine nach altem Ritus gefeierte Judenhochzeit sein, bei der er die Bedeutung der wunderlichen Ceremonieen mit Aufmerksamkeit verfolgte. Bei einer frühen Morgenwanderung auf den Dachberg ging er mit der Laterne voran, ein Kreis von Badegästen hinterher. Und was ihn über sein gewöhnliches Maß hier vollends hinaus hob, war die Nachricht von der Julirevolution. Mit Ungeduld harrete er auf die Stunde, wo die Zeitungen ankamen. Er ging auf

die Landstraße hinaus und spähte nach der Ankunft des Boten, der sie von Höchst bringen mußte. Dauerte es ihm zu lange, so ging er selbst nach Höchst, um die wunderbare Begebenheit zu verfolgen. Lange hielt er es nun in Soden nicht mehr aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück und setzte Alles durch das elektrische Feuer, das er aussprühte, in Erstaunen. Im Gelehrtenverein erkannte man den früher so schweigsamen leidenden Börne nicht wieder. Es schien ein Wunder mit ihm vorgegangen.

Bersehen wir uns jetzt wieder in Börne's politische Gesinnungen, so liegt der Gegensatz seiner Stimmung, wie ihn diese kurz vor der Julirevolution und unmittelbar nach ihr beherrschte, in den Pariser Briefen und dem Tagebuch seines Aufenthalts in Soden ausgesprochen. In dem letzteren zeigte sich der Grad, bis zu welchem seine Hoffnungen vor dem Juli 1830 erloschen, seine Wünsche verstummt waren. Er hatte keine einzige seiner Ueberzeugungen aufgegeben, aber die Welt war mit Schleiern verhängt; nur noch den Blüthenbäumen am Fuß des Taunusgebirgs vertraute er seine Gedanken, nur noch mit den Najaden der wunderthätigen Quellen in Soden plauderte er über Politik. Sein Tagebuch zeigt ihn uns, wie er nicht mehr Fürsten und Diplomaten, sondern die Gänse und Hühner im Gasthaus zum „Frankfurter Hof“ beobachtet und sich aus ihrem Treiben an den Lauf der Welt erinnern läßt. Er spricht über Schiller und Goethe, über die sorglosen Träumereien und Zerstreuungen, denen sich die letzte Zeit der Restaurationsperiode hingab. Da endlich bricht die Julirevolution aus. Alle seine alten Gedanken springen wie niedergehaltene elastische Federn auf. Seine Pariser Briefe zeigen ihn uns mitten in den Fragen der Zeitgeschichte, er sieht das, was er längst behauptete, bewiesen, was er vorher sagte, eingetroffen. Er verfolgte, im schönsten Vertrauen auf eine muthige Erhebung der politischen Begriffe, die sich auch der Deutschen bemächtigt zu haben schien, den Verlauf der Ereignisse, wie sie auch bei uns nach und nach das Losschlagen einer vom Zeitgeist geheim gelegten Mine waren. Er mußte seinen Blick auf England, Belgien, Italien, Polen richten; denn Alles traf wie mit einem Zauber-

schlag zusammen. Die Bitterkeit der darauf folgenden Pariser Briefe ist weniger die Folge seiner übermüthigen Freude, als des Schmerzes, daß der Freiheit ihr Sieg verloren gehen könnte. In Deutschland hatte sie diesen, er sah es nur zu bald, nicht vollständig errungen, in Frankreich wurde sie darum betrogen. Die Freiheit hatte gleichsam eine große Erbschaft gemacht, aber der Banquier, bei dem sie diese ausgezahlt erhalten sollte, Louis Philippe, fallirte böswillig. Börne hatte ein scharfes Auge, diese Umtriebe zu durchschauen. Er konnte hier seine Erfahrungen aus den Zeiten der Wage und der Carlsbader Beschlüsse wieder aufnehmen; daß er es mußte, daß ihn die Wendung, welche die Erfüllung seiner Hoffnungen nahm, dazu zwang, gab ihm jenen Unmuth, der in den Pariser Briefen Dinge aussprach, die selbst manchen seiner Freunde verlegt haben.

Die praktischen politischen Ideen Börne's blieben auch damals dieselben. Er wollte ein einiges Deutschland, das dadurch von der Vielherrschaft seiner Fürsten befreit würde, daß keiner seine Souverainetät dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es seinen Schwerpunkt nicht in Rußland, sondern in Deutschland suchte; er verlangte von Oesterreich, daß es seiner Politik des Stillstandes und seinen aufhaltenden Einflüssen auf die süddeutschen Höfe entsagte; er verlangte von diesen selbst und von den Schirmherren, Oesterreich und Preußen, die freieste Entfaltung des constitutionellen Systems. Erst wenn sich für diese Hoffnungen gar kein guter Wille bei den Fürsten zeigen wolle, dann war ihm die Republik lieber, als jede andere Verfassung, die ihm nun erst Veranlassung gab, zu fragen, ob sie dem Bürger gestatte, für sein irdisches Wohlergehen nach freiestem Menschenrecht zu sorgen. Es ist kein Zweifel, daß dies Börne's politisches Glaubensbekenntniß von seiner praktischen Seite war.

Ueberhaupt stimmt Börne's Theorie von Staat und Bürgerthum mit Rousseau's Contrat social zusammen. Sein Gefühl ließ ihn, um das Wesen des Staates zu bestimmen, von nichts Anderm ausgehen, als von den Menschenrechten. Sein politischer Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit

noch höher stand, als die Freiheit. Börne hielt diese Ueberzeugung für so tief in der Menschenbrust begründet, daß er daraus den Grund herleitete, warum Napoleon die Franzosen fast zwanzig Jahre hindurch beherrschen konnte. Napoleon nahm ihnen die Freiheit, ließ ihnen aber die Gleichheit. Er schuf einen neuen Adel, aber Jeder konnte in denselben aufgenommen werden. Die Franzosen hatten keine andern Rechte mehr, als das eine, Soldat zu werden und sich für den Kaiser todt-schießen zu lassen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angesehen werden sollte, so traf sie als solche alle. Sklaverei wird leichter vergessen, wenn niemand von ihr ausgeschlossen ist.

Manche theoretische Behauptung über den Staat in Börne's frühern Schriften wird man gemäßigter finden, als man einem Manne zutrauen sollte, der allerdings mit der Ueberzeugung starb, daß die Republik die einzige Gesellschaftsverfassung sei, bei welcher sich ein gesunder Kopf und ein gesundes Herz beruhigen könne. Von der Volkssouverainetät, dieser Parole des Streits der politischen Doctrinen, sagt er (Bd. VII. der alten Ausgabe S. 35.): „Diejenigen, welche für die Volkssouverainetät streiten, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen, als in den Händen vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigener Tyrann sein und es ist es oft gewesen.“ Börne giebt in dem Aufsatz, dem diese Stelle entnommen ist, seine politische Meinung deutlicher an. Er sagt, es handle sich eigentlich nicht um Monarchie und Republik, nicht um absolut oder constitutionell, sondern um dasjenige, was in einem Staate als das Ursprüngliche gesetzt wird. Er sagt, darum handle es sich: „Ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft

auszubilden und dazu zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck, oder der Mensch in ihm?" Nicht das, fährt Börne fort, wäre an Ludwig's XIV. Ausspruch: Der Staat bin Ich! so gefährlich gewesen, daß er sich zur Hauptsache, sondern den Staat überhaupt zur Hauptsache gemacht hätte. „War Lykurg besser, als Robespierre?" fragt Börne. „Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen. Lykurg die Menschheit. Robespierre opferte sie, er schlochtete sie nicht. Er war kein Menschenmeger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein guter Bürger, im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, sein Staat, der republikanische — gleichviel. Er war ein Absolutist wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinden; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebt, sei es das Volk, sei es der Fürst.“ Indem wir auf jene Abhandlung hinweisen, bemerken wir, daß sie Börne's politische Philosophie am deutlichsten entwickelt. Sie ist so frei von Partheileidenschaft, daß Börne sogar die von der Opposition in Frankreich heftig angegriffene Milliarde, die Entschädigung der Emigrirten, aus Gründen der Billigkeit vertheidigt. Börne's administrativer Grundsatz war: Il ne faut pas trop régner. Das Zuvielregieren, mochte es nun von einem Robespierre oder Ferdinand VII. kommen, war ihm verhaßt; es opfert den Menschen der Maschine, den Bürger dem Staat, es tödtet die freie harmlose Benutzung unseres Daseins, das uns von Gott nicht gegeben wurde, um nichts als die Erbärmlichkeit unserer sogenannten polizirten Gesellschaftsverfassung zu genießen d. h. zu erdulden, sondern, um uns für eine höhere Weltordnung geistig und seelisch vorzubereiten. Er haßte dies ewige Bevormundetwerden, die Controle, die Beamtenarroganz, die Demuth, die uns dem verkörperten Gesetz gegenüber zugemuthet wird, die polizeiliche Schinderei, der wir ausgesetzt sind, wenn wir nur den geringsten Schritt aus unserer Häuslichkeit hinauswagen,

z. B. eine Reise machen wollen. Humanität, echte Philanthropie, Friede, Liebe und Glückseligkeit, dafür schwärmte Börne und hat in diesem Sinne allein Alles ausgesprochen, was nur je an politischen Maximen und Urtheilen in seinem Munde bedenklich erschienen ist. Er verlangte nichts, als daß die Beamten höflich sind, die Collegien minder impertinent, die Polizeicommissäre minder pazig (um einen berlinischen Ausdruck zu brauchen), er verlangte, daß jeder Bauer vom Amtschreiber Herr angeredet und Jedem, der, ohne ein Dieb zu sein, auf der Amtsstube erscheinen muß, ein Stuhl angeboten wird; er verlangte, daß der vornehme grobe Staat sich zu uns verfügt, wenn wir ihn nicht aussuchen; er haßte die Einbildung der Offiziere, die Dreistigkeit der Adeligen, den übermenschlichen Dünkel der Fürsten, — das ist der Punkt, wo sich ein harmloses Gemüth, wie das eines Börne, entzündete und in Flammen auslodern konnte, die gefährlich waren. Hätten wir in unserm politischen Leben Edelmuth, Offenheit, liberales Zuorkommen, bei den Fürsten echte Menschlichkeit, Achtung vor Gemeingeist und öffentlichem Urtheil, Zartheit in allen Berührungen, Biedersinn in dem, was man thut, und Milde in dem, was man verbietet; wie sicher würden wir einer Beruhigung der politischen Leidenschaften entgegengehen; wie würden wir unsere besten und edelsten Geister sich mit den herrschenden Verhältnissen über das, was sich nicht in einer Sommernacht ändern läßt, verständigen sehen!

Im Spätherbst des Befreiungsjahres reiste Börne nach Paris. Es ließ ihm in Deutschland keine Ruhe mehr. Er wollte dem Herde der Ereignisse nahe sein und diese nicht mehr von der Peripherie, sondern vom Centrum aus beobachten. Die beiden ersten Bände seiner Briefe geben über seine persönlichen Begegnisse auf der Reise und den Winter über in Paris den vollständigsten Aufschluß; sie sind ein Tagebuch, ein zusammengeheftetes Journal, eine Art Zeitschrift, die alle Reize und ebenso alle Nachtheile periodischer Literatur vereinigt. Frisch, lebendig, aber auch voller Widersprüche und ohne eine andere Einheit, als die einer geistreich urtheilenden, glühend hoffenden Persönlichkeit. Ueberhaupt ist der

richtigste Gesichtspunkt, um Börne's sechs Bände Pariser Briefe zu beurtheilen, der, daß man sie eine zusammengeheftete Zeitschrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie geben Nachrichten, die nicht selten begründet, nicht selten aus der Lust gegriffen sind; sie bauen Schlußfolgerungen auf, die schon vom nächsten Tage widerlegt wurden; sie sind abgerissen im Styl, im Gedanken, sie wollen nichts sein als das Echo des Tages, aufgesangen in einer Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesen wunderbaren Briefen nie auf sicherem Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finstere Moorgründe; freundliche weiße Engelsegestalten winken uns hinter den Büschen wieder aus der Tiefe auf den geraden Weg. Nicht einmal als Gradmesser der persönlichen Temperatur Börne's möchte man diese Briefe gelten lassen; sie sind eine Zeitstimmung, ein Daguerreotyp dreier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinste treffend, dort Alles wie in schwarze Tusch vermischend, ohne Lichtübergänge, schwarz und weiß, je nach der Parole des politischen Glaubensbekenntnisses. Noch ehe sich Börne an die Abfassung dieser Briefe begab, schrieb er bei der Nachricht von den in Deutschland ausbrechenden Tumulten am 22. Sept. 1830 aus Paris an einen Freund: „Offen gesagt, ich freue mich nicht über das revolutionaire Wesen in Deutschland. Gewonnen wird doch nichts dabei; nichts durch Gewalt, denn die ist noch nicht auf Seiten des Volkes; nichts durch Belehrung unserer Staatsmänner, denn die sind nicht zu bessern. Dies Alles wird keine andere Folge haben, als daß die Seiler in Flor kommen: ich bin gewiß, es wird viel gehängt werden.“ Der Gedanke, ein Journal, etwa mit Heine und in der Schweiz, herauszugeben, beschäftigte ihn lebhaft. „Daß man jetzt arbeitet,“ sagte er, „ist nicht mehr Sache des Schriftstellers, sondern des Bürgers.“ Er hätte so gerne mit Heine eine Art Quartalschrift, eine wirklich zwischen ihnen unterhaltene Correspondenz, herausgegeben. Heine, dem um Alles Collisionen mit Louis Philippe, seiner Pension wegen, bedenklich waren, hatte keine Lust. Börne kam ein Jahr später

wieder auf diese Idee zurück und äußerte sich unterm 12. Oct. 1831: „Bei Heine, den ich übrigens wenig sehe, habe ich nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir aber in Beziehung auf mich unerklärlich wäre, da er mich als einen Gleichgesinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht.“ Dieser Glaube an Heine war in der That naiv.

Börne kam im Frühjahr 1831 nach Deutschland zurück. Seine Briefe waren noch nicht erschienen. Er fand, daß dem Aufschwunge der Deutschen unzählige Niederschläge drohten, daß aller Orten Fallen für die „jungen Füchse der Demagogie“ gestellt waren, aber noch schien ihm nichts verloren, noch konnte dem wild gewordenen deutschen Aergergaul durch Pfeifen und Rufen wieder Muth gemacht werden. Ein solcher Zungenschlag, womit der Reiter seinem Rosse die Ohren spitzt und es in bessern Trab bringt, sollten seine Briefe sein. Daß er darin Dinge gab, die sich nicht vor der gesunden Vernunft verantworten ließen, wußte Börne selbst; aber gerade durch diesen Sauerteig sollte das noch etwas fade Gebäck des erwachten Volksgeistes schmackhaft gemacht werden. Börne hätte das Alles auch wirklich beschwören sollen, daß er die Deutschen verachte, daß er ihnen auf der Kehler Brücke seinen Rücken und noch mehr zeigte, beschwören, daß man Könige ihrer Nase wegen verjagen dürfe u. dergl.? Gewiß nicht; aber er dachte: Es ist gut, wenn Einer kommt und so das Neuzerste sagt; das bringt sie in Harnisch, hurtig, flink! das bringt Leben in die Sache — und darum ließ er diese Tauben fliegen. Daß sie ihm hernach kamen und Alles bewiesen haben wollten, daß sie Abhandlungen über jene Fürsten-Nase, Abhandlungen über das Verbrennen der Göttinger Bibliothek schrieben, daß sie Alles buchstäblich nahmen und in dem Buche Jedes, nur nicht das, was es sein sollte, einen elektrischen Leiter, sahen, das empörte ihn und gab ihm die Erbitterung, die in den folgenden vier Bänden allerdings methodischer, überlegter, unversöhnlicher auftrat. Börne war den Sommer 1831 über in Baden, wo er mit Männern freundlich umging, von denen er nicht

ahnte, daß sie sich bald in seine Feinde verwandeln sollten. Die Briefe erschienen endlich, ohne Censur, im Spätherbst desselben Jahres, als schon Warschau gefallen war und die Polen ihre Durchzüge durch Deutschland begannen.

Vor dem weitem Verlauf unserer Erzählung hier noch ein Brief, den er an den Maler Oppenheim aus Baden-Baden richtete: „Baden den 8. Sept. 1831. Lieber Freund! Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mein Bild überlassen, so lange Sie es brauchen. Das alte fac-simile wie auch den Pfeilschifter bitte ich Sie wegzulassen. Ist es nicht besser gar kein fac-simile zu machen? So etwas und zu dieser Bestimmung erst geschrieben, wird immer affectirt, wenigstens erscheint es so. Wenn ich auch, wie ich gewohnt bin, nur immer ausspreche und niederschreibe, was und wie ich es gerade auf dem Herzen habe, so kann man doch in wenigen Worten seine Gesinnung und sein Gefühl und deren Aufrichtigkeit dem Leser nicht klar machen. Muß ich denn etwas in der Hand haben? Ein Stück Zwetschentuchen wäre mir am liebsten. Als vorigen Sommer die Juli-Ordonnanzen kamen, welche die ganze Welt aus ihren Fugen rissen, rief ich vergnügt aus: Und Gott sprach: es werde Licht! Wollen Sie das als fac-simile gebrauchen? Dann könnten Sie mir den Moniteur 26 Juillet 1830 in die Hand geben. Aber das bleibt Ihrem Urtheil überlassen. Ich kann meinem Takte hierin nichts zutrauen. Auf jeden Fall lege ich das Zettelchen bei. Börne. — P. S. Soeben bemerkt mir Madame ***, wenn unter meinem Bilde stünde: Gott sprach, es werde Licht, könnten die Leute denken, das bezöge sich auf mich. Ich glaube, sie hat Recht. Ueberlegen Sie's.“

Es ist wahr, Börne's Briefe aus Paris fanden mehr Widerspruch als Anklang. Sie konnten nicht nur von der Parthei des Widerstandes als schlagendes Beispiel benutzt werden, wohin wir mit den demokratischen Ideen kommen würden, sondern selbst die liberale Parthei, welche bei ihrem Erscheinen in den Kammern, in den Volksversammlungen und Zeitschriften im Vortheil war, konnte ihre gesetzmäßigen Fortschritte durch die Verwahrung geltend machen, daß man zwar auf Freiheit drang, aber die Zügellosigkeit eines Börne

verabscheute. Seine Briefe ließen sich als eine Befürchtung und als eine Drohung citiren. Sie gaben ein Beispiel für das, was man gewärtigen konnte, und ein anderes für das, was man vermeiden wollte. Zwischen beiden Partheien standen jene literarischen Halblinge, deren Beruf es zu sein scheint, allen originell sich entwickelnden schriftstellerischen Persönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß selbst das Ausgezeichnetste in der Welt nicht ohne Widerspruch sein dürfe. Ohne von der politischen Strömung erfaßt zu sein, kamen meist aus Berlin, Leipzig und zum Theil aus Hamburg, überhaupt aus der Gegend hinter der Elbe diese retardirenden, gewöhnlich vom Ei beginnenden Einsprüche. Es ist das eine alte Erfahrung bei uns. Es kann Einer eine fertige, abgerundete Physiognomie in der Literatur nach allen Seiten hin gezeigt haben, so kommt doch noch immer von dorthen Einer und fragt: Womit vertheidigst du eigentlich deine Existenz? Wer bist du und auf wessen Namen bist du getauft? Passest du in die Definition, die ich von dir, noch ehe du warst, schon zu geben wußte? Und diese waren es auch, (z. B. in den Blättern für literarische Unterhaltung) deren Einspruch Börne am meisten verletzte; denn eigentlich sind diese Leute unwiderleglich; die einzige Verständigung, die mit ihnen möglich ist, bleibt die, bei seinem Wesen und in seinen Behauptungen zu verharren. Consequenz ist noch das Einzige, was auf die Phantasie dieser Doctrinaire Eindruck macht.

Unstreitig hat der später Börne so feindliche W. Menzel das Verdienst, die ersten Bände der Briefe aus Paris am richtigsten gewürdigt zu haben. Er sah in dem, was sich in ihnen nachempfinden ließ, aber mißlich auszusprechen und am wenigsten öffentlich zu billigen war, Börne's als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande. Die schönen patriotischen Huldigungen, die unsern Schriftstellern immer so bequem im Munde liegen, sind ja meist nur die Eingebung einer Liebe, die sich nicht auf Proben stellen läßt und, stellte man sie, nicht bestehen würde. Schwachtende Vaterlandsiebe kannte Börne nicht, sondern nur jene, die auch grollen kann, die Liebe, die erhebt und bessert, nicht die, die einschläfert und

in Küßen begräbt. Wir haben noch viele solcher Schwärmer, die mitten in den zahllosen Gebrechen unserer gesellschaftlichen Beziehungen, einer Nation, die sich diese gefallen läßt, schmeicheln zu müssen glauben. Gern würde Börne geliebt haben, hätte er gedurft. Seine Liebe war nicht mondscheinblasser Natur, sondern vollblütig, leidenschaftlich, eine Liebe, von der man sagen durfte, sie hat Temperament. Wenn er die Deutschen schmähte, so ist es möglich, daß er die Lage nicht berücksichtigte, die uns hinderte, die Ursachen seines Tadel's so schnell wegzuräumen; aber er schmäht nicht aus Haß, sondern wo er zu hassen scheint, sieht man nur einen solchen Haß, der, wenn er gedurft hätte, sich bald würde in Liebe verwandelt haben. In keinem Lande wird mehr über die Vaterlandsliebe, von der Schule an bis in's Leben, declamirt, als bei uns, und doch trägt sie uns weit weniger Früchte ein, als in Ländern, wo sie ein unmittelbar im Nationalegoismus vorausgesetztes, mit der Muttermilch eingesogenes Gefühl ist und weit weniger besprochen wird. Börne durfte nur wieder in Paris sein, um sogleich sein deutsches Heimweh zu bekommen. Er pflegte im Umgang nie anders, als mit der größten Verehrung vom Vaterlande zu sprechen. Er haßte Goethe, aber die Franzosen sollten nichts davon erfahren, daß wir Deutsche unsere großen Genien hassen müßten. Hatte er etwas Tiefes in einem deutschen Schriftsteller gelesen, so sagte er oft: „Die Deutschen sind doch die erste Nation.“ „Lassen Sie,“ sagte er einmal, „die Deutschen nur einen Tag frei sein, über Nacht werden die großen Männer aus dem Boden wachsen.“ Er suchte oft sogar seiner Freundin diesen Ausspruch zu beweisen. Er führte ihr die Grundelemente des deutschen Wesens vor und schloß dann mit Schmerz, daß unsere politischen Verhältnisse uns, die wir die Herren der Geschichte sein könnten, leider nur zu ihren Sklaven gemacht hätten.

Einige der Gegner, auf welche Börne ein Gewicht legen zu müssen glaubte, hat er in der Fortsetzung seiner Briefe selbst widerlegt. Da diese Widersacher meist böswillig waren, so durfte er die Waffe des Spottes nicht verschmähen. Auch selbst auf grobe Reile setzte er nicht gröbere, sondern seine Polemik, wie gegen W. Alexis, L. Robert, C. Meyer in Hamburg, ist

immer fein und unterhaltend. Vielen seiner damaligen Gegner, die da glaubten, Vaterland und Vernunft gegen ihn vertreten zu müssen, mag wol jetzt ihr Zorn verraucht sein. Um so widerwärtiger ist es, wenn ein Literaturhistoriker wie Gervinus in seinen „Gesammelten historischen Schriften“ das ganze Wörterbuch leerer Beschuldigungen, die je gegen Börne ausgesprochen sind, wieder aufschlägt und mit selbstzufriedenem, scheinbar wissenschaftlichem Ernst darin herumblättert. Es könnte dies Urtheil über Börne's Pariser Briefe unerwähnt bleiben und zu den übrigen geworfen werden, wenn nicht Gervinus sich die Miene gäbe, der Ausdruck wissenschaftlicher Gründlichkeit und einer von Professoren vorurtheilen unabhängigen Unpartheillichkeit zu sein. Darum hier gerade über ihn einige Worte.

Ein von Hause aus mit Schematismen, Parallelen, Maximen, Aperçus, verworrener Lectüre, vorgefaßten Bildungselementen ausgestatteter Kopf wie Gervinus ist geradezu unfähig, die freie Selbstständigkeit literarischer Persönlichkeiten zu entwickeln. Von hundert aus der vergleichenden Geschichtsmethode entnommenen halben Wahrheiten her, fallen ihm auf die Personen und Leistungen, die er zu beurtheilen hat, stets Schlagschatten, die ihn das Meiste in falscher Beleuchtung sehen lassen. Gervinus ist kein Literaturhistoriker, bei dem die Dichter und Denker selbst reden. Immer redet er in die Dichter und Denker hinein. Er gruppirt sie dahin, wo er einen Schloffer'schen Erfahrungssatz für sie hat. Wissenschaftlicher Dilettant, über dessen Kenntnisse man ebenso erstaunen mag, wie über den falschen Gebrauch, den ihn sein übergroßes Selbstvertrauen und eine gewisse laienhafte und exoterische Leidenschaftlichkeit von ihnen machen läßt, hat er den Heißhunger, alles Originelle um sich herum abzugrasen, weil ihm das Bedeutende nur in der Form einer seiner Kategorieen, in der von ihm zugelassenen, sehr endlichen und vorgefaßten Nothwendigkeit gestattet erscheint. Er erschrickt auch vor keiner neuen Erscheinung. Jede muß etwas beweisen, das er auf anderem Wege schon früher gefunden hatte. Wo bleiben da die Genien? Wo bleiben da selbst die Individuen?

Wenn man sagt, daß Börne's Pariser Briefe ein ober-

flüchliches Gemengsel von Tollheiten und Verbrechen sind, (Gervinus sagt das) so ist ein solches Urtheil eben so lieblos, wie unwissenschaftlich. Das letztere, weil es diese Briefe ganz aus dem Zusammenhange mit der Zeit, das erstere, weil es sie ganz aus dem Zusammenhange mit Börne als Menschen lostrennt. Wer die Aufregung der Zeit kannte, wird den Ton dieser Briefe zu würdigen wissen; wem auch dann noch Räthsel übrig bleiben, der gehe an die Quelle selbst, an das Gemüth des Autors, und überzeuge sich, ob dasselbe gesund oder krank und warum es krank war. In Büchern nichts als den Inhalt sehen, das soll allerdings die Aufgabe der Kritik sein. Aber die Literaturhistorie würde wenig Aichtbares zu verzeichnen haben, wenn es nicht auch Bücher gäbe, die sich nur um ihres Autors willen erhielten. Gervinus ist schon deshalb ein Feind dieser Briefe, weil sie keine Abhandlungen enthalten.

Gervinus benimmt sich gegen die Persönlichkeiten der Literaturgeschichte, wie ein Inquirent, der einen Inculpaten zu Protokoll zu nehmen hat. Aber nicht einmal einen denkenden Juristen würde er vorstellen. Ein Richter, der den Thatbestand eines Verbrechens ausnimmt, der sich das geistige Signalement des Thäters entwirft, wird vor der kleinsten Anomalie seines Urtheils stutzen und den kleinsten ihm auffallenden Zug festhalten, um vielleicht von diesem aus über die Natur des Angeklagten in's Reine zu kommen. Ganz anders Gervinus! Dieser Unpsycholog räumt Börne Uneigennützigkeit ein. Himmel, ist das eine solche Kleinigkeit, in einer Zeit, wo Alles käuflich ist, Seele, Leib, Feder, Gedanke? Hier sollte ein Schriftsteller der Gerechtigkeit nicht stehen bleiben, sollte nicht weiter forschen und einen Charakter von innen heraus zu erfassen suchen? Gervinus wirft dieses Zugeständniß so hin und vergift, daß es die meisten seiner pedantischen Ansichten über Börne schon an und für sich verdächtig macht. Das Verdächtigste aber ist, daß Gervinus hiedurch beweist, wie wenig er Sinn für Individualität, für Charakter hat. Dieser Literaturhistoriker scheint in der That völlig unfähig, selbstständige Erscheinungen unter der Beleuchtung ihrer selbst aufzufassen. Von Börne springt er

z. B. gleich auf Byron über. Sie haben gewiß Manches gemein und doch wie ist jeder so ganz ein Anderer! Das kümmeret diesen Kritiker nicht. Er macht den einen für den andern verantwortlich, macht sie beide zu zwei Stationen derselben Richtung, nimmt, um eine Thatsache zu beweisen, die Arme von Byron, die Füße von Börne, den Kopf von Victor Hugo, den Rumpf von Chateaubriand, gleichsam als hätte hier eine Verabredung stattgefunden. Freilich, wenn man aus einem Menschen immer gleich Richtungen herleiten, aus einem Uebelthäter gleich ganze Verbrechercolonieen machen will, dann läuft alles das sehr angenehm in die Breite und in's Declamatorische, worin denn auch Gervinus und sein sonst ganz trefflicher Meister Schlosser ihre Hauptstärke haben.

All' die lächerlichen Theorien, die Gervinus aus Börne's Briefen herleiten will, zu widerlegen, würde vergebliche Mühe sein. Was dieser schwarzsehende Hypochonder über die von Börne bezweckte Geseklosigkeit sagt, beweist, daß er nicht die Anfangsgründe der politischen Theorie kennt, die in Börne's Schriften zerstreut liegt. Man kann diese Irthümer und falschen Beschuldigungen des Professors nur dadurch widerlegen, daß man von ihm selbst die Thatsache feststellt, wie wenig er fähig und geneigt ist, Börne zu begreifen. Gervinus hat eine angeborne Feindschaft gegen Alles, was sich durch sich selbst auszeichnet und in der Welt nicht übermäßig fleißig zu sein braucht, um dennoch eine Geltung anzusprechen. Er ärgert sich über geniale Personen und geniale Ausdrücke. Er hat einen wahren Fanatismus für Solidität, einen Heroismus für das Bürgerliche, als wollte er sagen: Das gerade ist das Geniale, häuslich zu sein; das ist das Excentrische, sich seiner Nachtmühe nicht zu schämen und selbst auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, um neun Uhr zu Bett zu gehen! Daher der Haß gegen Phantastisches, Ur-eigenes, die Neigung, für Außerordentliches gewöhnliche Ursachen aufzufinden. Behauptet er doch in dem Artikel über Börne: Die Neuerungsucht bei der Jugend käme im Grunde nur daher, daß die jungen Leute nur Furcht vor dem Examen hätten! Füge ich nun zu einer solchen Trivialität noch hinzu, daß Gervinus sagt, Börne könne nicht schreiben, weil

„in den sechs Bänden Pariser Briefe auch nicht ein einziger Periode zu finden“ wäre, (das ist also seine Sehnsucht!) daß die Wendung: „Börne könnte nie sein Frankfurt vergessen“, den Darmstädter verräth, der von Hause aus mit neidischem Aerger an eine Stadt denkt, wo die Darmstädter, die den Buchstaben R nicht aussprechen können, Gegenstand des Spottes sind: so haben wir das Bild dieses Kritikers vollständig nach der Natur gezeichnet und wissen, warum er eben unfähig ist, Börne zu würdigen. Dieser Eine sei nur ein Beispiel der Uebrigen.

Schmerzlicher mußte es für Börne sein, daß auch Freunde, die ihn kannten, an ihm irre wurden. Den Absagebrief Carové's ertrug er mit lachendem Muth. Empfindlicher war ihm das Urtheil der näher Befreundeten. Börne ist toll geworden! Das ließ sich noch hören. Aber wenn ihn Andere entschuldigen wollten, mit Gründen, die Börne als künstlich erfunden sogleich erkannte, so that ihm das weh. Die Einen kamen zu ihm: Daß die Leute nicht den Humoristen in Ihnen sehen! Sie haben uns zum Lachen bringen wollen, was ist da weiter? Die Andern sagten: Börne ist von Natur schwach; aber er fürchtet, es zu scheinen. Um diesen Schein zu vermeiden, übertreibt er; gleichsam wie Marat seine eigene Furcht dadurch vertrieb, daß er Andern welche einjagte. Am meisten verlegen waren wol die, die gern dieselben Zwecke mit Börne verfolgten, das Mittel einer Verspottung der Deutschen aber unvorsichtig gewählt fanden. Die Deutschen sind gewohnt, sich selbst stark zu rühmen. G. M. Arndt versteht das. Er giebt Schriften heraus mit dem Titel: „An meine lieben Deutschen!“ In diesem kindischen Tone will bei uns die große Masse behandelt sein. Das zu thun, hat Börne unterlassen. Er hat sich im Gegentheil eine größere Wirksamkeit auf den Ehrgeiz der Deutschen versprochen, wenn er ihnen stark die Wahrheit sagt. Lästig waren Börne die Einwendungen seiner doctrinairen Freunde. Diese räumten den Franzosen nur die Initiative der Freiheit ein, den Deutschen aber sprachen sie eine organische Begründung derselben zu. Bei uns müsse Alles nach dem Maß gegebener Zustände, auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung und allmäliger historischer Heranz-

bildung gezeitigt, nicht aber übereilt und am wenigsten durch unzeitige Einschüchterung unserer vortrefflichen Fürsten verdorben werden. Börne hatte mit jeder dieser Einwendungen seine Noth. Eine solche Verwirrung der Urtheile hätte er seinen Briefen nicht zugetraut. Der Erfolg derselben übertraf auch in dieser Hinsicht seine Erwartung.

Da das kurze politische Leben, zu dem sich Süddeutschland aufgeschwungen hatte, bald von Einkerkerungen und Processen abgelöst zu werden anfang, so dachten auch die Lenker der Stadt Frankfurt daran, Börne für den Hohn, den er den deutschen Verhältnissen gesprochen, zu strafen. An Leib und Leben vorläufig unerreichbar, sollte er an Hab und Gut die Folgen seiner Unbesonnenheit fühlen. Man machte Wiene, ihm seine alte großherzogliche Pension zu entziehen. Sie dürfte, behauptete man, nur in Frankfurt verzehrt werden. Börne, glaubte man vielleicht, würde Thor genug sein, wirklich zu kommen. Börne bevollmächtigte seinen Freund Reinganum, den rechtsgewandten Advocaten, auf dem Römer seine Sache zu führen. Es gelang diesem auch bald, die Nichtigkeit der gestellten Bedingung zu erweisen und Börne eine Hülfswelle zu sichern, deren Ursprung sich in Zeiten und Verpflichtungen verlor, über welche sich die Frankfurter Behörden nicht hinwegsetzen durften. Man beharrte auch nicht länger auf jener Bedingung, weil die Sache dann leicht hätte an die Bürgerschaft kommen und Gelegenheit zu anzüglichen Erörterungen geben können. Reinganum fand in den Actenstücken, die Börne einsandte, die Abweichung, daß statt des Ausdrucks *les serviteurs du Grand Duché de Francfort*, wie in der Wiener Acte die Beamten des ehemaligen Fürsten Primas genannt waren, Börne oder sein Pariser Notar gesetzt hatte: *les fonctionnaires*. Börne hatte sich bei der Abschrift wahrscheinlich geschämt, einen Franzosen wissen zu lassen, daß man in Deutschland die Beamten des Staats *serviteurs* nenne.

Börne begriff nicht, wie ihm seine Freunde so dringend abrathen konnten, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Man warnte ihn von allen Seiten. Er zweifelte nicht, daß man ihn für seine Pariser Briefe gefänglich einziehen konnte,

aber er rechnete auf eine Theilnahme, die der Sache, die jene Briefe vertheidigten, dann nur würde genützt haben. Er rechnete, wenn er in's Badische oder Rheinbayersche reiste, auf öffentliche Verhandlung seines Processes und versprach sich von den Debatten, wie von dem ihm ohne Zweifel günstigen Urtheil der Geschwornen (in Rheinbayern) einen in mancher Hinsicht wichtigen Erfolg. Zu Pfingsten 1832 war er auch wirklich auf dem Hambacher Feste. Frankfurter, die dem Dr. Wirth einen Ehrenäbel brachten, mußten ihm vom Römer erzählen, von den Versammlungen im „König von Preußen,“ von Adressen, Polenbewillkommungen, liberalen Gattinnen illiberaler Senatoren, von hundert Familienzwisten, wo der Sohn nicht mehr die Meinung des Vaters, der Schüler die des Lehrers theilte. Börne war vom politischen Leben um ihn her so überrascht, daß er damals eine Erhebung der Deutschen in Masse für nahe bevorstehend hielt. Den augenscheinlich hinfalligen Körper hielt die Hoffnung, dies noch zu erleben, die Enttäuschung über so Vieles, was ihm früher an den Deutschen unglaublich geschienen hatte, aufrecht. Börne mischte sich in die dichtesten Haufen, schloß sich Processionen an, hörte die Reden im geschlossenen Cirkel des engeren Ausschusses. Mitten unter dem Jubel über das wiedererstandene Vaterland, mitten unter den aufrichtigsten Huldigungen, die ihm die Patrioten darbrachten, wurde ihm — seine Uhr gestohlen! Wenn ihn dabei etwas ärgerte, so war es, daß der sich fühlende Volksgeist eben keinen schönen Anfang gemacht hatte. Der Thäter wurde bald entdeckt; es war Börne's Barbier, der beim Weggehen die Uhr zu sich gesteckt hatte.

Da trotz der Junibeschlüsse des Bundestages die liberale Sache im Badischen noch immer im Vortheil war, so wagte es Börne, wie der Erfolg zeigte ungehindert, das ganze Großherzogthum zu durchreisen. Er brachte wieder einige Zeit in Baden-Baden zu, wo gewöhnlich Dr. Kramer sein Arzt war, ließ dort einen russischen Offizier fordern, der ihn einige Tage lang beim Eintreten in das Resecabinet mit zweideutigen Blicken gemustert hatte, und reiste, als er eine ge-

nügende Erklärung erhalten, nach Freiburg ab, wo ihm Professoren und Studenten huldigten.

Im Allgemeinen hatte er wenig Freude an einem Liberalismus, dessen Cultus in diesen Gegenden nicht ganz ohne Eitelkeit getrieben wurde. Um sich recht lange die Gelegenheit zu schönen Reden zu erhalten, wurde ein badischer Separatliberalismus gestiftet, in dessen Interesse man durch Schmeicheleien und Concessionen mancherlei Art den „bürgerfreundlichen“ Großherzog Leopold hineinzuziehen suchte. Börne besorgte, daß von dieser sich mit dem Deckmantel der Loyalität schützenden liberalen Schwärmerei für das Ganze nicht viel Gutes herauskommen würde. Er zog ehrenvolle Niederlagen zwecklosen Vermittelungen vor. Es ist besser, daß die Wahrheit unterliegt, als daß sie entstellt wird.

In Baden starb damals Ludwig Robert, Rachel Barnhagen's Bruder, den er bedauerte in seinen neuen Pariser Briefen heftiger, als man mit einem Todten zu thun pflegt, angegriffen zu haben. Aus Freiburg, wohin er im Juli reiste, schrieb er damals an einen Freund: „Welchen moralischen Eindruck meine Briefe in Deutschland hervorgebracht haben, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Burm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honnetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von Einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all' die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Fast das ganze Land hat mich besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris! Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w. erklärten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu

verdanken, die andern wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Brust gedrückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es ebenso. Die Studenten sind Abends, als ich schon im Bett lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit! Selbst die hiesigen Bürger, die einige Tage später einem liberalen badischen Deputirten, der in meinem Wirthshause wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemischt und gerufen: Es lebe der deutsche Patriot Börne! Was werden meine Recensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irre führen. Aber so verblendet sind die Aristokraten, solches närrische Vertrauen setzen sie in ihre alten Polizeipfeife, daß sie nach dem Hambacher Feste in einigen Zeitungen haben drucken lassen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Charivari gebracht! Und Tausende waren dort, die das Gegentheil wissen. Bei den hiesigen Professoren habe ich die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die sich in Baden zusammengesunden, wo ich mich seit der Mitte April aufgehalten. — Meine Recensenten, so viele mir von ihren Kritiken in Paris bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienst heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am besten weg. Aber Häring und Andre werden an mich denken. Aus Häring und einigen seiner Geistesverwandten habe ich einen eigenen Artikel unter dem Titel: Härings-Salat geschrieben, der als Beilage hinter einem Briefe steht. Einer meiner (anonymen) Recensenten (Ludwig Robert), dem ich auch den Kopf gewaschen, hat mir vor einigen Tagen einen böshaften Streich gespielt und ist gestorben, welches mich sehr genirt, da ich manches über ihn gesagt, was man gegen Einen, der sich nicht wehren kann, schicklicher Weise nicht sagen soll. Da muß ich denn Manches weglassen. Auch bete ich jetzt täglich zum lieben Gott, er möge meine Recensenten bei Leben lassen. Wenn mir der Häring auch stirbe, ehe meine Briefe

gedruckt sind, ich würde mich aus Verzweiflung in's Wasser stürzen.“ Darauf reiste Börne in die Schweiz und verweilte mehrere Wochen auf dem Gute des Grafen Bentzel-Sternau, Mariahalden. In seinen Briefen weiß er nicht Rühmens genug über die Ausnahme und Behaglichkeit, die er dort gefunden.

Es verdient hier bemerkt zu werden, daß die ersten Bände der Pariser Briefe rein aus einer Art Verlegenheit entstanden sind. Börne war den Abnehmern seiner gesammelten Schriften noch einige Bogen schuldig, die der Verleger gern zu einem Bande ausgedehnt gesehen hätte. Börne wußte nicht, wie er die dringenden Mahnungen anders befriedigen sollte, als daß er sich entschloß, das Anziehendste aus seiner Correspondenz mit Frau Wohl ausziehen zu lassen und dies dem Tagebuch aus Soden als Ergänzung zu einem Bändchen beizufügen. Als er die Hälfte der Briefe schon in aller Vertraulichkeit geschrieben hatte, fiel ihm dieser Plan erst ein, so daß man erst von den Briefen des spätern Datums annehmen darf, daß sie zum Druck bestimmt waren. Börne beauftragte seine Freundin von Paris aus, in Frankfurt eine Abschrift des Interessantesten aus seinen Briefen fertigen zu lassen. Diese aber, Alles hoch und theuer achtend, was aus Börne's Feder kam, stellte ein so großes Convolut von Auszügen her, daß Börne selbst über die Reichhaltigkeit seiner Mittheilungen erstaunte und mit seinem Verleger über die beste Art der öffentlichen Benutzung zu unterhandeln anfang. So ergab sich zuletzt die gesonderte Erscheinung derselben.

Als Börne wieder in Paris war, erschien die zweite Sammlung seiner Pariser Briefe. Obgleich größtentheils der Bekämpfung seiner Gegner gewidmet und wiederum nur sprungweise den Tagesgerüchten folgend, enthalten sie doch Parthieen von dauernderer Bedeutung. Die Urtheile über literarische Erscheinungen der Pariser Wintersaison von 18^{31/32} erinnern an die gebiegensten Urtheile der frühern Epoche Börne's. Einige dramaturgische Zergliederungen sind Meisterstücke, wenn auch das z. B. Victor Hugo gespendete Lob zum Theil mehr nur von der Vorliebe für alles Neue und Kämpfende, welcher sich edle Gemüther nie entziehen können, ein-

gegeben scheint. Ueberraschend waren die Bemerkungen über einige neue Schriften von Heine. Er nannte ihn einen Knaben, der auf den Schlachtfeldern nach Schmetterlingen hasche. Er warf ihm Wankelmuth und Egoismus vor und mahnte ihn, von seinem dichterischen Talente einen edleren und seiner eigenen Vergangenheit würdigeren Gebrauch zu machen. Die selbstgefällige Art, wie Heine in den Französischen Zuständen die wichtigsten Ereignisse nur zur Folie seiner Einfälle gemacht, hatte ihn indignirt. Dem Style opferte er die Ueberzeugung. Als das Verhältniß schon zum völligen Bruche gekommen war, äußerte Börne gelegentlich: „Es ist Heinen ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er wird immer nur das wählen, was in dem Satz, den er eben schreiben will, gerade einen bessern Tonfall macht.“

Börne war Heinen, seitdem er dessen literarische und persönliche Bekanntschaft machte, immer freundlich zugethan. Sogar mit Liebe sprach er von ihm. Ein Besuch Heine's in Frankfurt konnte ihn in Aufregung bringen. Als er ihn in Paris wiedersah, war er für Einflüsterungen und Zuträgereien über den Charakter Heine's unempfindlich. Die Vergleichen, die man zwischen ihnen beiden zog, störten ihn nicht; er ließ, so lange nicht bössliche Absicht oder gefährliche Entstellung wichtiger Partheifragen verlautete, Heine das vollste Recht seiner Selbstständigkeit. Heine, jünger, weniger Meister seiner Leidenschaften, viel auf äußern Erfolg im Publikum gebend, mochte vielleicht nicht ganz unbesungen bleiben über das Aufsehen, das die Pariser Briefe machten. Es kam über die in Paris wohnenden Deutschen das Associationsfieber. Die zahlreichen deutschen Handwerker, Commis, Gelehrte, die in Paris wohnten, wollten durch Adressen und öffentliche Erklärungen die überrheinische Sache unterstützen; man schrieb Versammlungen aus und bezeichnete die, welche von ihnen fortblieben, mit Namen, die vom Verdacht in Zeiten politischer Aufregung bald erfunden sind. Heine, der nur Begriffe von kleinen literarischen Bundesgenossenschaften hat, erschrak vor diesen massenhaften Verbrüderungen und fühlte sich von den demokratischen Zumuthungen, die gerade an ihn

als einen Freiheits-Dichter ergingen, belästigt. Aus frühern Lebensverhältnissen her war er gewohnt, sich bei Namensunterschriften schwierig finden zu lassen; da sollte alle Tage vermittelst einer Adresse ein Fürst vom Thron gestoßen werden oder durch Subscriptionslisten für tausend kleine politische Zwecke gewirkt werden und immerzu die Feder in der Hand und seinen Namen da hinschreiben, — das war ihm unangenehm. Gern hätte er die von den Fäusten der Handwerker schmutzigen Subscriptionsbögen unter seinen Händen durchschlüpfen lassen, aber einige Terroristen paßten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Besonders ärgerte es Heine, daß Börne, „der kränkliche Mensch“, einen so fanatischen Königsfresser spielte und das ganze Ding mit der Revolution, das sich nur gedruckt, in Vorreden, datirt „Paris am Tage der Bastille“ hübsch machte, so ernst nahm und jede Tollheit, die Einer auf's Tapet brachte, mitunterschrieb. Börne und Heine aßen zusammen an einem Orte, wo viele deutsche Handwerker verkehrten. Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam regelmäßig eine schmutzige Subscriptionsliste den Tisch herunter. Heine war in Verzweiflung. Er wartete die Gelegenheit ab, wo er losbrechen konnte und ergriff diese endlich, als sich die Listen unter anderm einmal auch gegen den Papst und dessen politisches Verfahren in der Romagna aussprachen. Was sie der Papst anginge? erklärte er unwillig und unterschrieb sich nicht mehr. Man kann nicht leugnen, daß Heine's Benehmen hier von vielem Verstande zeugte. Nur hätte er sich dann von dem Umgang mit so erhitzten Gemüthern zurückziehen und nicht nach dem Ruhm einer Popularität bei diesen Leuten streben sollen. Da erschienen endlich der dritte und vierte Band der Briefe aus Paris und in ihnen Börne's strenges, aber durchaus nicht feindseliges Urtheil über Heine's Französische Zustände. Die Folge war ein offener Bruch, den die Zwischenträger noch erweiterten und unheilbar machten. Heine sollte Drohungen ausgestoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, bemühte sich, seine Furchtlosigkeit zu zeigen und sogar sie recht zur Schau zu

stellen. Heine, der Börne zu vermeiden suchte, kam in die größte Verlegenheit, weil Börne gerade Alles aufbot, daß sie sich begegnen mußten. Börne, der nie begreifen konnte, wie in Heine's „Salon“ die Schlußfigur des „kleinen Simson“ sich auf ihn beziehen ließ, kundschafte die öffentlichen Orte aus, wo er Heine treffen konnte. Wo Heine aß, wollte er auch essen. Seine Umgebungen hatten Mühe, ihn von dieser Hetzjagd, die er auf Heine anstellte, zurückzuhalten. Später begegneten sie sich noch oft in Soiréen bei der Mutter des Componisten Hiller. So unbesangen sich Börne zeigte, so nahm er es doch übel, wenn Frau Wohl, von Heinen ange-redet, diesem nicht den Rücken lehrte. Wie Sie mit meinem Feinde sprechen können, begreife ich nicht — sagte er unwillig zu seiner Freundin, die nicht wußte, wie sich hier Börne und zu gleicher Zeit dem Anstande willfahren ließ.

H. D. Spazier gab im Jahre 1835, verbunden mit dem polnischen Grafen Breza, eine Galerie berühmter Israeliten (Stuttgart bei Brodhag) heraus. Es mystificirte jemand Heine, daß auch er in diese Gallerie komme und zwar mit einer Biographie, die Börne von ihm abfassen würde. Heine ließ Börne sagen, wenn er das thäte und wenn man ihn überhaupt in eine Galerie von Israeliten brächte, so würde er sich durch eine Schrift gegen Börne und seine Freunde rächen. Es entstanden darüber neue Controversen, neue Reibungen, neue Drohungen; aber erst nach Börne's Tode hat Heine in seiner Schrift über Börne die Rache ausgeführt, ohne daß Börne je an Heine's Rückju-daisirung theilhaftig war.

Auf die letzten Sammlungen Pariser Briefe (deren buchhändlerischer Vertrieb mit den größten Schwierigkeiten verbunden war) wandte Börne nicht gerade eine größere Sorgfalt als auf die frühern; aber schon die beruhigtere Stimmung, in der sie geschrieben wurden, brachte es mit sich, daß sie gerundeter und reifer ausfielen, als die frühern. Da der revolutionairen Vorsprünge, die der Liberalismus hie und da gehabt hatte, immer weniger wurde, so fehlte es Börne's „Feuerwerkerei“ an Zündstoffen. Die Anknüpfung wurde schwieriger, weil wieder einmal in den Deutschen das Gesetz

der Trägheit vormaltete. Börne hatte sich geirrt, wenn er glaubte, das jährliche Erscheinen seiner Briefe würde immer die gleiche Wirkung haben; geirrt, wenn er dem Buchhändler Brünet, jenem räthselhaften Unbekannten, der seine spätern Briefe verlegte, sagen ließ, er möchte das Erscheinen der Briefe immerhin verzögern, es sei besser, die Deutschen würden erst recht schlaff, damit sie dann durch ihn wieder lebendig würden. Ist der Rausch vorüber, dann sind die Deutschen nüchterner, als irgend eine Nation. Börne's letzte Brieffammlung ist unstreitig, stylistisch genommen, die vollkommenste; sie kam aber wenig unter's Volk und wurde dafür mehr von denen gewürdigt, die in Börne den angenehmen Schriftsteller lieber hatten, als den festen Charakter.

Obgleich fast immer leidend, vermochte sich doch Börne von dem Gedanken einer durchgreifenden Wirkksamkeit nicht zu trennen. Er dachte daran, seine Wage wieder erscheinen zu lassen. Aber die Menge der Stoffe, die darin gewogen werden sollte, beunruhigte ihn. Das Material wuchs ihm über den Kopf. Dann wollte er die Politik einmal ganz von sich schütteln und schrieb am Schluß des Jahres 1832 an einen Freund: „Hören Sie, ich will Reisebilder à la Heine schreiben und da hab' ich einen fürchterlichen Eid geschworen, es soll kein Wort Politik hinein. Ich führe jetzt fünfzehn Jahre Krieg, ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer schreiben. Es müßte denn Krieg oder Revolution ausbrechen; dann ist es freilich ein Anderes.“ Mit der gewöhnlichen Verfassung des deutschen Buchhandels konnte er sich nicht befreunden. Er schrieb 1833 einem deutschen Buchhändler: „Ich habe schon von mehreren Seiten gehört, Sie wären ein junger und unternehmender Buchhändler. Die Leute sagen: Zwar jung, aber unternehmend. Aber auf Ihre Jugend setze ich großen Werth. Die Art, wie Ihr Geschäft von den alten Buchhändlern getrieben wird, kam mir immer unheimlich perrückenartig vor, und fünfzigjährige Revolutionen in allen menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen haben dem faulen deutschen Buchhandel noch nicht die kleinste wohlthätige Erschütterung geben können. Ich denke,

daß Sie einer neuern, bessern Generation angehören und ein revolutionairer Buchhändler sind."

Das allmälige Absterben aller Hoffnungen, die man noch kurz zuvor auf die Mündigkeitserklärung der Völker setzen konnte, machte ihn tief unglücklich. Mit der schwindenden Elasticität seines Geistes brach auch die Körperkraft immer mehr zusammen und es war die höchste Zeit, daß seine Freundin, die sich inzwischen mit einem Herrn Strauß verheirathet hatte, nach Paris zog und ihm in ihrer unmittelbaren Nähe die Beruhigung und sorgsame Pflege schenkte, deren er von jetzt an nur allzubedürftig werden sollte.

Diese behagliche Einfriedigung und Waffenruhe führt uns in das Innere Börne's zurück. Wir haben den rastlosen Schriftsteller verfolgt, sahen den Muth des hoffnungsstrunkenen Vaterlandsfreundes, erfreuten uns an dem rüstigen Eifer, auf welchen Freund und Feind in den Jahren des Sturmes bei Börne rechnen konnte, und lehren nun in die traute Klause ein, die uns wieder den Menschen Börne näher beobachten läßt. Möge hier eine Entwicklung der gemüthlichen Stimmung, die Börne während seines Lebens beherrscht hat, um so mehr eingeschaltet werden, als sie uns zu einer tieferen Kenntniß der Seelenzustände führen wird, die Börne, im Schmerz über so viel Enttäuschungen, und im Vorgefühl des nahen Todes, von jetzt ab sichtbarer zu beherrschen anfangen, als früher. Es brach die letzten Jahre vor seinem Tode ein tieferes gemüthliches Bewußtsein in ihm hervor, das wir ohne Schilderung der Innerlichkeit des Vollendeten nicht würden vollkommen erklärlich machen können.

Sanftmuth und Adel waren die Grundzüge des Börne'schen Gemüthes. Der Charakter offenbart sich bekanntlich in Krisen und eine solche kann man wol den Augenblick nennen, wo Börne, selbst betroffen über die Wirkung seiner Pariser Briefe, von allen Seiten die bittersten Verletzungen seines Herzens und Ehrgefühls zu erfahren hatte. Es sind nicht die schlechtesten Geister gewesen, die in einem solchen Augenblick die geheimen und versteckten Dämonen ihres Gemüths entfesselten, sich mit kalter Lieblosigkeit am Feinde rächten und sich, um nur aufrecht zu stehen, an Mittel hielten, die ihrem

Charakter keine Ehre machten. Börne dagegen war ein so harmloses Gemüth, daß ihm, um sein verletztes Innere zu heben und sich selbst nicht zu verlieren, solche Aeußerungen nie beikamen. Er griff seine Gegner mit Spott an und wählte keine andere Waffe, als die, sie lächerlich zu machen. Er that dies weder auf Unkosten der persönlichen Stellung seiner Gegner, noch auf Unkosten der Wahrheit. Jeder Andere würde in der Stimmung, die in Börne die Aufnahme seiner Pariser Briefe von Seiten der Kritiker hatte hervorrufen müssen, in sich vor Zorn vergangen sein, würde sich in den ausschweifendsten Wiedervergeltungen überboten und erschöpft haben; Börne ertrug die Unbill sicher nicht ohne Verstimmlung des Gemüths, aber sein Zorn löste sich bald in Wehmuth auf, die über das ganze irdische Treiben lächelte und ihn nicht an ersticktem Grimm, sondern am gebrochenen Herzen sterben ließ.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß Börne's Gemüth seinen Verstand beherrschte, so freilich, wie eine zarte schwache Gattin selbst einen leidenschaftersüllten Helben fesseln kann: durch Sanftmuth und Besonnenheit. Gemüth und Verstand führten bei ihm eine glückliche, sorglose Ehe. Theilnehmend erwies sich Börne dem Freunde, rathgebend dem, der seinen Rath begehrte, gefällig und hülfreich kam er Jedem entgegen, der seiner oder überhaupt fremder Hülfe zu bedürfen schien. Selbst der finstre, meist zornige und unnahbare Wolfgang Menzel gestand mir einst: „Sie können nicht glauben, was Börne, als ich ihn zum ersten Male sah, für einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Ein kleiner schwächtiger Mann, sanft, harmlos, leidend der Farbe des Gesichts nach, aber Augen, so seelenvoll, wie ich noch nie in welche geblickt habe.“ Wie müssen W. Menzel, als er sich später in den franzosenfressenden Grimm forcirte, in seiner Erinnerung diese klaren Augen gequält haben!

Börne's Schriften bestätigen, was die, die ihn kannten, von ihm als Menschen erzählen. Er hatte die Waffen, um verheerend zu wirken, er hatte Wiß und Satyre genug, um, unter Voraussetzung der deutschen Verhältnisse, mit Voltaire zu wetteifern, aber sein Gemüth zog ihn zu Rousseau hin,

dem er auch in dem edlen Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über bösen Willen und böse That, ähnlich ist. Jede Zeile seiner Schriften verräth den Menschenfreund, der, entfernt von Eitelkeit oder selbstfüchtigen Zwecken, sein Talent nur unter der Form des Berufes kannte. Er wollte die Menschen aufklären und glücklich machen. Daher auch die moralische Kraft seines Wortes, die überzeugende Klarheit seiner Auseinandersetzungen, die Treue und Glaubhaftigkeit seiner Versicherungen. Diejenigen Schriftsteller, die Börne die Uebermacht seines Geistes, seines Witzes fühlen ließ, Ludwig Robert, W. Meris, wurden damals nur bemitleidet; die aber, die er mit der Wucht seiner moralischen Kraft, mit seinem Gewissen und seiner Ehre erbrückte, werden sich nie wieder erheben können.

Daß Börne zur Hypochondrie geneigt war, werden die unter seinen Gegnern, die ihn vielleicht entschuldigen möchten, am ersten zugeben. Sie werden seine Schriften aus den krankhaften Störungen des Unterleibes zu erklären suchen und alles das, was sie an Börne für excentrisch halten, mit seinen Ganglien in Verbindung bringen. Diese Betrachtungsweise über Börne ist durchaus verwerflich. Börne würde auch bei weniger körperlichen Leiden, bei besserem Appetit, besserer Verdauung nie eingeräumt haben, daß man das Leben nehmen müsse, wie es ist, und Gott, wie sie sagen, einen guten Mann sein lassen. Börne würde, körperlich ganz frei und in seiner Thätigkeit durch Leiden nicht behindert, im Gegentheil nur um so rüstiger gewesen sein, für seine Ueberzeugungen einzustehen. Er würde uns mehr Werke, als wir von ihm besitzen, hinterlassen haben und sich vielleicht darin nur von dem Börne, der dagewesen ist, unterscheiden, daß er die nächste Zukunft weniger trüb gesehen und über seinen Unmuth sich leichter getröstet hätte.

Es bieten sich für den Forscher in Börne's Schriften mancherlei kleine Züge dar, die, mögen sie nun von einem Hypochonder kommen oder nicht, jedenfalls dazu beitragen, uns sein Bild in die Nähe zu rücken. Es giebt in Börne's Schriften gewisse Wendungen, die öfters wiederkehren und

für die Richtung seines Gemüthes bezeichnend sind. Mögen hier einige dieser eigenthümlichen Lichter auf Börne's Antlitz und unser Gemälde seines Lebens rückstrahlen.

Börne war unverheirathet. Wäre er verheirathet gewesen, so würde ihn wol die Liebe zu seiner Frau bestimmt haben, an sie zu glauben und er vielleicht der Eifersucht nicht fähig gewesen sein. Seine Schriften indessen verrathen, daß er sich die Qual eines Eifersüchtigen mit so glühenden Farben, wie nur ein Hypochonder, malen konnte. Die Eifersucht kehrt in verschiedenen Beziehungen in seinen Kritiken und kleinern Aufsätzen wieder und es ist leicht möglich, daß Börne annahm, wahre Liebe könnte ohne Eifersucht nicht gedacht werden. Einigemale spricht er von der Eifersucht als dramatischem Motiv. Er sagt: „Die Eifersucht in ein Lustspiel? Die schrecklichste aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grausen erfüllt, uns erschüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenschaft herbeiführt? Nein, es ist diese Leidenschaft selbst, die Shakespeare so naturtreu dargestellt, so durchsichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinthes erkennen, in das die Liebe hineinfährt, nur ohne rettenden Faden. Woher geschieht's, daß dieser höchst tragische Stoff gewöhnlich zu Lustspielen verändelt wird? Was ist doch der Mensch für ein sonderbares Geschöpf! Aber gut, daß er so ist, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine possierliche Grimasse, der furchtbarsten Leidenschaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen versteht. Dieses ist die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes, dürres Land erfrischt.“ Börne kommt in dieser Weise noch öfters auf die Eifersucht zurück.

Wenn es ein durchgehender schöner Zug im Gemüthe Börne's ist, daß er sich unter allen Umständen des unterdrückten Theiles annahm, so ist dies keineswegs blos die Folge seiner politischen Gewöhnung, die ihn zur Zeit das Unterdrückte noch immer als das Bessere zu betrachten lehrte, sondern diese Theilnahme war eine ursprüngliche Stimmung seines Herzens. Daß sie dies war, beweisen manche Fälle, wo sein Mitleid mit seiner politischen Ueberzeugung collidirte und er selbst

dem Feinde Achtung und menschliche Schonung gewährt wissen wollte. Die Art und Weise z. B. wie Wilhelm Tell den Gessler ermordet, fand Börne empörend. Schon von dem Sturm auf dem See sagte er: „Ist es nicht Ver-rath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wel-len zurückstößt und wieder dem Sturme Preis giebt?“ Von dem Morde sagte er: „Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte! Tell versteckt sich und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte.“ Es wäre nicht unmöglich, daß diese Art Kritik sich in Börne auf eine hypochondrische Quelle zurückführen ließe. Börne verstand in gewissen Dingen keinen Spaß und war miß-trauisch und argwöhnisch, wo ihm eine Absicht nicht geheuer schien. Jemanden, der sich setzen will, hinten den Stuhl fortziehen, ist ein dummer Streich, aber Börne hätte ihn auch für einen bösen Streich genommen und wäre über eine solche Handlung nicht wieder zu besänstigen gewesen. Es ist im Hypochondrischen immer das Gefühl einer gewissen Un-bequemlichkeit und Bellommenheit im Zusammenleben mit Andern; durch die an einander vorüberstreichenden Interessen und oft rohen Sitten wird man nur zu leicht verletzt. Börne konnte Neckereien im Leben und auf der Bühne nicht aus- stehen; er würde z. B. bei der Beurtheilung des Gamin de Paris den Autor über die Rolle, die er den Père Bizot da- rin spielen läßt, getadelt haben. Er würde gesagt haben: Darum, daß Bizot ein pedantischer alter Mann ist, der es in seiner Art gut mit dem Gassenjungen im Sinne hatte, darum soll ihn dieser lächerlich machen, ihn mit Papierkugeln werfen und ähnliche Streiche mehr an ihm verüben dürfen? Am schönsten und rührendsten kommt diese edle Richtung des Börne'schen Gemüths in seiner Beurtheilung des Immer-mann'schen Hofer zum Vorschein. Sein Eifer für das Recht-liche und Gewissenhafte reizt ihn hier fast über das Poetische hinaus; wenigstens würde man hier aus romantischen Grün-den leicht Dinge entschuldigen dürfen, die Börne aus einem bürgerlich-soliden Gesichtspunkte beurtheilt. Z. B. heißt es:

„Als Lacoste (ihr treuloſer Verführer) ſchläft, legt Elſi Feuer an und verbrennt das Haus und ihren alten Freund. Dann ſtürzt ſie ſich in einen Abgrund. . . . Das iſt ein niederträchtiger Mord! Glaube Elſi ja nicht, uns mit ihren ſchönen Reden zu täuſchen. . . . Das, was Elſi gethan, war kein gerechter Auſſtand gegen die Franzoſen, das war freche Empörung gegen die Natur.“ Ueberhaupt zeigt ſich Börne in ſeiner Theilnahme für die Franzoſen bei Beurtheilung des „Trauerſpiels in Tirol“ edelherzig und nicht aus politiſchen, ſondern menſchlichen Gründen. Er kann es dem Dichter nicht vergeben, daß er die Hinterliſt der in ihren Schluchten verſtedten Tiroler gegen die im Thale hinziehenden und von herabgerollten Felsblöcken zerschmetterten Franzoſen ſo harmlos und *con amore* ausmalt. Er ſagt: „Wir bemitleiden die Franzoſen und ich wette, das geſchähe, wenn dieſes Trauerſpiel von der Treue der Tiroler durch die Aufſührung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzoſen ſtreiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tiroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felſen hervor. Wir ſind keine ritterlichen Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tiroler in der Geſchichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzoſen mit Ruhm zu beſiegen; aber die Tiroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unſere Herzen zu beſiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht.“

Wo ſich ein edles Gemüth mit freien Begriffen verbindet, muß das religiöſe Bedürfniß in einer eigenen Form hervortreten. Man will in Börne's lezten Schriften religiöſe Wärme entdeckt haben. Mich wundert aber nur, daß man ſie nicht ſchon in ſeinen frühern Schriften fand. Es iſt nicht die Rede von einem beſondern Verhalten zur Chriſtlichen Religion, er begnügte ſich mit einer allgemeinen religiöſen Stimmung, die er ſelbſt in den verſchiedenſten Offenbarungen an fremden Gemüthern ehrte. Börne's innerer Menſch war zu ſehr von ſeinen politiſchen Ideen beherrſcht, als daß er allgemeinere Philoſopheme und ein beſtimmtes religiöſes Glaubensbekenntniß für ſich hätte ausbilden ſollen; aber ſchon die Art, wie er den politiſchen Gedanken erfaßte, die Frei-

heit, wie und worauf er ihn bezog, können beweisen, daß er die Menschen für Fremdlinge aus einer höhern Heimath ansah. Die Freiheit, die er seinen Brüdern erkämpfen wollte, schien ihm ein unveräußerliches Erbtheil Gottes, das wir unmittelbar aus seinen Händen empfangen und das von den Machthabern und Privilegirten nur als Fideicommiß und noch dazu untreu verwaltet wird. Börne's politische Ideen waren nicht destructiver, sondern organischer Art; wofür, wenn nicht schon alles Andere, so doch ganz gewiß seine Theilnahme für Lamennais zeugt.

In dem auch philosophisch anregenden Aufsatz: „Die Neophyten des Glaubens und die Apostaten des Wissens“ verräth Börne eine Milde in der Beurtheilung religiöser Ueberzeugungen, die zugleich ein Beweis für seine Achtung vor jedem auch noch so verschiedenartig bestimmten Hinblick auf ein Jenseits ist. Statt die Apostaten ihres alten Glaubens, einen B. Werner, Schlegel und Andere in Kürze zu verurtheilen, als entnerzte Sinnenmenschen, die ermattet an der Pforte eines katholischen Domes zusammensanken, oder als Heuchler, die durch die Maske der Religion ihr geld- und ehrsuchtiges Buhlen mit politischen Tendenzen zu verbergen suchten, folgt er mit milder Zurückhaltung und Schonung dem labyrinthischen Wandel dieser Männer und nennt ihr Ziel nicht einmal Verirrung. Er wünscht ihnen nichts, als daß sie Ruhe fänden, und behält sich nur das Eine vor, zu bezweifeln, daß sie diese finden würden. Die Mystiker und Pietisten verdammt Börne nicht deswegen, weil sie es von vornherein verdienten, sondern weil sie das Gute, das man ihnen einräumen müsse, an sich entstellten. „Was uns gegen die Mystiker,“ sagt er, „so erboht macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das wahre Luchtige darin, das sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel aus-

geben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar.“ Börne hatte mit seiner politischen Reform so viel zu thun, daß er einer kirchlichen nur insofern nachhing, als sich die politische Tyrannei nicht selten auf eine falsche Auslegung der Religion stützte und die Religion selbst, ihre Würde verkennend, nur allzubereitwillig den weltlichen Verhältnissen die Lehre zu Füßen legte: daß wir uns in eine böse Welt zu schicken hätten und unterthan sein müßten der Obrigkeit. Wenn Börne dem katholischen Princip in der Kirche vor dem lutherischen den Vorzug gab, so kam dies wol nur daher, daß dieses seine Stütze einst in den Fürsten fand, jenes einen eigenen Schwerpunkt anspricht und, wie die neuesten Zeiten genugsam beweisen, sich nicht scheut, den Großen der Welt zu mißfallen. Börne würde sicher, hätte er die neuesten Ereignisse erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form für die Bischöfe gestimmt haben; eine Entscheidung, in der man ihm nicht zu folgen braucht. Die neuere sociale Bewegung der sogenannten jüngern Literatur, das Leben Jesu von Strauß, nahm er mit getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erste geschrieben und gegen letzteres gesagt haben soll (Siehe die Schrift von G. Beurmann: Ludwig Börne, als Charakter und in der Literatur, Frankfurt a. M. 1837), hat hauptsächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine solche Wendung des Neuerungsgeistes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte. Es war ihm lieber, einen Sperling in der Hand, als hundert auf dem Dache zu haben. Doch auch von dieser mehr äußern Berechnung abgesehen, zu der sich allerdings die Besorgniß gesellte, das Volk könnte durch diese Ausdehnung der Opposition auch auf kirchliche Gegenstände gegen Neuerungen überhaupt mißtrauisch werden — mochte seinem Gemüth eine Richtung nicht zusagen, die für das Zerstörte nicht so schnell wieder Neues zu geben hatte. Vollends empörte er sich gegen das, was ihm in der neuern Richtung (und zum Theil wol mit großem Unrecht) als unsittlich erschien, wie seine Feuilletons im

Reformateur und in der Balance beweisen. Obgleich an diesem Mißverständnisse selbst theilhaftig, werde ich jene religiöse Verklärung Börne's, die in den letzten Lebensjahren über sein leidendes und vom Schmerz über das Vaterland zerrissenes Gemüth kam, nie verdächtigen oder die Spöttereien billigen, die sich Heine über den „kleinen Simson“, der den Namen Herr! Herr! nicht gelästert haben wollte, erlaubte. Schon die Pariser Briefe verrathen eine für Börne's Seelenstimmung merkwürdige Stufenfolge. In den ersten Bänden der wilde Freiheitsjubel, der Uebermuth eines Genesenden, der sich zum ersten Mal wieder einen Trunk Weines gestattet; in den spätern weit mehr Trauer und Schmerz. Er wendet sich von dem concreten Einzelnen zur Betrachtung abstracter Allgemeinheiten. Er wendet sich von den Adressen, Ständekammern, Zeitungsartikeln zum St. Simonismus, dessen Lehre er unhaltbar findet, sie aber doch mit dringlicher Aufmerksamkeit prüft. Vom Politischen scheint er sich in das allgemein Menschliche zu flüchten, wie ihm denn die Erscheinung Lamennais' in einer eigenen Glorie aufging; denn sie brachte ihm Freiheit, Religion und Poesie. Also weit entfernt, daß Börne in seinen letzten Lebensstunden frömmelte; es hatte sich ihm nur eine ergebene Stimmung mitgetheilt, ein friedvolles Träumen von einer bessern Welt, wo uns Gott das Räthsel lösen wird, warum er die Menschen erschuf und sie es hienieden doch nicht werden ließ.

Die Nachricht von einem „jungen Deutschland“ regte Börne mächtig an. Getrennt vom Vaterlande, ohne zuverlässige Briefsteller, ohne Gelegenheit, sich die neuen literarischen Erscheinungen anzuschaffen, combinirte er sich unter jenem Begriff bald schädliche, bald lobenswerthe Tendenzen. Unter dem 20. Juli 1836 schrieb er nach Hamburg: „Haben Sie in Hamburg, oder sonst wo, nicht einen verständigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundschaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutschland macht? Seine eigene Meinung über das junge Deutschland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin gewohnt, meine Ansicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich möchte nur einen historischen Bericht über die Schriftsteller

haben, die man zum jungen Deutschland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den sie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekante Freund, der mir darüber berichten soll, dürfte aber nicht unter solchen genommen werden, die selbst über oder gegen d. j. Deutschland geschrieben, denn sonst könnte es geschehen, daß ich zum Dank für seine Gefälligkeit später über ihn selbst herfiel, da ich Alles, was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutschlands gelesen, höchst erbärmlich gefunden.“ Eine nähere Verbindung Börne's mit den Mitgliedern dieser Schule, wenn man das Phantom einer Verbrüderung so nennen will, fand nur bruchstückweise statt. Laube schrieb ihm öfter, verletzete ihn aber durch die an den Claren'schen Ton erinnernde Anrede: „Lieber Revolutions-Hofrath!“ Dem Verfasser dieses Erinnerungs-Denkmales und L. Wienbarg sagte Börne mit Bereitwilligkeit seinen Antheil an einer im Jahre 1835 geplanten „Deutschen Revue“ zu.

Die Erscheinung der Paroles d'un Croyant von Lamennais hatte schon im Jahre vorher einen erschütternden Eindruck auf Börne hervorgebracht. Nachdem er das Buch in den Zeitungen angekündigt und besprochen gesehen, konnte er die Zeit nicht erwarten, bis er ein Exemplar erhielt. Kaum hatte er es gelesen, so schickte er sich zu einer Uebersetzung in's Deutsche an. Den prophetischen Styl, die Salbung und biblische Sprechweise traf er um so glücklicher, als die deutsche Sprache dafür überhaupt mehr Anlage als die französische hat. Er schickte das kleine Buch, ohne Honorar zu verlangen, zum Druck nach der Schweiz und hatte die Freude, fast die ganze Auflage dort und in Frankreich abgesetzt zu sehen. Einige hundert Exemplare verschickte er an die deutschen Arbeiter in Paris. Eine zweite Auflage, die ein deutscher Buchhändler 1000 Exemplare stark anfertigen ließ, folgte bald darauf. Von dieser erhielt Börne 500 Exemplare als Honorar. In einem Billet schreibt er vom 2. Februar 1835: „Ich bin jetzt in die Lage gekommen, über die Schweizer Ausgabe meiner Uebersetzung von Lamennais frei schalten zu können, und wie ich gleich anfänglich beabsichtigt, wünsche ich Ihnen eine Parthie davon zu überlassen, um sie unter die deutschen

Handwerker zu vertheilen, sei es ganz unentgeltlich oder gegen eine geringe Vergütung für wohlthätige Zwecke, welches Ihrer Bestimmung überlassen bleibt."

Es ist keine Frage, daß Börne das poetische Colorit dieses Buches zu hoch angeschlagen hat. Das Partheiinteresse bestrich den ästhetischen Geschmack. Man kann rhetorische Ergüsse dieser Art mit einer fremdher entnommenen poetisirenden Ausdrucksweise nicht füglich Poesie nennen. Richtiger ist der demokratische Gesichtspunkt, aus welchem Börne diese berühmte Schrift Lamennais' beurtheilte, ein Gesichtspunkt, der für Deutschland noch beachtungswerther als für Frankreich schien. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen. Börne kannte z. B. aus den Bauernkriegen die Deutschen genug, um zu wissen, daß sie im erträumten Bunde mit dem Himmel der größten Dinge fähig sind. Worauf konnten sich bis jetzt die Gegner der Revolution berufen? Auf deren Ursprung, auf die Sittenlosigkeit der „starken Geister“ des vorigen Jahrhunderts, auf die Abschaffung Gottes in der französischen Revolution, auf das allgemeine Schwanken in Sitte und religiöser Ueberlieferung, eine Erscheinung, die von einer politischen Umwälzung in ihren ersten Stadien nie entfernt bleiben kann und die auch in der neuesten Zeit oft genug hervorzubrechen drohte. Lamennais hatte nun diese Anklage umgekehrt. Er hatte die Republik zur Ordnung des Himmels, die Monarchie zur Ordnung der Hölle gemacht; die glühendsten Farben und Bilder der Bibel malten diesen Gedanken zu einer Anschaulichkeit aus, von welcher Börne gehofft hatte, daß gerade die Phantasie der Deutschen ihr nicht widerstehen würde. Börne vergaß, daß zwischen den Katholiken und den protestantischen Pietisten, auf welche allerdings Beweisführungen dieser Art nicht ohne Eindruck würden geblieben sein, in der Mitte die religiösen Indifferentisten liegen, die große Mehrzahl, die den Ausschlag giebt.

Börne selbst hatte vor Lamennais' Person eine fast religiöse Verehrung. Nur einmal sah er ihn bei dem Bildhauer David, der von Börne ein Medaillon nahm. Börne war damals körperlich zu leidend, um eine nähere Verbin-

dung anzuknüpfen; aber er bildete dafür im Stillen die Theorie jenes demokratischen Priesters weiter aus und kam auf diesem Wege zu einer Ansicht über den Katholicismus, die ihm diese Confession in einem ehrwürdigeren Glanze erscheinen ließ, als sie verdient. Hier war die Selbstständigkeit einer sich gegen den Staat waffnenden Macht möglich, die menschlichen Gemüther wurden an eine Ordnung des Himmels gebunden, deren irdisches Abbild in der That die Hierarchie in ihrer idealen Bedeutung war. Seit damals bekam er jene Richtung, die ihm ein unbedingtes Regiren aller historischen Vergangenheit verhaßt machte. Er wollte mit der Revolution die sittlichen und religiösen Güter des Volkes nicht verletzt sehen und mißtraute dem Umschwung der philosophischen Begriffe so sehr, daß er nicht bloß gegen Heine's Salons-Philosophie, sondern auch gegen Strauß' Leben Jesu sich verstimmt fühlte. Er glaubte vorauszu sehen, daß durch diese socialphilosophischen Debatten die Frage der politischen Wiedergeburt verallgemeinert werde und die Schaaren der bisherigen Opposition sich auffallend lichten würden. Doch die angeborne Sympathie, die Börne für alles Neue, Angegriffene, für alles in der Minorität Befindliche hatte, ließ ihn doch nicht dabei zu einem festen Abschlusse kommen. Es sind tiefgemüthliche Widersprüche, die ihn in den letzten Tagen seines Lebens bestürmten, die ihm aber auch zu gleicher Zeit eine Erhöhung seiner Denkhätigkeit und Anschauungsweise gaben, bis zu der er sich früher nicht aufgeschwungen hatte; seine nächsten Umgebungen bedauerten gerade auch darum seinen Tod so sehr, weil in dem Augenblick, wo sein Körper den Dienst zu versagen begann, in seinem Geist eine ganz neue Gährung ausgebrochen war.

In Benedey's „Geächteten“ ließ Börne eine Phantasie über Lamennais' Worte eines Gläubigen einrücken. Er nannte sie „Rettung“. Er hätte sie Genesung nennen sollen; denn es ist der Jubel eines Kranken, der nach langem Verschlusse auf sein Zimmer zum ersten Male wieder die warmen, linden Frühlingslüfte begrüßen darf und jede Knospe in der sprossenden Frühlingswelt küssen möchte. Börne bewahrte seine Theilnahme für Lamennais bis an sein Ende. Der

Verfasser der „Erinnerungen an Börne“ (Telegraph, 1838, Seite 707.) erzählt: „Der Eintritt Lamennais' in die politische Tagespresse interessirte Börne ungemein. „„Sehen Sie,““ sagte er, als die Journale angekündigt hatten, daß Lamennais die oberste Leitung des Monde übernehmen werde, „„sehen Sie, das möchte ich noch mit erleben, wie sich die Presse unter Lamennais' Impuls gestalten wird; aber mit mir wird's bis dahin zu Ende sein.““ Börne ging im Zimmer auf und ab; wir hatten uns auf den Kaminmantel gelehnt; bei den letzten Worten hielt er den Schritt an und stellte sich uns gegenüber; der Blitzstrahl seines Auges durchzuckte unser Inneres, wir fühlten uns bewegt und mußten alle Fassung aufbieten, die Frage an ihn zu richten, ob wir den deutschen Recensenten glauben sollten, daß er Hypochonder sei? Noch sehen wir Börne an jenem Abende vor uns stehen; der Glanz seines Auges strahlte wie immer; aber ein unendlich tiefes Weh, das wir früher nie bemerkt, lag um seine Mundwinkel eingegraben; seine ganze Gestalt kam uns gebeugter vor, als sonst; er fuhr mit seiner rechten Hand unter die Weste nach dem Herzen hin und hustete trocken. Eine unheimliche Ahnung überrieselte uns; als Börne sich nach dem Sopha hinwandte, blickten wir ihm nach; aber wir sahen nichts mehr; irgend etwas, ich glaube Thränen, hatte unsere Brillengläser verdunkelt.“

Börne hatte nie so viel Trieb zu schriftstellerischer Thätigkeit, als in seinen letzten Lebensjahren. So gern er im Verkehr mit Buchhändlern vom Ertrag derselben Nutzen zog, so aufopfernd gab er sich jedem allgemeineren, seiner Parthei dienenden Unternehmen hin. Auch Börne war unter den Schriftstellern, die sich zur Herausgabe des *Réformateur*, (diese Aufsätze sind gesammelt in *Fragmens politiques et litteraires par Ludwig Börne*. Paris, Pagnerre 1842.) einer Zeitschrift, die von den Mitarbeitern ohne Honorar geschrieben werden sollte, vereinigten. Er lieferte einige Feuilletons, in denen er Heine's Salon, Wachsmuth's Geschichte des deutschen Bauernkrieges und einige andere Bücher besprach. Er schrieb diese Aufsätze gleich selbst französisch nieder und erntete dafür von Raspail das Gesändniß, „es wäre dies

ein neues Französisch.“ Raspail wollte damit keinen verblühten Tadel aussprechen. Er war Kenner genug, um einzusehen, daß Börne ein Französisch ohne Rhetorik schrieb, daß er den Gedanken nie der Phrase opferte und darum doch der Phrase eine neue Grazie verlieh, indem er die Sprache wieder auf ihre ersten unverdorbenen poetischen Anfänge zurückführte. Seine Artikel im Reformateur setzten die Gedankenreihe fort, die in ihm Lamennais angeregt hatte. Er wog die politische Bedeutung der beiden Christlichen Confessionen gegen einander ab und lehrte, durch Heine's Salon dazu veranlaßt, auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er über Luther, die Fürsten und das Volk sagt, verräth den einseitigen politischen Standpunkt, von dem sich Börne nie trennen konnte und der ihn mitten in seinen religiösen Debatten so beherrschte, daß er wol äußerte: „Und doch ist es besser, wenn die Wahl sein sollte, lieber keine Religion, als keine Freiheit zu haben.“ Von dem Satze ausgehend, daß die Wahrheit hienieden doch nicht gefunden würde und wir an Symbole verwiesen wären, schlug er die Irthümer des Katholicismus deshalb höher an, als die Philosopheme des Protestantismus, weil in jenem die Priester, als Stellvertreter der himmlischen Ordnung, dem Volke näher stünden, als hier. Die Franzosen, die den Reformateur herausgaben, waren nicht ganz fähig, sich in diesen idealen Standpunkt Börne's hineinzudenken. Sie erlaubten sich eine Stelle, durch welche Börne sich von dem Verdachte, den Katholicismus in seiner papistischen Gestalt anzuerkennen, lossagte, zu streichen. Börne sagte: „Die dem Anschein nach antireligiöse Bewegung des vorigen Jahrhunderts hat nur bezweckt, die Verfassung der Kirche aus der gegenwärtigen monarchischen Form in eine populäre umzuändern. Sobald es keinen Papst, keine Bischöfe, keine stehenden Mönchs-Heere, keine schwarze Gensdarmarie mehr geben wird, sobald —“ diese Stelle hatte man im Redactionsbureau des Reformateur gestrichen. Börne bestand, als er den Artikel verstümmelt abgedruckt fand, auf der nachträglichen Berichtigung seines dadurch sinnlos gewordenen Raisonnements. Sie erfolgte in einer nächsten Nummer.

Börne war nie gewillt, seine deutsche Bildung, seine be-

sonnene Einsicht dem französischen Partheiinteresse zu opfern. In Börne's literarischem Nachlaß muß sich ein französisch geschriebener Aufsatz über Grangeneuve von Delatouche vorfinden, der für den Reformateur bestimmt war. Börne hatte versprochen, den ebengenannten Roman zu beurtheilen, allein den Abschluß der Arbeit immer hinausgeschoben. Als man ihn nach geraumer Zeit, im Namen der Redaction, an die Erfüllung seines Versprechens mahnte, erklärte er: „Ich kann den Artikel nicht drucken lassen; Raspail würde ihn ohnedies nicht aufnehmen; ich bin weder mit den Girondisten, noch mit den Montagnards zufrieden und müßte beiden Partheien die Wahrheit sagen können; das würde aber höchstens bei Ihnen und einigen Gleichgesinnten Anklang finden; alle Anderen, Republikaner oder Radicale, würden mich steinigen.“ (Telegraph; ebendasselbst. S. 748.)

H. D. Spazier suchte Börne zur Theilnahme an der Revue du Nord zu bewegen. Daß Philarète Chasles darin über deutsche Literatur reden sollte, war ihm bedenklich. Er fürchtete Ungeschicktes, Nachtheiliges für die deutsche Literatur. In großer Hast schrieb er darüber an Spazier: „... Ich habe mich so manchmal lächerlich gemacht und dazu gelacht, es thäte mir aber leid, wenn das Journal lächerlich würde. — Die Tied'schen Novellen zu übersetzen finde ich durchaus zweckwidrig, abgesehen davon, daß sie ganz unübersetzbar sind, und den Franzosen schmecken würden, wie gekochte Rosen. Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie — die vornehmen unter ihren Schriftstellern, aristokratische, die gemeinen Höflinge und lakaienartige sind, und das durch und durch trotz ihrer Constitution.“

„Wenn ich eine Stimme bei der Redaction des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wobei deutscher Geist und Charakter sich geltend machen soll, von einem Franzosen (Philarète Chasles) eingeleitet würde. Das hieße, in einer Schlacht den Vorpostendienst gefangenen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzosen, welche die deutsche Literatur lieben, sind bis jetzt

doch nur wie unsere Gefangnen; in einem Kriege gegen ihr eigenes Volk ist ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müssen wir führen. Das ist Ihre Meinung nicht. Sie wollen politisch verfahren. Aber unsere einzige Politik muß sein, keine zu haben. Wenn wir den Franzosen gefallen wollen, müssen wir damit anfangen sie zu beleidigen; wenn wir auf sie wirken wollen, dürfen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geschmack müssen wir schonen, denn darüber läßt sich nicht streiten, die Mode hat immer Recht. Es ist durchaus nöthig, daß im Journal Deutsche sich über die französische Literatur aussprechen, weil es kein besseres Mittel giebt, die Eigenthümlichkeit des Geistes und der Literatur der Deutschen zu charakterisiren, als wenn man sie der französischen gegenüber stellt. Und hiebei darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an sein Recht glaubt, dem wird es nie gelingen sich Recht zu verschaffen. L. Börne."

Börne hatte die Absicht, eine Reihe von Betrachtungen über die französische Revolution herauszugeben. Er las den *Moniteur* und machte sich Auszüge. Er suchte nach seltenen Büchern und Flugschriften, die in Frankreich und Deutschland gleichzeitig mit der Revolution über diese erschienen waren. Sein Nachlaß enthält manche diesem Zweck schon gewidmete weitere Ausführung. Unfehlbar hätte sich Börne vom Standpunkt der französischen Historiker entfernt; er würde die Revolutionsmänner mehr in ihrer Individualität erfaßt haben. Er äußerte im vertraulichen Gespräch: „Die Männer der ersten Revolution sind für mich lauter bis jetzt noch unaufgelöste Probleme. Mit Marat kann ich mich nicht befreunden, obschon man neuerdings viel zu seiner Entschuldigun'g beibringt; übrigens kenne ich ihn noch nicht genau. Unter Allen, die ich seither kennen gelernt habe, scheinen mir Robespierre und Saint Just die ehrlichsten zu sein; jedoch bin ich weit entfernt, ihrem System zu hulbigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut in's Leben zu führen sind, aber daß im schlimmsten Falle Alle geopfert werden müssen, die eine abweichende Meinung haben — einem solchen Terrorismus widerstrebt mein Gefühl und ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen

zu morden, nur weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und Saint Just meinten zwar, das Gefühl kommt in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, daß der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaube, diese Nothwendigkeit könne nie existiren.“ — Börne sprach von den Revolutionsmännern auch aus dem literar-historischen Gesichtspunkt. „Marat hat einen ungehobelten Styl; Camille Desmoulins schreibt hübsch; Robespierre und Saint Just stehen mir als Schriftsteller sehr hoch, besonders der erstere; lesen Sie in dem eben erschienenen Bande (October 1836) der Histoire parlementaire von Büchez und Rour die goldenen Worte, die er über die Fach- und Schriftgelehrten sagt.“ (Telegraph S. 771 ff.)

Börne kam öfter auf den Gedanken, wieder seine alte Frankfurter Wage erscheinen zu lassen. Der Reformateur erlag den gerichtlichen Verfolgungen. Börne konnte in der Aufregung und Mittheilungslust, die ihn noch immer beherrschte, nicht füglich ohne Organ bleiben. So führte er denn mit Anfang des Jahres 1836 seinen Lieblingsplan in französischer Sprache aus. Er wollte die Franzosen für die Theilnahme an deutschen Interessen und deutsche Auffassungsweise gewinnen. Er wollte ihnen an praktischen Beispielen, an Urtheilen über Beranger, Victor Hugo und andere Tageserscheinungen die Gewissenhaftigkeit deutscher Kritik und die Natürlichkeit unserer Principien zeigen. Mainzer, Kolloff, Büret unterstützten ihn. Aber die Schwierigkeit, den Franzosen in einem, wie es Raspail genannt hatte, neuen Französisch verständlich zu werden, die Indolenz und der Egoismus der französischen Journalistik, die Hindernisse, die den Absatz der Monatschrift in Deutschland aufhielten, endlich auch wol die eigene ermattende Kraft ließen die Balance nicht ihr viertes Heft erleben. Börne legte die Feder nieder und setzte sie nur wieder an, um das Geständniß zu geben: „Ich bin müde wie ein Jagdhund!“

Des Sommers in dem ländlichen Auteuil bei Paris, des Winters in der Stadt wohnend, genoß Börne in dem traulichen Kreise, den seine Freundin und deren Gatte, ein leiden-

schaftlicher Verehrer der Richtung seines Freundes, um ihn zogen, eine Pflege, die noch auf einige Zeit die Flucht seiner Lebensgeister hemmte. Fast immer war er leidend. Wenn ihn Freunde, wie Dr. Eder aus Frankfurt, besuchten, so flackerten seine Lebensgeister wol noch freudiger auf, er erkundigte sich nach den heimischen Verhältnissen, lachte über die Unsterblichkeit des Philisterthums; bald aber versagte der Körper den Dienst, er knickte zusammen und schlich, abgesspannt, auf sein Zimmer, wo ihn der Schlaf (der ihm wie Lessingen nie versagte) erquickte. Seine Schwerhörigkeit hatte so zugenommen, daß Vieles an ihm unverstanden vorüberging und alle seine Sinne sich in stille Dämmerung verloren. Die Kunst der Aerzte mit einer Verachtung beurtheilend, die an Molière's Lustspiele erinnerte, griff er doch nach jeder neuen Entdeckung, die im Gebiet der Heilwissenschaft aufstauchte. Eine Zeitlang war er Homöopath unter dem Dr. Roth. Dann verlor er sich in Dertel's Wasserkurschriften und fing mit seinem geschwächten Körper Waschungen an, die schwerlich auf seine Nerven wohlthätig wirkten. Mit einem eigenen Apparat betrieb er diese Kurmethode lange Zeit und mochte sich dadurch, wie wenigstens allopathische Aerzte versichern, mehr geschadet als genützt haben.

Traten zuweilen freie Augenblicke ein, so entzog er sich dem Umgang mit Freunden, dem Genuß der freien Luft und selbst der großen Gesellschaft nicht. Gern sah er seine politischen Freunde, die deutschen Flüchtlinge, bei sich, ließ sich von ihren Plänen erzählen und lächelte darüber, wenn ihm diese allzuabenteuerlich erschienen. Gern empfing er die Besuche der Fremden, die nach Paris kamen und ihm von Politik und Literatur der Heimath erzählen mußten. „Von seinen nächsten Bekannten ließ er sich sagen, in welchem Restaurant man zu Mittag gespeist, wie es jetzt in diesem oder jenem Kaffeehause aussähe, ob die schöne Dame noch am Comptoir sitze u. s. w. Börne kam in den letzten zwei Jahren seines Lebens in Paris nicht mehr viel herum; wenn er im Sommer vom Lande in die Stadt kam, pflegte er das Galignanische Lesecabinet, weniger die ihm wegen ihrer theuern Preise verhaßte Heideloff'sche Buchhandlung zu besuchen und vor dem

Nachhausefahren unter den Bäumen des Palais-Royal ein Glas Eis zu essen. Eine kleine Promenade über die Boulevards durch die Vivienne- oder Richelieustraße nach dem Louvre und Einkäufe in Conditoreien waren Winters seine einzigen Ausgänge. Viele von den kleinen Billetten, die er seinen Bekannten durch die Stadtpost schrieb, schlossen mit den Worten: Aber warum kommen Sie so selten? Ich bin fast jeden Abend zu Hause. Diese Zurückgezogenheit sonderte ihn jedoch keineswegs von Allem, was in der Hauptstadt vorging, ab, im Gegentheil er verfolgte die unbedeutendsten Aenderungen im materiellen Lebensgenuß, im Preise der Nahrungsmittel, in der Ausmöblirung der Zimmer, in der Ausschmückung der Kaufläden, in dem herabgesetzten Tarif der Cabriolets u. s. f. mit sorgsamem Blicken und forschte nach den kleinsten Details, die für ihn im genauesten Zusammenhange mit der allgemeinen politischen und socialen Bewegung standen, deren Lenker, Vertreter und Tonangeber er in seinem Zimmer die strengste Revue passiren ließ. Salons und hohe Circel besuchte Börne seltener; der kleine, schwer hörende, nicht immer zum Sprechen aufgelegte, gewöhnlich lauschende und nur zuweilen kurz und scharf dazwischen redende Mann zerrann und verschwamm gleichsam in der Gesellschaft, die ihn mehr verdeckte, als emportrug, ihn mehr in den Schatten stellte, als hervortreten ließ. Im häuslichen Kreise fühlte er sich mehr daheim und behaglich; er konnte alsdann die Unterhaltung dem allgemeinen Gespräche überlassen, eine Weile still sitzen, sein körperliches Leiden bekämpfen, wieder dazwischen hören und plötzlich wieder eintreten und seine, den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen einstreuen. Wenn es ihm ganz wohl war, liebte er in freiem Witz, in Laune und Scherz sich zu unterhalten.“ (Eduard Kollhoff im Telegraphen Seite 742.)

Bei bedeutenden artistischen Neuigkeiten fehlte Börne nie, wenn seine Kraft ausreichte. Der ersten Vorstellung der Hugenotten wohnte er bei und besuchte noch im vorletzten Winter, den er erlebte, einen Maskenball. Zuweilen sah man ihn bei Meyerbeer; doch mußte man ihn nicht fragen: „Wie befinden Sie sich?“ Er hatte den Widerwillen gegen diese

Art der Begrüßung mit Goethe gemein, der sie ebenfalls nicht mochte.

- Aus dieser Zeit rühren Billette her, wie folgende: „Ich habe Ihnen noch für Ihre Einladung zu danken. Ich wollte Sie genießen, aber da ward ich den Abend unwohl, bekam Kopfschmerzen, Herzklopfen, Nervenweh, den Arzt und noch mehre ausgesuchte Uebel. So mußte ich zu Hause bleiben. Es wird mich sehr für meinen Verlust trösten, wenn ich erfahre, daß unter den schönen Damen wenigstens eine war, die mich vermißt hat. Sie müssen mir das aufrichtig gestehen, wenn ich zu Ihnen komme. Meinen freundlichen Gruß an die schöne Faustine.“ Oder: „Ich werde, wenn ich bis Freitag wohl bin, was heute nicht ist, zu Ihnen kommen und Ihre neugierigen Hamburger kennen lernen. Ich wünsche, daß wir so schnell gute Freunde werden, als Ihr Töchterchen und mein Hund, die gleich in der ersten Minute sich lieb gewonnen. Es ist aber nicht zu hoffen. Ihr Börne.“

Eine längere Mittheilung (vom 31. December 1834) lautete: „Ich schicke Ihnen mit Dank Ihre Bücher zurück und bitte auf ganz kurze Zeit um das Morgenblatt. Mit der hier beifolgenden Speisekammer, die ich für Sie und Herrn . . . eigens habe bauen lassen, hoffe ich Sie angenehm zu überraschen, und noch mehr mit dem Versprechen, sie vom neuen Jahre an, jeden ersten des Monats, mit frischer Chocolate und andern gewählten Ekwaaren zu füllen. Eugène Sue hat mich nicht erquickt. Er hat alle Meere beschifft, fremde Welttheile gesehen und ist doch nicht aus Paris herausgekommen. Von den Bemerkungen, die ich bei Gelegenheit des *Atar-Gull* niedergeschrieben, theile ich Ihnen folgende mit, weil sie meine Ansicht von der unglückseligen Pariser Romanschriftstellerei ausdrückt und die Unerquicklichkeit, die ich ihr vorwerfe, zugleich erklärt und entschuldigt. Das moralische Klima, das seit fünfzig Jahren in Frankreich herrscht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das physische in den heißen Weltgegenden hat; es reißt die Menschen früh und altert sie schnell. Die talentvollsten französischen Schriftsteller, fast alle dem jüngern Geschlecht angehörend, sind mit jenem Fluche der Frühreise belastet. Sie erwachen schon um

Mitternacht aus ihren Jugendträumen und spotten derselben, ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die Andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen sie beim Scheine der Kerzen, und so sind sie lebensmüde, wenn der Tag anbricht, und die Morgenröthe wird ihre Abendröthe. Gewiß sind die unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen schon als Trauben verzehrt; sie werden keinen Wein kelteren für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kommt, werden sie kaltes Wasser trinken müssen, und es wird sie frösteln. Ihr Börne."

Seiner Schwester schrieb er in demselben Monate zweimal folgende Briefe: „Paris den 2. Dec. 1834. Liebe Schwester! Es thut mir leid, Dir melden zu müssen, daß ich den bisherigen Beitrag für *** für jetzt nicht länger entrichten kann. Ich hatte früher durch meine Schriftstellerei so viel Geld verdient, daß es mir nicht schwer fiel, jene Summe zu entbehren. Jetzt aber hören diese Verdienste auf, da bei der jetzigen Lage der Dinge niemand in Deutschland wagt, etwas von mir drucken zu lassen. Ich habe seit einem Jahre mich sehr viel einschränken müssen, um nur zu bestehen. Sobald ich wieder etwas erwerbe, was früher oder später geschehen wird, werde ich das alte Verhältniß wieder eintreten lassen und das Versäumte nachholen. Dein Louis (der Hegelianer), wie ich höre, ist wieder in Berlin. Das ist ein glücklicher Mensch, dem dort Alles gefällt! Ich glaube, er ist ein Mystiker, der es für gottgefällig hält, seinen Hals ohne Murren unter jedes Joch zu beugen. Wir haben doch eine merkwürdige Musterkarte von allerlei Menschen in unserer Familie! Wenn ich oder Dein Louis einmal in Gefahr kommen gehängt zu werden, was zu verschiedenen Zeiten uns beiden leicht begegnen kann, kann einer dem andern beistehen. Das ist sehr beruhigend."

Vom 22. December 1834: „Liebe Schwester! Ich danke Dir für die schnelle Besorgung meines Auftrags. Aber, um Gottes willen, wo denkst Du denn hin, daß ich in Noth sein soll? So habe ich es nicht gemeint. Ich habe nur für jetzt keinen Ueberfluß mehr. Die letzten drei Jahre hatte ich jeden Winter das Honorar für meine Briefe aus Paris.

Dieses Einkommen hört jetzt auf, weil solche Sachen nicht mehr gedruckt werden dürfen. Aber von Noth ist keine Rede, und von Sorgen gewiß nicht, denn meine glückliche Natur kennt die nicht. Meine Verhältnisse sind also jetzt nur darin anders, daß ich an Sachen arbeiten muß, die länger dauern und später Geld einbringen. Von meinen Interessen allein könnte ich hier nicht leben. Ich war diesen Sommer nicht verreist, sondern lebte in einem Orte nahe bei Paris, wo wir auch nächstes Frühjahr wieder hinziehen. Mit meiner Gesundheit geht es seit einigen Monaten ziemlich gut, nachdem ich 1½ Jahr lang sehr gelitten hatte. Aber ich hatte den glücklichen Entschluß gefaßt, bei keinem Uebel je wieder einen Arzt zu gebrauchen, und das, wie die Dertel'sche Kaltwasserkur, die ich seit Anfang vorigen Sommers gebrauche, hat mich sehr gebessert und wird mich hoffentlich noch weiter bringen. Jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen wasche ich mich am ganzen Körper mit frischem Wasser, bei jeder Witterung und im kalten Zimmer. Es ist merkwürdig, was das gut thut. Dabei trinke ich den Tag über viel kalt Wasser und sonst nichts. Es soll mich freuen, wenn Dein Louis Aehnlichkeit mit mir hat, nur wünsche ich, daß er keine in schlimmen Dingen mit mir habe. Ich fürchte aber sehr, daß er die unglückselige Hypochondrie mit mir gemein hat, die mir den größten Theil meines Lebens verbittert, und ich fürchte sogar, daß bei ihm das Uebel ärger ist als bei mir. Bei mir lag die Hypochondrie nur im Körper, bei Louis aber liegt sie im Gemüthe. Da wird der arme Mensch viel zu leiden haben, und das ist ein Leiden, das Keiner begreift, wer es nicht selbst gehabt. Vielleicht hätte Louis besser gethan, nach Zürich als nach Berlin zu gehen. Er kann das später noch bedenken. In Berlin ist die Concurrnz selbst von talentreichen Menschen zu groß, in der Schweiz ist das nicht der Fall. Gruß an Alle. Dein Dich liebender Bruder Louis. Genire Dich nur nicht wegen des Portos, mir zu schreiben. Ich habe noch Geld für tausend Briefe."

Die Briefe sind abgedruckt ganz nach dem Ton der Harmlosigkeit, in dem sie geschrieben.

„Paris den 2. December 1835. Liebe Schwester! Da

Du Dich erboten hast, mir ferner meine kleine Com-
missionen zu besorgen, so will ich Deinen guten Willen wieder
in Anspruch nehmen. Erstens bitte ich Dich, einliegende
Inserate in die Frankfurter Postzeitung, das deutsche Journal
und das Journal de Francfort einrücken zu lassen. Den Kosten-
betrag stelle mir in Rechnung. Wie geht es dem Louis in
Trier? Wenn Du Nachricht von ihm hast, theile mir sie
mit. Professor Gans, der neulich hier war, klagte mir,
Louis wäre so menschenfeind. Das muß er sich abgewöhnen.
Mein Journal ist eine Finanzspeculation. Ich will einmal
sehen, ob ich reich dabei werde. Sage mir doch, auf welche
Art hat denn der *** in... so schnell sein Glück gemacht?
Er ist Professor, Geheimrath, Leibarzt, geadelt! Mit Ver-
diensten erreicht man so etwas nicht, wahrscheinlich ist er
Jesuit. Er hatte Anlage dazu. Ich bitte alle die Unsrigen
herzlich von mir zu grüßen. Frage doch bei B. an, ob ihm
nicht Gutzkow ein Palet für mich gegeben, oder, wenn Du
Gelegenheit hast, erkundige Dich bei Gutzkow selbst darnach.
Er schrieb mir schon vor einigen Monaten, er hätte B. Bücher
für mich gegeben. Dein Dich liebender Bruder Louis."

„Paris den 30. December 1835. Liebe Schwester! Deinen
Verdruß über Louis mußt Du Dir aus dem Kopfe schlagen,
es geht doch Alles wie es gehen soll und daran läßt sich nichts
ändern. Man darf nichts gegen seine Natur thun, auch nichts
gegen seine angeborenen Fehler, man setzt es doch nicht durch
und verliert nur Zeit dabei. Mir ist es trotz großer Mängel,
die ich in meinem Charakter habe, immer im Leben noch ziem-
lich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei
meinen guten Seiten und meinen Schwächen, und mir nie
etwas vorgefetzt habe, wozu ich nicht gut oder nicht schlecht
genug war. Dein Louis scheint für ein beschauliches Leben,
zum Stubengelehrten von der Natur bestimmt zu sein und
zu irgend einer praktischen Laufbahn weder Neigung noch
Talent zu haben. Zwischen einem Staatsdienst und einer
unabhängigen Lage als Advocat ist keinen Augenblick zu
schwanken. Dein Louis wird mit seiner ehrlichen Natur nie
in einem Staatsdienste Glück machen. Er glaube doch nicht,
daß Talente befördern; wer nicht intriguiren kann, bleibt

immer zurück. Im Gegentheil, ausgezeichnete Fähigkeiten hindern nur am Fortkommen. Denn wenn ein Chef einen geschickten Arbeiter in seinem Bureau hat, verliert er ihn nicht gern und stellt sich seiner Beförderung in den Weg. Louis soll in Frankfurt bleiben. Seine praktischen Geschäfte werden ihm immer noch Zeit lassen, sich zum Schriftsteller auszubilden. Die Hauptsache ist, daß man sich einen Erwerb sichert, um unabhängig zu werden; man wird dann immer noch alt genug, um endlich seine Lieblingsneigungen zu befriedigen. Ich z. B., so wie ich bin, würde zwar nie, um Geld zu verdienen, etwas gegen meine Ansicht thun, aber das fiele mir sehr leicht, um des Erwerbs willen ein langweiliges Geschäft zu treiben und wenn es auch nur copiren wäre. Daß Louis sich nicht entschließen kann etwas Kleines zu schreiben, sondern mit einem großen Werke aufzutreten, das ist eine Art Faulheit, weil kleine Werke mehr Mühe kosten, als große. Ich sehe nicht ein, warum es Louis nicht zum Senator sollte bringen können. Vielleicht nicht durch seine guten Eigenschaften, aber doch durch seine Schwächen. Es giebt in Frankfurt eine mächtige Partei, bei der ihn seine Fehler empfehlen können. Und dann braucht man ja nicht gleich Senator zu werden, es giebt ja noch andere Stellen. Wenn Louis durch irgend eine Schrift sich bekannt gemacht hätte, könnte ich vielleicht etwas dazu thun, ihm in Zürich oder Bern eine Professur zu verschaffen, da ich die einflußreichsten Personen der dortigen Regierungen kenne. Vielleicht wäre in der Zukunft daran zu denken. Vielleicht hast Du Dich gewundert, daß ich in meinem Vorigen — und überhaupt nichts von dem Schreiben gesprochen, das Du der Madame *** für mich mitgegeben. Dies habe ich aber erst vor vierzehn Tagen erhalten. Du siehst, daß es mit der Liebe der Mademoiselle *** für mich nicht so gefährlich war; sie ist schon Monate hier und hat sich nicht bei mir gemeldet. Die Madame *** habe ich zufällig vor Kurzem in einer großen Abendgesellschaft bei Cremieux gesehen. Ich grüße Dich herzlich. Dein Dich liebender Bruder Louis."

Zu den wenigen deutschen Blättern, die Börne in Paris zu Gesicht bekam, gehörte auch das Morgenblatt. Die von

W. Menzel redigirte Literaturbeilage desselben brachte seit der Fehde mit dem „jungen Deutschland“ fast in jeder Nummer Beweise einer Apostasie, die man würde bemitleiden haben, wäre sie, um ihr eigenes Gewissen zu betäuben, nicht in ein sinnloses Toben und Poltern verfallen, dessen Gegenstand zuletzt auch Börne wurde. Das jungdeutsche Uebel, das Menzel ausrotten wollte, führte er auf das Juden- und Franzosenthum zurück. Man sah damals in Stuttgart einen Mann, der sich eine einflußreiche literarische Stellung durch blinden Fanatismus zu Grunde richtete; wilde Leidenschaft führte eine Feder, die sich in einen Besen verwandelt zu haben schien; unsinnige Vorwürfe wurden, ohne Prüfung, ohne den Stempel innerer Ueberzeugung, bis zum Lächerlichen wiederholt; Richtungen, deren Ungebühr man in ihren nächsten Aeußerungen ihm zugestand, wurden an Erscheinungen vergangener Jahrhunderte angeknüpft und von einer ungezügelter Phantasie zu so widersinnigen Mißgestalten ausgemalt, daß Menzel, von der Nation aufgegeben, von den Einigen für schlecht, von den Andern für krank erklärt wurde. In trüber Schwärmerei sich einen Peter von Amiens dünkend, der einen neuen Kreuzzug predigte, entblödete Menzel sich nicht, die Großen und Mächtigen zum Schutz anzurufen. Er malte den Regierungen die Schrecken einer literarischen Richtung aus, der er, außer dem Vorwurf der Unsitlichkeit, auch den des politischen Verraths machte. Mit säuerlicher Schärfe und griesgrämlicher Verdächtigung wurde von Stund' an alles Französische besprochen. Der Traum, dem man sich eben hingegeben hatte, als könnte zwischen den Völkern ein Bund bestehen, der sie zu Genossen eines gemeinschaftlichen Kampfes gegen die Drangsale der Menschheit machte, wurde nicht etwa als eine Chimäre, was sie vielleicht ist, zerstört, sondern als eine Verrätherei denuncirt. Jeder weltbürgerliche Aufschwung, den sich ein Dichter in dem Gedanken an Napoleon erlaubte, wurde für eine niederträchtige, den Franzosen dargebrachte Schmeichelei erklärt. Wenn uns Menzel früher in eine Barbarei unserer ästhetischen Begriffe zu stürzen gesucht hatte, jetzt wollte er unsere politischen Begriffe verwirren und die Fortschritte des Jahrhunderts einem ausge-

blaßten, bei ihm aus persönlicher Eitelkeit aufgefrischten alt-deutschen Enthusiasmus opfern.

Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungslustige, geldsüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheit der Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn sich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andere war ihm jenes Frankreich, das ihm die Bestimmung zu haben schien, die Frage unseres Jahrhunderts zu lösen. Er räumte den Deutschen alle Reichthümer der Phantaste, des Gemüths und der Denkraft ein; aber daß wir selbst für unsere Freiheit nicht zu sorgen wüßten, bewies es ihm nicht unsere Geschichte? Börne hatte von jeher den Gedanken, daß Deutschland und Frankreich die von einander gerissenen Theile eines großen Ganzen seien; er sah in Paris Richtungen, die den bisherigen Völkerverkehr mit einem System der Bruderliebe (wenigstens auf dem Papier ehrlich gemeint) vertauschen wollten, er sah so Vieles, was die Deutschen sich hätten aneignen sollen, um eine Größe zu erringen, die durch Phrasen vom Deutschthum nicht errungen wird. Wem kommt dieser hohle Enthusiasmus der Franzosenfresser zu Gute? Nur dem deutschen status quo, den Börne und mit ihm die ganze deutsche Nation so gern geändert gesehen hätte. Börne hielt es für unpolitisch, Haß gegen ein Volk zu predigen, von dem wir, wenn nicht wirklich lernen, doch uns, unsern heimischen Verhältnissen gegenüber, die Mien e geben sollten, etwas zu lernen. Abgesehen vom Standpunkt der Klugheit, fand er auch in der Art, wie Menzel seine Vaterlandsliebe begründete, etwas, das sein Gefühl beleidigte. Empört über die Begriffsbarbarei, die Menzel in einem weitverbreiteten Blatte den Deutschen zuzumuthen wagte, schrieb er seinen Menzel, der Franzosenfresser.

Der Hauptgedanke dieser kleinen, in Frankreich, Deutschland und der Schweiz mit gleichem Enthusiasmus aufgenommenen Schrift ist der, die Vaterlandsliebe als eine Tugend darzustellen, die an sich schön, doch nur einem allgemeineren Antheile an der Geschichte unterzuordnen wäre. Börne weist nach, daß dem Publicisten in gegenwärtiger Zeit eine andere

Aufgabe gestellt sei, als die, Völker gegen einander zu hezen. Der politische Gedanke unserer Epoche liegt nicht in der Rivalität der Staaten, sondern in der organischen innern Ausbildung derselben und ihren völkerrechtlichen Berührungen. Wenn eine solche Art, über öffentliche Angelegenheiten zu schreiben, wie die Menzel'sche, in Deutschland um sich griffe, so würde die Publicistik zwanzig Jahre hinter der Aufgabe, die sie jetzt zu lösen hat, zurückbleiben. Börne zeichnet dieser einen andern Wirkungskreis vor, als den, einer leicht in Abspannung verfallenden Nation zu schmeicheln. Alle diese Erörterungen sind mit den wichtigsten Seitenblicken auf einzelne Erscheinungen der politischen und literarischen Gegenwart untermischt. Es war eine Gabe, die den Reichthum verrieth, über welchen Börne noch kurz vor seinem Tode gebieten konnte.

Was aber noch mehr als der Gedankengang und die verdiente Geißelung des auf dem Titel genannten Schriftstellers diesem Werke die Herzen aller Leser gewann, war der elegische Ton, der das Ganze durchwehte. Selbst die Satyre verrieth, daß sie diesmal nicht aus dem Uebermuth, den manchmal die richtigere Einsicht gewährt, sondern aus dem Schmerz über die Verblendung und die Möglichkeit, daß Menschen so irren können, geboren wurde. Kamem die Leser vielleicht dem Buche entgegen, daß es so versöhnend wirkte? War es die Enttäuschung über so viele Hoffnungen, welche die Geschichte der letzten Jahre in uns geweckt hatte und die mit der Resignation, die das Büchlein so charakterisirte, so besreundet zusammenstimimte? Den trüben Horizont, unter welchem es geschrieben schien, sahen wir Alle; die Hoffnung auf eine Zeit, wo die Wahrheit sonnenlicht durch die Wolken brechen würde, theilten wir Alle. Diese Schrift untergrub zwiefach Menzel's Stellung; sie fand keinen Widerspruch und Börne besiegelte sie durch seinen bald erfolgenden Tod.

„So lange ich Börne gekannt habe,“ erzählt E. Kollof (Jahrbuch der Literatur auf 1839, S. 150), „bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer mit einem einzigen Fenster, von wo man, des Winters, eine Aussicht in die Rue Lafitte

und gegen den Montmartre, Sommers die Aussicht auf den Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stiehpult zum Arbeiten, an dessen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein Fauteuil à la Voltaire von rothem Maroquin, eine nicht sowohl zahlreiche als ausgewählte Bibliothek mit deutschen, italienischen, spanischen, englischen und französischen Werken, ein Tisch mit Journalen und Broschüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schubkästen für Briefe, Manuscripte u. s. w. — diese Gegenstände bildeten nebst einigen Fußteppichen das vollständige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Cabinet waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerschrank und über dem Arbeitspult leer; den ersteren füllte eine bronzene Büste J. J. Rousseau's, den letzteren ein weibliches Portrait, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen begeisterten Zügen."

Börne fesselte mehre französische Gelehrte und Journalisten gleich nach der ersten Unterhaltung. Eines Tages machte Nisard seine Bekanntschaft. Dieser strenge und allem Neuen abgewandte Kritiker wurde im Laufe des Gesprächs von Börne's Ideenreichthum so überrascht, daß er sinnend Abschied nahm und den folgenden Tag Börne bitten ließ, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen seiner gestrigen Conversation niederschreiben wolle. Die Redacteurs des Reformateur mußten Börne erst in Auteuil besuchen, um ihn zu Beiträgen aufzufordern.

An Raspail, Herausgeber des Reformateur, schrieb Börne: „Monsieur! J'ai l'honneur de vous envoyer ci-joint un article pour le réformateur, en vous remerciant infiniment de votre bonté à laquelle je dois tous les jours une lecture aussi intéressante. Je préfère votre journal à tous les autres journaux de Paris, parce qu'il m'instruit en même temps qu'il me fait plaisir. Je suis sur qu'après deux ans le réformateur sera à la tête de la presse periodique, et que toute la France reconnaitra les grands services qu'il a rendus à la chose publique.

Ce qui regarde mon article, c'est pour la première fois que j'ai essayé d'écrire en français. Voyez Monsieur, si cela

est corrigible. Si l'article ne vous convenait pas, à cause de sa longueur, de son contenu ou pour une autre cause quelconque, je vous prie de ne pas l'abrégier ni d'y faire aucun changement, mais de l'écartier tout-à-fait. Dans ce cas là, je tâcherai de réussir mieux une autre fois. Mais cela doit dépendre d'un heureux hasard. Je sais bien que tout journal a outre ses maximes à suivre, encore certaines convenances, qu'il doit strictement observer, et j'en conçois la nécessité. Mais quant à moi, il m'a toujours été impossible de me plier à des telles convenances. Quand en composant, l'idée d'une restriction me revint dans l'esprit, la tête m'est comme barrée et je ne peux passer outre. Ce n'est que la liberté la plus absolue, qui puisse un peu suppléer à l'insuffisance de mes talens.

Agréez les assurances les plus sincères de la haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur d'être votre dévoué
L. Boerne. Auteuil, 28. Avril 1835."

Aus dem letzten Winter Börne's schreiben sich die interessanten Aeußerungen her, welche E. Beurmann in seiner Schrift „Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur; Frankfurt 1837“ mit einer dem Kenner durch die Färbung derselben verbürgten Wahrheit verzeichnet hat. Dieser durch lebhafteste Auffassung bekannte Schriftsteller regte, eben aus dem lauten Gewirr deutscher Bildungsfragen nach Paris kommend, Börnen zu treffenden Urtheilen über eine Menge damals besprochener Zeiterscheinungen, über Eckermann, Goethe, Strauß und vieles Andere an, Börne bedauerte nur, durch die mangelhaften buchhändlerischen Verbindungen zwischen Frankreich und Deutschland sich auf Hörensagen da beschränken zu müssen, wo er so gern aus eigener Anschauung geprüft hätte. Er bereitete damals seinen in Auteuil geschriebenen „Franzosenfresser“ zum Druck vor.

Wir setzen hier noch einige Briefe und Billette aus seiner letzten Lebenszeit her: „Ich habe die Ehre Ihnen beifolgend einen kleinen Artikel im Reformateur mitzutheilen, den ich über einen Band Novellen einer Dame, die zum ersten Mal als Schriftstellerin auftritt, gemacht habe. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht bloß grob sein kann, sondern auch

galant, wenn es nöthig ist. Das Buch ist aber wirklich vor-
trefflich, und ich empfehle es Ihnen. Es that mir leid, Ihnen
mein Exemplar nicht mittheilen zu können, ich mußte es so-
gleich zurückschicken. Ich werde mir heute Abend das Jour-
nal wieder ausbitten."

Ein anderes. „Mein Appetit ist herrlich, ich bleibe vor
jeder Boutique de comestibles wie angewurzelt stehen; so
habe ich heute eine Viertelstunde lang vor Chevet's Thüre
geschmaust und mir den Magen verdorben. Ihn wieder her-
zustellen, muß ich wenigstens drei Tage fasten, und da mir
dieses an Ihrem Sybariten-Tische zu schwer fiel, wie ich
neulich erfahren, kann ich Sonntag nicht zum Essen kommen, so
gerne ich auch möchte. Aber nach Tische will ich mich einfinden
und meine fünfzigjährige Liebenswürdigkeit mitbringen. Ich
küsse Ihnen die Hand.... Auf Sonntag aber will ich mich
rüsten."

Nach Hamburg richtete Börne den 18. November 1835
diese Zeilen: „Lieber Freund! Ich bitte Sie, dem edlen
Conditor der, wie ich erfahren, bekannt gemacht, er nähme
von Juden eben so gut als von Christen Bestellungen auf
Torten an, meine Verehrung und Bewunderung zu bezeigen.
Doch ist es nicht die einzige Ursache, weswegen ich Ihnen
schreibe, auch will ich kein Rauchsfleisch haben, sondern eine
andere Gefälligkeit. Vom nächsten Januar an werde ich hier
eine französische Zeitschrift in monatlichen Hefen heraus-
geben. Sie ist hauptsächlich bestimmt, die Franzosen mit
der deutschen Literatur und dem deutschen Leben bekannt zu
machen. Eigentliche Politik bleibt ausgeschlossen. Aber
Dummheiten anderer Art sollen darin mit dem Geiste und
dem Feuer eines Meidinger besprochen werden, z. B. die
Judenverfolgungen, wie sie neulich in Hamburg vorfielen,
u. s. w. Ich lasse die Monatschrift auf meine eigenen Kosten
drucken, mit Buchhändlern werde ich in keine Verbindung
treten. Meine Freunde in verschiedenen Gegenden werden
mir, wie ich hoffe, zu Sammlung von Abonnenten behülflich
sein. Darf ich auf Sie auch rechnen? In diesem Falle er-
suche ich Sie, in dem Kreise Ihrer Bekannten eine Subscrip-
tionsliste, welche anliegende Notiz abschriftlich an ihrer Spitz

trägt, circuliren zu lassen. Wenn Sie eine gewisse Zahl beisammen haben, bitte ich Sie die Abonnementsgelder zu sammeln und mir hieher anzuweisen. Die erscheinenden Hefte werden Ihnen oder einer andern von Ihnen bestimmten Person zugeschickt und von dieser unter die Abonnenten vertheilt. Ich wünschte von dem Erfolg Ihrer Bemühungen so bald als möglich unterrichtet zu sein, damit ich bestimmen kann, wie stark die Auflage gemacht werden muß. — Ferner bitte ich Sie, sich doch im Stillen umzuhören, ob sich nicht in Hamburg eine Person finde, die mir zum Correspondenten dienen könne, jemand, der mit Geist und Witz das dortige Leben zu schildern versteht. Im Vertrauen; halten Sie*** dazu fähig? Sie wissen, die Pariser wollen amüsirt sein. Es liegt ihnen nichts an der Sache, sondern an der Art, wie es dargestellt wird. Es liegt ihnen z. B. wenig daran, ob die Hamburger Juden Prügel bekommen, denn sie haben mit den Prügeln zu thun, die sie selbst bekommen, es kommt ihnen nur darauf an, wie die Sache erzählt wird. Gibt es nun solche Leute in Hamburg, die Banko-Witz haben und die mir interessante Berichte für mein Journal liefern können? Ich würde sie gut bezahlen. Es brauchte kein Schriftsteller von Profession zu sein. Ein gebildeter Mann, ein geistreiches Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen sind oft viel geeigneter zu solchen Arbeiten. Dies ist es, lieber Freund, was ich von Ihrer Gefälligkeit erwarte, übrigens bin ich zu jedem Gegendienste alle Zeit bereit. Wenn Sie z. B. einmal Lust haben, in der Alsterhalle Kuchen zu essen, will ich Ihnen meinen Tausschein dazu leihen.“ Letzteres eine Anspielung auf die Verweisung der Juden aus der Hamburger Alsterhalle.

An August Lewald in Stuttgart: „Auteuil bei Paris den 25. April 1836. Die Brodhag'sche Buchhandlung hat mir Lenau's Faust geschickt. Ich ersuche Sie, denselben für mich zu danken, aber zugleich den Herren zu bemerken, sie möchten mir doch künftig keine Bücher durch die Post schicken. Ich habe 4½ Franken Porto für den Faust zahlen müssen, wahrscheinlich beträgt der Ladenpreis des Werkes nicht mehr. Solche Zusendungen pflegt man nur durch Fuhre zu machen.

Auch durch die Buchhändler — — kann ich nichts annehmen, die prellen ganz infam. Für ein kleines Packet Bücher, das mir Brodhag geschickt, ließ mich der Spitzbube *** 9 Franken Porto bezahlen. Ich möchte wissen, ob der Artikel Börne und der Patriotismus von Menzel nur mir so abgeschmackt vorkommt, weil er gegen mich gerichtet ist, oder ob er wirklich dumm ist? Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Der Teufel ist ja in die ehemaligen liberalen Schriftsteller gefahren, und zwar ein recht langweiliger. Wenn ich aufhöre mir selbst zu gefallen, und davon bin ich gar nicht weit mehr entfernt, gefällt mir auch nicht ein Schriftsteller mehr. Heine, der mich früher zuweilen entzückt hat, ennüjirt mich schrecklich. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir gelegentlich Ihr Gemälde von München und ein paar Hefte Europa schickten. Lenau wünscht, ich möchte seinen Faust in der Balance kritisiren, das kann ich aber nicht. Erstens werde ich wahrscheinlich die Balance nach Erscheinung des dritten Heftes wieder aufgeben. Ich bin darin in meinem Ideengang zu sehr gestört. Hundert Dinge kann man im Französischen gar nicht sagen. Dann möchte ich bei Gelegenheit des Lenauischen Faust auch vom alten Goethe'schen sprechen, gegen welchen letztern ich Vieles einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Ich will lieber den Lenau in einem deutschen Artikel besprechen. Ich grüße Sie herzlich Ihr ergebenster L. Börne."

An denselben: „Auteuil, den 5. Juni 1836. Verehrter Herr! Zum Tod hat mich Ihr Brief erschreckt, den ich zu beantworten eile. Denkt denn Herr *** daß ich solch ein niederträchtiger Mensch wäre, mich der Censur zu unterwerfen? Er könnte mir sein ganzes Vermögen für meine Werke geben, unter solchen Bedingungen verkaufe ich sie ihm nicht. Er soll also gar nicht mehr an die Sache denken. Ich bitte Sie zu meiner Beruhigung mir gleich zu antworten, und mich zu versichern, daß Herr — — durchaus keinen Schritt mache, der mich beschimpfen würde. Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeigen, mit

dem größten Vergnügen mittheilen, aber ich schreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu sagen, Lenau's Faust hält die Kritik nicht aus. Bei meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen, ihn mehr zu tadeln als zu loben. Sie haben ja mit Ihrer Europa merkwürdiges Glück. Sie können die fünf angesehensten Pariser literarischen Journale zusammenrechnen und sie haben alle zusammen gewiß nicht so viel Abonnenten als Ihre Europa. Die Generosität der deutschen Buchhändler ist mir hinlänglich bekannt. Vor einigen Jahren bestürmte mich ***, ich möchte doch mitarbeiten, bot mir 30 Thaler für den Bogen und bat mich um Gotteswillen, ich möchte es ja keinem sagen, es würde alle deutschen Schriftsteller in Aufruhr bringen. Ein anderes Mal, zu einer Zeit, da ich der Politik so überdrüssig war, wie ich es jetzt wieder bin, bot ich einem Leipziger Buchhändler eine literarisch-ästhetische Monatschrift an, die ich redigiren wollte. Sein Anerbieten war bis zu 1500 Exemplaren Absatz 20 Thaler für den Bogen, und weiter 25 Thaler. Ist das nicht eine merkwürdige offenherzige Presserei? Als wenn man nicht berechnen könnte, daß dem Verfasser bei 1500 Exemplaren Absatz mehr als 20 Thaler für den Bogen gebührt. Ich begreife nicht, wie sie das hier machen. Es ist bestimmt nicht ein literarisches Blatt in Paris, das so viel Abonnenten hat als Ihre Europa; das gelesenste, die Revue des deux Mondes, hat noch lange keine 1000. Und doch wird von diesem Journale dem allergewöhnlichsten Schriftsteller, der seine Arbeiten hineinbettelt, 150 Francs für den Bogen bezahlt*), den angesehenern 300 Francs, den vom ersten Range noch weit mehr. Ich habe nie an hiesigen Monatschriften gearbeitet, und werde es auch nie, weil die Rücksichten der Kameraderie, die man hier nehmen muß, mir eben so verhaßt sind, als die Polizeicensur. Nur im Reformateur schrieb ich einige Male. Als ich anfang, kannten mich die Redacteurs noch gar nicht, sie hatten mich auf die Empfehlung eines Deutschen engagirt;

*) Kommt wol besonders daher, weil 1) diese Revue fast von den meisten Ministerien, ihrer politischen Uebersichten wegen, bezahlt wurde, und 2) weil die materielle Manipulation am deutschen Buchhandel kostspieliger ist, als am französischen.

und doch gaben sie unaufgefordert 240 Francs für den Bogen. Nachdem der erste Artikel von mir erschienen war, und sie sahen, daß er großes Aufsehen gemacht, sagten sie mir von freien Stücken, mir gebühre eine bessere Bezahlung, und ich solle fordern, was ich wollte. Aber ich schämte mich Eigennutz zu zeigen, weil das Blatt arm war, sämtliche Mitarbeiter unentgeltlich aus Eifer für ihre Grundsätze schrieben, und der Redacteur selbst, der edle Raspail, der mit dem Blatt jede Nacht bis drei Uhr beschäftigt war, nur 300 Francs monatlich nahm. Wie viel bekommen Sie für die Redaction der Europa? Sie brauchen es mir nicht zu sagen, ich kann es ohngefähr errathen. Wenn Sie hier ein Blatt redigiren, das Sie in so kurzer Zeit auf 2300 Exemplare gebracht, würden Sie monatlich 1000 Francs für die Redaction bekommen. Ich will mich von keinem deutschen Buchhändler mehr pressen lassen. Ich bitte Sie noch einmal, wenn Sie mich nur ein bißchen lieb haben und achten, den *** abzuhalten, daß er einen Schritt thue, der mich mehr als je etwas schmerzen würde. Wenn Sie mich lebend vom Galgen abschneiden, könnten Sie mir keinen größern Dienst erzeigen. Herzlich der Ihrige Börne."

Mit der Brodhag'schen Buchhandlung correspondirte Börne wegen einer neuen Ausgabe seiner Schriften, die nach seinem Tode dort auch erschienen ist. „Paris den 15. December 1836. An die Brodhag'sche Buchhandlung. Es kann leicht sein, daß Sie Recht haben, und daß der betreffende Punkt in meinem Vertrage mit Campe zweideutig ist. Es war aber in meinen mündlichen Unterhandlungen mit Campe (ich war damals selbst in Hamburg) bestimmt festgesetzt worden, daß nach Verlauf von fünf Jahren der Rest der Exemplare nicht verkauft werden dürfe. Indessen glaube ich, daß diese Concurrnz der neuen Auflage nicht vom geringsten Nachtheile sein werde, sobald sie verändert und wohlfeiler erscheint. Die neue Auflage wird sich von der alten dadurch unterscheiden, daß Artikel, welche die frühere nicht enthielt, darin aufgenommen werden. Erstens solche, die damals noch nicht erschienen waren; dann solche, die ich zufällig nicht hatte, als ich meine zerstreuten Aufsätze sammelte. Ich werde Ihnen zu seiner Zeit diese Artikel be-

zeichnen, und Sie werden dann auf dem Geschäftswege diese leicht herbeischaffen können. Was die Revision der alten Artikel betrifft, so verstehe ich mich zwar dazu, wegzulassen was ich in literarischer Beziehung unnütz finde. Aber Ihr Ausdruck: „was einen bedeutenden Anstoß finden könnte“ zu unterdrücken, scheint anzudeuten, daß Sie darunter Mißfälliges in politischer Beziehung verstehen. Gegen diese Zumuthung muß ich feierlich protestiren. Ich werde dergleichen nicht auslassen, auch nicht ein einziges Wort, und ich würde in unserm Vertrage es zur strengsten Bedingung machen, daß Sie daran nicht rühren dürfen. Zu den neuen (das heißt ungebrachten) Artikeln, die ich etwa hinzufüge, würde ich aber nur solche Gegenstände wählen, die jede Verdrießlichkeit entfernt hielten.“

Börne war sehr gastfreundlich, oft aber sagte er: „Und wäre ich Millionen reich, ich würde kein solcher Narr sein und große Essen geben. Desters aber ein paar Freunde zu Tisch.“ In Paris war bekanntlich die Zubringlichkeit manches Deutschen, der sich wegen seiner Grundsätze etwas herausnahm, groß genug. Wenn sich einer von diesen selbst zu Tische einlud, konnte Börne verstimmt werden. „Bei Tisch ist meine liebste Zeit, wo ich nicht gern mit Jedem schwatze. Es ist mir gerade, als sollt' ich mich den Leuten nackt zeigen. Seel' und Leib ist bei mir in dem Punkt einerlei.“ — Besorgniß vor Spionen fehlte dabei ebenfalls nicht. Er schrieb: „... Ihr meint, ein Spion das sei immer ein verrufener Mensch, ein armer Teufel, ein der Polizei gehöriger, Leute, die täglich für's Spioniren bezahlt werden; dem ist nicht so. Versteht sich, daß es auch solche giebt. Aber die gefährlichere und größere Zahl sind die, die man mit ihrem Ehrgeize, mit ihrer Eitelkeit ködert, Beförderung — in allen Fächern. Es dienen oft Leute und werden gebraucht, ohne daß sie es selbst recht wissen, wie sie gebraucht werden zu schlechten Zwecken.“ — So unbefangen und harmlos er sonst im Leben war, so vorsichtig und argwöhnisch war er in diesem Punkte, und daß es irgend jemanden gelingen könnte, ihn, ihm unbewußt, zu benutzen, zu überlisten. So vermied er auch allen Umgang mit Diplomaten und war über alle Vorstellung vorsichtig,

jemanden auch seiner Seite etwa durch Briefe zu compromittiren.

Bis zu seinen letzten Augenblicken schwärmte er für alles Neue in der Industrie und Wissenschaft, für Eisenbahnen, Dampfschiffe, Homöopathie, Wasserkuren u. s. w.. „Welch ein Glück für die Menschheit,“ sagte er, „wenn es keine Kranke und keine schweren Arbeiten mehr giebt.“

Er hatte (1836) Mignet's Rede über Sieyès gelesen und äußerte: „Mignet ist nicht eingedrungen in eine tiefere Charakterschilderung von Sieyès. Das hätte ich anders und besser machen können. Er hätte zeigen und beweisen müssen, wie ein Mann, wie Sieyès, gar keinen Charakter gehabt haben kann.“ Ein andermal bemerkte er: „Die Revolution von 89 ist mit der von 1830 geschlossen. Der dritte Stand hat Alles erreicht. Dieser ist jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese will er Alles für sich behalten! Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen.“ Von Guizot bemerkte er: „Er macht Frankreich unglücklich. Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann, aber er ist ein Pedant und hat ganz falsche Ansichten. Thiers ist mir weit lieber, obschon er schlechter, aber eben weil er beweglicher, nicht verstockt ist.“

Als sich einmal (1836) Besuch entfernt hatte, sagte Börne: „Ja, das ist wahr, unsere lieben Landsleute sind manchmal sehr langweilig, und das ist ein Franzose nie oder selten; aber auf die Dauer gehe ich doch lieber mit Deutschen als mit Franzosen um. Ein Franzose ist wie eine Blume in einem Glas Wasser, ein Deutscher wie eine Pflanze, die in der Erde wurzelt. Ist ein Deutscher auch langweilig, so kann doch immer während dem Sprechen etwas Unerwartetes, Überraschendes Neues kommen. Das liegt in der Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes, der Anschauung, der Charaktere, auch der Sprache. Aber die Franzosen sind alle über einen Leisten, alles eine Form, es spricht einer wie der andere. Viel liegt auch in ihrer Sprache. Ich weiß schon am Anfang das Ende, und das ermüdet.“

Noch kurz vor seinem Tode las er die (sehr zweifelhaft echten) Memoiren der Marquise von Crequi und bemerkte:

„Daß Ludwig XIV. nicht verrückt geworden, ein zweiter Nebukadnezar, ist mir der größte Beweis, daß er ein großer Geist war. Die Anbetung im Orient ist nichts, da werfen sich die Menschen vor ihren Herrschern nieder, wie vor einem wilden Thier. Aber bei Ludwig XIV. war es wirkliche Verehrung, Anbetung, Glauben. Ich weiß nicht, ich mochte ihn immer leiden, er war so schlimm nicht, und immer noch der Beste, auch an Sitten, an seinem Hofe.“

Einige Wochen vor seinem Hinscheiden im Zimmer auf- und abgehend, war er im Gespräche begriffen. Es war zehn Uhr Abends. Plötzlich hielt er den Kopf mit beiden Händen: „Der Kopf ist mir so voll, ich weiß nicht, wo ich mit all' den Gedanken hin soll. Ich hätte noch so viel, so viel zu sagen, — über Leben, Philosophie, Kunst, Wissenschaft — so Vieles! Eigentlich habe ich noch gar nichts geschrieben, dieser unselige politische Zustand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen!“

Sein wahrscheinlich letzter Brief, den er am 1. Januar 1837 schrieb, lautete: „Meine lieben Freundinnen! Ich bin schon vierzehn Tage krank und sophalägerlich, doch eigentlich nur acht Tage; denn da ich Nachts im Bette liege und schlafe, bin ich in dieser Zeit sehr gesund. Nur das ertrage ich schwer, daß ich heute nicht zu Ihnen kommen kann, um Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie ein Jahr älter geworden. Ich kann es nur schriftlich thun. Auch Herrn *** und *** meine besten Wünsche. Herr *** kam gestern Abend noch vor mein Bett, weckte mich auf und erzählte mir von Lady Stanhope, Karl dem Großen und Dr. ***, was mich Alles sehr amüsirte. Die beiden Bonbonnièren voll der herrlichsten Chocoladebonbons sind für Madame L. Da ich nicht weiß, ob Madame B. sie liebt, habe ich nicht gewagt, ihr welche anzubieten. Für wen die Spielzeuge bestimmt sind, werden Sie leicht errathen. Der Schmetterlingskäfig kommt von Madame S. Ich hatte statt der Orangehändlerin früher einen schönen Marquis ausgewählt, aber Madame S. rieth mir davon ab und bemerkte, ich könne ja nicht wissen, ob Sie nicht schon andere Absichten mit Ihrer Tochter hätten. Noch

einmal meine herzlichsten Grüße an Alle. Paris, den 1. Januar 1837. Ihr Börne."

Mit dem Beginne des Jahres 1837 verschlimmerte sich Börne's Körperzustand so sehr, daß er seinen medicinischen Experimenten, den Kaltwaschungen und dergleichen, entsagen mußte. Dr. Sichel aus Frankfurt und mit ihm, ganz zuletzt, Dr. Hörle behandelten ihn, als es schon zu spät war. Die Grippe, die damals in Paris herrschte, gab den ersten Anstoß zu einem Leiden, das sich jetzt als unheilbare Brustkrankheit, Schwindsucht, ausbildete. Börne hatte die vollkommenste Gewißheit seines nahen Todes und erwartete ihn mit einer Ruhe, die eines Philosophen würdig war. Herzen, die ihm so nahe standen, nun betrüben zu müssen und nicht mehr trösten zu können, das that ihm am meisten weh. Doch behielt er die Heiterkeit seines Geistes bis zur letzten Stunde. Als ihn der Arzt fragte: Was haben Sie für einen Geschmack? scherzte er und sagte: Gar keinen, wie die deutsche Literatur. Wo bleiben denn die Jungen? hatte er noch einige Tage vor seinem Tode gefragt. Er verstand darunter seine jüngeren Freunde, die ihn sonst zu besuchen pflegten. Einige Tage vor seinem Tode sagte er: „Ich nehme keine Digitalis. Ich weiß doch, daß ich sterbe; diesmal erhole ich mich nicht wieder. Digitalis erschwert den Tod.“ Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umstanden ihn seine nächsten Umgebungen mit thränendem Auge. Ein Lichtschirm fiel um. Zu seiner Freundin, Frau Wohl-Strauß, sagte er mit einem langen liebevollen Schmerzensblick: „Sie haben mir viel Freude gemacht! Nachmittags drei Uhr sagte er: „Machen Sie die Vorhänge auf!“ Ich möchte gern die Sonne sehen.“ Man öffnete die Vorhänge, er setzte sich im Bette aufrecht. Dann wollte er Blumen haben. Man reichte ihm einen Strauß. Musik wollte er hören. Es war nur möglich, ihn eine Geiser Spielflöse hören zu lassen. Er hörte sinnend zu. Nur zwei Tage lag er im Bett. Abends um neun Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte sich leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung

über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne todt.

Die Nachricht verbreitete Trauer unter allen, die seine Freunde, sogar Bestürzung unter denen, die seine Feinde waren. Man kam und sah den Todten, sah, wie der Heimgang in's Jenseits sein Antlitz verklärt und jeden Schmerzszug aus ihm verwischt hatte. Man verabredete eine Leichenfeier, die des Verstorbenen würdig war, einfach und doch von Liebe und Verehrung zeugend. Ein Trauerzug von mehr als hundert Deutschen geleitete den Sarg von der Rue Lafitte über den größten Theil der Boulevards langsam nach dem Gottesacker des Père Lachaise. (Siehe Blätter für literarische Unterhaltung 1837. No. 69.) Hier angelangt, trugen die nächsten Freunde des Geschiedenen den Sarg zur Ruhestätte. Feierliche Stille, ein unbeschreiblicher Ernst bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle des Vollendeten aufnahm. Venedey und Berly, jener ein Flüchtling, dieser ein in Frankreich etablierter Kaufmann aus Frankfurt, Sohn des oben erwähnten Berly, sprachen einige ergreifende deutsche Worte. Dann trat Raspail, der Gelehrte, der unerschütterliche Republikaner, vor und sprach französisch: „Ich glaubte nur Thränen auf dieses Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundschaft, welche über der unbelebten Hülle unseres großen Schriftstellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in diesem Augenblick einer so traurigen Feier hat die Freundschaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beispiele folgen, indem Sie mir Ihre Nachsicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu so großem Schmerz vorbereitet. — Meine Herren, ich habe die Hälfte unseres Philosophen, die diese Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieses Mißgeschick zu meinen unglücklichen Ereignissen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Erz gegraben, die der Erinnerung des Herzens der Völker anvertraut ist, welche seine Feder getröstet hat, o! was diese unzerstörbare Hälfte betrifft, so habe auch ich sie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten,

sie zu lieben; und ich kann mit Ihnen sagen, ich habe nicht Alles verloren. — Nicht, meine Herren, daß ich die Ummassung hätte, Ihnen den Charakter, das Genie Börne's zu enthüllen, Ihnen die magische Kunst dieses Stylls zu analysiren, welche ihn zum populärsten Schriftsteller Deutschlands gemacht hat; die Macht dieses tiefen Gedankens abzuwägen, eines Gedankens, der unter dem tiefen Schleier der glücklichsten Einfachheit so viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutschland an seinem Busen erwärmt. Bei der ersten Zusammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich diese letzte Pflicht erfüllen zu lassen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die so süß zum Ohre und zum Herzen tönt. Leset, leset! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Misanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutschland in fünfzehn Bändchen gesammelt hat, anscheinend eine umfassende Sammlung und doch zu kurz für den Leser. Wie manche nächtliche Lampe des im Lesen dieser Sammlung Vertieften erlosch erst beim Beginn des Tages! Wiederholt uns eine jener Allegorieen, womit Börne mit jedem Federzug eine Wurzel des werdenden Despotismus abschneidet, wiederholt uns, zumal an diesem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tausend Saiten, wo Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das sie zu vergessen schien; bewundernswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Palästen, wie in der Hütte findet; denn sie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menschen gestatten wird, als die der guten Menschen untereinander, die sich gegenseitig hienieden unterstützen. Aber, meine Herren, auch ohne ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu lesen und zu begreifen, und ich besitze ihn eben so gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er that Wunder; er wurde in Frankreich, wie in seinem Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersezt; und seit seinem De-

but hatte er in der ersten Reihe unserer Original-Schriftsteller Platz genommen. Mißgönnen Sie mir nicht ein Gefühl, das aus Dankbarkeit sowol, wie aus Eigenliebe fließt, es war in dem Reformateur, wo sich Börne als französischer Schriftsteller zeigte. Hätte ich gehnt, in ihrer Mitte das Wort zu nehmen, ich würde jene kostbaren Fragmente mit mir hieher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer verdoppelt. In seinem Style fand man Béranger und Paul Louis Courier vereinigt; aber sein Gedanke war zehn Jahre jünger; und zehn Jahre sind in der Revolution, in der Feder von uns begriffen ist, ein Jahrhundert des Fortschritts. Sie haben bemerken müssen, daß seine Feder im Französischen diesen unbeschreiblichen Zauber bewahrt hatte, der sich in geistreicher, oft sarkastischer Weise angekündigt und mit einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühl endet, gleich jenen ausländischen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geschmack beginnen und sich in Wohlgeruch auflösen. Börne, Israelite von Geburt, war in seinen Schriften meiner, unserer Religion, der Religion der guten Menschen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit, die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker untereinander schien ihm ein Verbrechen, einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in seinen Augen der Geselligkeit keine Grenzen in schwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er sah den Koloß des Fortschrittes beide Ufer des Flusses, der zwischen Frankreich und Deutschland fließt, überschreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Versöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß sie einem Geschlecht angehören und daß sie denselben Pflichten unterworfen sind. Und er sagte das Alles, ohne sich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gastfreundschaft Ihnen nur unter stets beunruhigenden Bedingungen gewährt ist und wo die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, dessen äußersten Saum zu lüften Ihnen nicht gestattet ist, wenn Sie sich nicht einem Sturm

aussehen wollen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten so vieler Hindernisse zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre so kleiner Geister in gehöriger Weise zu besprechen. Dieses Talent hat Börne in Frankreich zur höchsten Stufe der Vollendung getragen. In diesem durchsichtigen und ärmlichen Körper, der sich über die Erde wie über ein Vaterland schleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfte; dieser Körper gehörte einem in sein Schicksal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und bescheidenen Schriftsteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung, und der sich den unglücklichsten Verhältnissen weihete; das Emblem der Tugend, die sein Talent ausmachte, malte sich in diesem unter Leiden lachenden Antlitz, in diesem satyrischen Ausdruck, den ein von der ausgefuchtesten Sensibilität entlehnter Blick belebte. Doch Ihre Literatur wird alle diese Dinge besser zu sagen wissen, als ich, und ich werde mich nicht so weit vergessen, das Gemälde vervollständigen zu wollen. Frankreich, in dessen Namen ich leider allein sprechen muß und das meinen Worten nicht widersprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren lassen, die bei uns immer spät kommt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne ist weniger bei uns bekannt gewesen, weil man, um bei uns von sich reden zu machen, Genossen haben muß und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod versöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf und unsere Literatur wird, so hoff' ich, eine ihrer schönsten Kronen auf dieses Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen schmücken wird, mit denen sie stets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen so freigebig ist. Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, so grüß' ich Dich, o Börne, nicht in dieser Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, sondern in jenen lichten Räumen, wo unzählige Welten in unerforschter Harmonie über dieser kleinen Erde rollen, die wir unser Universum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkstatt der In-

telligenz, wohin Deine Seele emporstieg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängst jetzt unsere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, sondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigst jetzt Deine Schriften mit demselben Auge, mit welchem wir sie stets gewürdigt haben, Du hast Deine Bescheidenheit mit in's Grab gegeben, indem Du selbst in die Heimath der Wahrheit übertrast. Mögest Du selig sein, o Börne! mögest Du Dich selbst erkennen! Und wenn zwischen den Todten und Ueberlebenden ein Gesetz geistiger Mittheilung von den Regionen herab, wo Du wandelst, besteht, so sende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener trostreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offenen Buche liesest, für die Zukunft, die uns verborgen ist. Inmitten des Schauspiels so vieler systematischen Verderbniß, so vieler treulosen Freundschaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieser Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir Dir noch nicht gefolgt sind nach Oben!"

Börne's Leiche wurde am 15. Februar 1837 beigesezt in drei Särgen, zwei eichenen und einem bleiernen, letzterer (soudé, verkittet,) zwischen den andern, in einem vier Metres enthaltenden Raum (genannt caveau).

Der Platz war als der damals best aufzufindende provisorisch genommen — wie auf dem Père Lachaise üblich bei Gräbern, die ein Denkmal erwarten.

David d'Angers hatte aus Verehrung für Börne sich zur Ausführung des Denkmals erboten. Am 5. November 1842 wurde die Versetzung des Sarges aus der provisorischen Stelle nach dem Platze vorgenommen, wo sich jetzt Grab und Denkmal befinden.

Der Bildhauer David gedachte Anfangs einen Marmor-sarg zu formen, an dessen oberm Ende eine Pyramide mit Börne's Bildniß stünde. Ein Versuch, für die Errichtung eines solchen Monuments Börne's Freunde zu Theilnehmern zu machen, scheiterte Anfangs noch an der Furcht der Meisten, sich als Freunde Börne's offen zu bekennen. Nahe Freunde, namentlich in Frankfurt, trifft in dieser Rücksicht der Vorwurf schmählcher Feigheit. An-

sangs begnügte sich die Familie, in deren Schooß Börne sein Leben aushauchte, den Hügel, der seine sterblichen Reste bedeckte, mit Blumen und einem Kreuze zu bezeichnen. Der Sturm, der die Höhen des Père Lachaise oft bestreicht, soll dieses Friedenszeichen eines Tages entführt haben. Die Einen werden sagen, daß das Kreuz dem nicht gehörte, der in seinem Unmuth einmal erklärt hatte, ihn reute das Geld, das ihn seine Taufe gekostet. Die Andern werden sagen: Es war ein unpassendes Symbol für einen Denker, dessen religiöses Glaubensbekenntniß über alle positiven Formen hinübergriff. Nein, wir wollen denken, daß jenes umgeworfene Kreuz keine Mahnung für Börne, sondern für uns sein sollte. Der Sturm wollte sich in Erinnerung bringen. Er wollte Blumen und Zeichen des Friedens von einem Grabe wehen, das uns nicht zur Klage, sondern zur That auffordert. Nicht mit Thränen will Börne seinen Hügel benetzt sehen, sondern aus dem Sturme ruft er uns zu, wach zu bleiben. Eine eiserne Lanze sollte man in dies Grab stecken und zwei freischwebende metallene Schilde daran aufhängen. Einig vom Spiel der Winde bewegt, würde ihr Ton das redendste Denkmal eines Grabes sein, um welches kein Schweigen herrschen darf.

Ein späterer Bericht über das Denkmal lautete: „Börne's Grabdenkmal auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, mit dessen Entwurf der berühmte Bildhauer David beschäftigt war, ist nun vollendet und daselbst errichtet, in der Nähe der Gräber von B. Constant, Foy und Manuel: eine gebührende Gesellschaft des tapfern deutschen Freiheitskämpfers, dessen Asche hier in fremder Erde liegt. Das Monument hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide von ausgezeichnet schönem an der Küste der Bretagne gebrochenen polirten Granit, und ruht auf einem Unterbau von gelbem Sandstein, der sich auf zwei Stufen erhebt. Das Ganze, vom Erdboden bis an den Gipfel der Pyramide, mißt an zehn Pariser Fuß. Am obern Ende der Pyramide befindet sich in einer runden ausgehöhlten Vertiefung Börne's Büste von David modellirt, von Richard und Eck gegossen und in antiker Weise an Schultern und Brust glatt abgeschnitten. Der Charakter des David'schen Modells spricht sich in Bronze trefflich aus. Zwar

ist es nicht der genau individualisirte Kopf, der unserer Erinnerung vorschwebt und als Mann, genial und unschuldig, wie ein Kind, in's Leben hinein sah, aber dort spricht das mehr idealisirte als ähnliche Gesicht, in dem ein sanft gemilderter Ernst und wie eine stillpoetische Wehmuth über das verkehrte Treiben der närrischen Menschen ausgedrückt ist. Zweckmäßig ist die Büste in einer Vertiefung angebracht und so gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung mehr geschützt, als viele andere Kunstwerke, die hier unter dem ungrichischen Pariser Himmel einen schlimmen Stand haben. Unterhalb der Büste, ungefähr in der Mitte der Pyramide, ist die einfache Inschrift mit Börne's Namen und Daten seiner Geburt und seines Todes. Den untern Theil der Pyramide schmückt ein Bronze-Relief in allegorischen Figuren, Frankreich und Deutschland vorstellend, deren Hände durch die Freiheitsgöttin zusammengegeben werden. Gewiß ist die Idee dieses ebenfalls in der Gießerei der oben genannten Herrn Richard und Eck besorgten Reliefs sehr glücklich zu nennen und vollkommen an ihrem Platze auf dem Grabdenkmal eines Schriftstellers, durch dessen Werke diese Idee als Haupt- und Grundgedanke durchgeht, nur hätte sie meines Erachtens in der Darstellung schöner und energischer ausgesprochen werden können. Die schmalen Seiten zeigen in den Zwischenräumen zwischen den Figuren und der Füllung Gestelle mit Waffen und Trophäen, und am Fuß derselben liest man auf jeder Seite den Namen von vier berühmten Autoren französischer und deutscher Nation. Links: Voltaire. J. J. Rousseau, Lamennais, Beranger; rechts: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. In dem Unterbau ist das Gewölbe aufgemauert, wo Börne's Sarg aus der provisorischen Grabstätte, die nach hier üblichem Gebrauche für ihn ausgesucht war, nächstens beigesetzt werden soll. Das Ganze bildet eine ernste, schmucklose Masse, eines so einfachen und bescheidenen Mannes, wie Börne war, nicht unwürdig. Als Monument behauptet es ehrenvoll seinen Platz neben grandiosen Denkmalen, und zeichnet sich durch Simplicität sehr vortheilhaft aus vor vielen prunkvollen Mausoleen, deren Ziererei und Schnörkel in diesen groß-

styligen Umgebungen • wenig wohlthun. Der freie Platz um das Denkmal bietet eine schöne Aussicht auf Paris und einen großen Theil des längs eines Hügels sich hinstreckenden malerischen Todtensfeldes, auf welchem eine reiche Saat der Auferstehung entgegen reift, und welches einem Lustgarten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten gleicht."

Börne war klein und hager von Gestalt. Seine Haltung war nachlässig. Gern hielt er die Hand auf den Rücken gelehnt. Seine Gesichtsfarbe war bleich. Stark und dicht war das dunkelbraune Haar, das Auge hellglänzend. Ein starker Bart bedeckte die eingefallenen Wangen. Das in Lithographien und Stahlstichen verbreitete Gemälde des Malers Dppenheim wird als ähnlich gerühmt. David arbeitete ein Medaillon, das dem Gemälde an Ähnlichkeit nicht gleichkommen soll.

Ein Freund des Verstorbenen schreibt mir von ihm: „Börne war von kräftigem, aber zartem Körperbau. Seine Stimme war angenehm wohlklingend, mehr hoch als tief und nicht stark. Sein Auge dunkel und feurig; sein Gesicht regelmäßig geformt. An seinem feinen und schönen Munde erkannte ein Physiognomiker leicht die Kraft seiner Ironie. Spuren des Tabacks entstellten zuweilen die gewählte, saubere Wäsche. Außerlich von einer ruhigen Gemüthsart, erschien er auch selbst dann ruhig, wenn es heftig in der Brust kochte. Die Ruhe war seine philosophische Art, nicht anerzogen oder erlernt. Außer sich konnte ihn nur die Nähe langweiliger Menschen bringen. Er war sehr mäßig, aß wenig, trank nie Wein. Auf Kleinigkeiten verbrauchte er viel Geld. Wenn er an einem Laden vorbeiging und es gefiel ihm etwas, so kaufte er es, selbst wenn es Spielereien waren, die er verschenkte. Er hatte oft die Taschen voll Naschwerk, um Frauen und Kinder damit zu füttern. Für seinen Umgang mit Frauen und Kindern machte ihn besonders auch seine unermüdlche, nur zu oft auf die Probe gestellte Geduld fähig, die ihn nur dann verließ, wenn man ihn langweilte. — Als ich Börne kennen lernte, war er sehr hypochondrisch. Zum Theil hatte diese Hypochondrie einen körperlichen Grund. Er

litt, sehr blutreich, an Congestionen nach Kopf und Brust. Zum Theil lag die Hypochondrie damals an dem Triebe, sein Talent durch irgend etwas geltend zu machen, während ihm dafür das rechte Material fehlte, bis sich später das Volksleben an ihn drängte und er sich von den Wogen der Zeitgeschichte treiben ließ; die Sorge um das Allgemeine ließ nun den eigenen Körper vergessen; die Klage um das eigene Unbehagen verhallte im Schmerzruf der Allgemeinheit. Mein eigenes profaisches Verdienst dabei ist dies, daß ich ihm das Rauchen empfahl. Nun blies er seine Grillen in die Tabackswolken und wurde ein so leidenschaftlicher Raucher, daß darüber seine Hypochondrie in Dampf aufging. Durch seine Hämorrhoidalcongestionen hatte Börne mehrmals Anfälle von Bluthusten, welche ihn öfters in Lebensgefahr brachten. Organische Veränderungen in den Lungen fanden dabei nicht statt, und immer glückte es, ihn wieder herzustellen, bis sein Leiden in den letzten Jahren, wo diese Anfälle wegblieben, einen Charakter annahm, der ihm den Tod brachte.“ Noch möchte über Börne's Aeußeres Folgendes von Interesse sein. Es ist von David's Büste die Rede: „Zum Leitstern bei dieser Arbeit hatte der Künstler das Medaillon, wozu ihm Börne im Juni 1836 gesessen, und das von M. Oppenheim gemalte Bildniß Börne's. Eine tiefere Individualisirung und Beseelung war dabei nicht wohl zu erwarten, und wir dürfen uns schon zufrieden geben, daß wenigstens die Aehnlichkeit im Allgemeinen erreicht und herauszukennen ist. Ich möchte den Kopf mehr idealisirt als ähnlich nennen. Das vorstehende, spitz auslaufende Kinn hat nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen; mehr der Wahrheit und Natur getreu ist der feingeschnittene Mund — ein auszeichnender Zug im Gesichte Börne's — welchen, wenn er zu heiterm Gespräch sich öffnete, das Lächeln der Milde und Duldung, des feinen Spotts und gutmüthigen Humors umschwebte. Doch der Ausdruck poetischer Wehmuth, welchen David in seiner Büste als vorherrschenden Zug hervorgehoben, ist mir nur in seltenen, vorübergehenden Momenten an Börne's scharfgezeichneter, streng zusammengefaßter, männlicher Physiognomie aufgefallen, in welcher Festigkeit des Charakters und große Klarheit des

Sinnes als die hervorstechendsten Züge heraustraten. Sein Kopf verrieth beim ersten Anblick nicht den vollen Puls der humoristischen Ader, noch den reichen Brunnen der schönen, sinnigen Laune, die wie ein lebendiger Quell unverstieglich aus den Tiefen dieses wunderbaren Herzens und Geistes aufsprudelte; der Schalk steckte in ihm zu tief, als daß er sich etwa in leichten Zügen auf der Oberfläche des Gesichts hätte zeigen sollen. Vermessen wir auch alle diese feineren Bezüge in der Büste David's, so verdient doch die treffliche fleißige Arbeit lobende Anerkennung." (Blätter für liter. Unterhaltung. 1842. Nr. 238.)

In die voranstehende Erzählung der einfachen Begegnisse, die Börne's Leben bildeten, ist die Beurtheilung seines sittlichen und schriftstellerischen Charakters bereits versflochten. Börne sah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an; denn er behauptete, er wäre dadurch vor dem „Philisterwerden“ geschützt gewesen. Die unbestechliche Reinheit seines Willens, die Uneigennützigkeit seiner Handlungen, seine Wohlthätigkeit und Wahrheitsliebe werden selbst von seinen Feinden eingeräumt. Stellen wir seine sittliche Entwicklung in eine Parallele mit andern Bildungsgängen, die, gänzlich verschieden von ihm, nicht minder ehrenwerthe Charaktere erzielten, so würden wir nachstehende Betrachtungen uns nicht versagen dürfen.

Börne's Gemüthsbildung bekam durch die Unbefangenheit, mit der er sich zur Welt stellen durfte, eine eigene Färbung. Man wird in dem einfachen in diesen Blättern aufgerollten Leben eine harmlose Ruhe und oft eine Glückseligkeit finden, um die man Börne beneiden möchte. Geboren von vermögenden Eltern, bevormundet von einem Vater, der freilich oft zu seiner Qual sein „Bestes“ wollte, der Sorge für die Zukunft durch Aussicht auf künftige Erbschaft überhoben, ohne den Ehrgeiz, in der Gesellschaft oder im Reich der Geister glänzen zu wollen, nahm er das Leben, wie es sich ihm bot, meist unbefangen und unbekümmert um Gegenwart und Zukunft. Erst wenn man ein Leben voller Mühe und Sorge dem Leben Börne's gegenüber hält, wird man aus dem Unterschied den Eindruck ermessen, den Börne's glückliches Schicksal

auf seinen Charakter hinterließ. Er kannte nicht, wie man in Armuth geboren wird, früh einen höhern Beruf in sich fühlt und schon als Knabe durch die Verzweiflung, von den Hülfsmitteln dazu verlassen zu sein, heimgesucht wird. Börne hat dieses Streben eines feurigen, über seine Geburt hinaus ringenden Geistes nicht gekannt. Fremd war ihm der Eifer des Jünglings, sich im Leben eine Stellung zu erwerben, einer Geliebten das Gefühl zu schenken, etwas Bedeutendes in ihre Arme zu schließen, fremd war ihm die verzehrende Gluth nach Auszeichnung und der Zwiespalt, in welchen hier so oft Ehrgeiz und Stolz gerathen. Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verschlingen wird, wenn wir nicht rührig sind, emsig streben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge, unverrückt, wie es kräftige Geister von Natur thun und minder kräftige durch ihr Schicksal zu thun gezwungen sind, da sie anders zu besorgen hätten unterzugehen. Das Bild des Horaz: die dunkle Sorge, die gespenstisch den athemlosen Reiter peitscht, kannte er aus eigener Erfahrung nicht. Nicht Weib, nicht Kind hingen sich an sein Dasein und schrieben seiner Handlungsweise Gesetze vor, die jemandem das Herz abdrücken können, wenn sie dem Gefühl widerstreben und doch von der Nothwendigkeit geboten werden. Nicht einmal als Schriftsteller verfolgte Börne ein Ziel. Er ließ sich vom Leben, von den Ereignissen bestimmen. Er hatte Muße und Bequemlichkeit genug, um sich aus hundert ihm angebotenen Tagen diejenige auszuwählen, die ihm am besten gefiel.

Kann dieser Mangel einer bedeutenden und poetischen Individualität, der Börne's Leben bezeichnet, einen Vorwurf begründen? Nimmermehr. Es ist nur ein Unglück für ihn. Die Menschheit liebt nur die ringenden Geister. Das rastlose Streben des Genius fehlte ihm. Er sah sich freilich dadurch vor vielem Unglück bewahrt. Auch sieht man aus jener Vergleichung, daß ihm in seiner Verfassung Manches leichter werden mußte, als es gemeiniglich Andern wird. Seine Ruhe ist nicht die Frucht eines Sieges, das Resultat einer weisheitsvollen Betrachtung und Ueberwindung seiner Leidenschaften gewesen, sondern eine angeborne Heiterkeit, die

von einer meist glücklichen Lage unterstützt wurde. Seine Harmlosigkeit und Herzensgüte, die wir rühmend anerkannten, war eine mehr negative Tugend, da sie sich ihrer selbst nicht bewußt war und mehr im Unterlassen, als im Handeln offenbarte. „Manche bittere Erfahrung hatte sein Gemüth verstimmt“ — schreibt der Verfasser der oben erwähnten „Erinnerungen an Börne“. Börne's Freundin widersprach dieser Aeußerung und sagte mir: „Nein, sie wisse davon nichts, er wäre immer heiter und ruhig gewesen.“ Ich gestehe, daß ich mich in diese Stimmung Börne's wohl versetzen kann; sie ist mir aber mehr eine Thatsache, als ein besonderer Ruhm. Ein wenig mehr Unruhe, Sorge, Thorheit würde man dem warmen Herzen eines edlen Menschen schon nachgesehen haben. Das Ruhmvolle für Börne liegt darin, daß er seine ja schon von Schleiermacher an dem unreifen Knaben gerügte Indolenz kannte und an die Beurtheilung fremder Persönlichkeiten mit bescheidener Prüfung ging. Meinungen verwarf er mit Entschiedenheit; Menschen zu beurtheilen, schien ihm schon bedenklicher. Er ließ fremde Bildungsproceße mit großer Nachsicht gelten und nahm, wenn er Irrthümer verdamnte, doch nicht selten die Art, wie sie entstanden, in Schutz. Er verwarf die Bestrebungen mancher Convertiten, die von Wien aus für die Restaurationsideen schrieben; aber von dem Bildungsgange derselben sprach er mit einer Mäßigung, die errathen läßt, wie wenig er sein eigenes, vom Zufall bestimmtes, von bürgerlich erträglichem Glück angelächeltes Dasein, ein Dasein behaglicherer Ab- und Anspannung, das nur zuweilen von kleinen Kümmernissen unterbrochen war, für normal halten durfte.

Der nachhaltige Werth der Schriften, die Börne hinterlassen hat, liegt zunächst in ihrer Beziehung zur Zeitgeschichte. Der künftige Geschichtsschreiber unserer Epoche wird sie zwar nicht als Actenstücke brauchen können, um aus ihnen Thatsachen festzustellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten seines Gemäldes; nicht die Melodie, wohl aber die Harmonie seiner Tonsätze. Denn diese Schriften spiegelten nicht immer die ewigen Sterne der Wahrheit ab, sondern oft

auch die Dunstwolken, die sich zwischen den Himmel und die Erde legen. Die Sage, das Gerücht drängte dem Verfasser die Feder in die Hand; oft hatte die Sage wahr gesprochen, oft ist aber auch nur das Urtheil und die Gesinnung, die sie hier hervorrief, wahr, sie selbst wurde berichtigt. So breitet sich in diesen Schriften die ganze gleichzeitige Epoche aus, mit ihren Hoffnungen und Wünschen, mit ihren Schmerzen und Thorheiten, so weit nur ein freies, vom bösen Willen nicht umflortes Auge trug. Zu diesem Quellen-Verth kommt die Natürllichkeit der in diesen Schriften niedergelegten Weltanschauung. Sie sind ein Unterpfand, daß man auch ohne die Weisheit der Hörsäle ein System haben kann. Sie beweisen, daß die beste Philosophie in der Schule des Lebens gelehrt wird. Börne war nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Kathedersprache und dennoch erschraß er vor einer Frage nach dem Höchsten nicht. Fanden die Gelehrteren Gott im Grunde alles Seins, so fand er ihn in der Geschichte; wußten jene das Räthsel des Lebens in eine Formel zu bannen, ihm sprang es aus einer That entgegen. Börne war Naturalist in dem Sinne, wie es Lessing war. Lessing wollte keine Wahrheit, er war zufrieden mit dem Suchen derselben. Börne's Schriften sind ein Stahlbad, in das man, entnervt durch Abstraction und Dachstubenweisheit, nieder-taucht und zu neuer Lebensfrische sich stärkt. Jrgend einer seiner politischen oder ästhetischen Grundsätze mag einer höhern Speculation weichen müssen, aber die Unmittelbarkeit, wie hier selbst das Irrthümlische frisch aus dem Herzen quoll, hat etwas Stärkendes und wird diese Kraft so lange bewahren, als unsere Literatur diese jeweilige Lüftung ihrer Atmosphäre, diesen Anblick einer in Gottes freier Natur gewonnenen, auf dem Felde blühenden subjectiven Ueberzeugung immer noch bedürfen wird. Die geistreiche Form dieser Schriften ist das Salz, das ihnen für alle Zeiten die Frische des Augenblicks sichert. Ergebnisse einer Journalisten-Laufbahn, sind diese kleinen Einzelheiten doch im feinsten ästhetischen Proceß so krystallisirt, daß selbst die winzige Tagesfliege, die gerade im Schöpfungsmoment zwischen die flüssige Masse gerathen war, mit der schönen Gestalt des Ganzen bleiben und noch der

Nachwelt ein Anlaß der Erheiterung sein wird. Das Zufälligste wird hier in seiner an der Luft abgekühlten, sichern Form verharren. Selbst das Unbedeutende blieb ja in Pompeji und Herculanium in seiner zufälligen Form, da das Schicksal es überraschte; so bleibt auch im Reich der Geister jede noch so zufällige Stellung, wenn sie vom Künstler überrascht wird.

Dafür hat Börne mit der größten Gewissenhaftigkeit an seinen Werken gearbeitet. Er warf nie etwas nachlässig auf's Papier, sondern selbst der kleinste Brief trug den Stempel einer, sich auch in seiner winzigen aber festen Handschrift kund gebenden Bedachtsamkeit. Mit den Vorarbeiten zum Niederschreiben war er länger beschäftigt, als mit dem Letztern selbst. Die Gedanken boten sich ihm in bunter, neckender Fülle dar; aber er wählte nur die, denen sich ein schönes Kleid überwerfen ließ. Das Wort mußte bei ihm in züchtiger Schönheit auftreten. Einen wildwuchernden Styl, einen Gedankengang über Stock und Stein haßte er. So trug er das, was er niederschreiben wollte, lange mit sich herum und formte tagelang an einem Satze wenn er ihm nicht gleich die gewünschte schöne Rundung abgewinnen konnte. Es war dies nicht Koketterie, sondern die ihm angeborne Achtung vor dem Werth der Sprache. Er wußte, daß man auch den Gedanken eine reiche stylistische Mitgift geben muß, um sie an den Mann zu bringen. Die schönsten Ideen bleiben sitzen, wenn sie äußerlich arm sind. Börne brauchte oft zu einer kurzen Kritik vierzehn Tage. Um einen Druckbogen zu füllen, rechnete er eine Woche.

Wenn es die Aufgabe unserer Literatur sein sollte, sich in eine encyclopädische Thätigkeit zu zersplittern und nur noch die Thatsachen der Geschichte und des Völlerlebens widerzuspiegeln, dann würde Börne für diese Richtung werden, was Goethe für die schöne Literatur aus rein formellem Gesichtspunkte ist. Aber auch selbst dann, wenn die Literatur sich wieder einer speculativen Begründung ihrer Principien unterordnen sollte, würde Börne seine Stellung als Vertreter des reinsten Ausdrucks unmittelbarer Verstandeswahrheit, eine Stellung von großer supplementarischer Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrscheinlichste ist, wenn die deutsche Lite-

ratur sich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künstlerischer Formenschönheit beschworen werden sollte, selbst dann wird Bórne sich erhalten; denn ob er gleich nicht Dichter war, so wußte er doch die Stoffe der Dichtkunst weise zu sichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweisen, die dem Volke verständlich sind; er vertritt der ästhetischen Selbstgenügsamkeit den Weg und fordert, daß der Dichter sich dem Ideale, nicht das Ideal seiner Eitelkeit opfert. In allen diesen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schicksal unserer Literatur entscheiden, wie es die Musen wollen, hört Bórne's Zusammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften zeichnen unserer Literatur kein Ziel vor; aber sie werden einen Weg bilden, den sie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Wenn wir die vergangenen Zeiten überblicken und im Reich der Geister für Bórne eine Parallele suchen, so finden wir nur einen Namen, der mit ihm passende Vergleichungspunkte darböte, Jonathan Swift. Wunderbar, daß selbst in äußern Lebensverhältnissen eine Aehnlichkeit zwischen Bórne und dem witzigen Dechanten von St. Patrick stattfindet. Beide standen sie zu weiblichen Wesen in einem Verhältniß, das sich im Bewußtsein seiner höhern Weihe dreist dem Urtheil der Welt aussetzte, beide verfolgten ihre entscheidendste Wirksamkeit aus einer Art von Verbannung; denn auch Swift war in Irland den politischen Händeln, denen er eine so große Aufmerksamkeit widmete, persönlich selbst entzückt. Freunde, die es bestätigen können, daß Bórne niemals etwas von Swift gelesen hat, waren erstaunt, in der schriftstellerischen Art dieser beiden Männer so viel zutreffende Aehnlichkeiten zu finden. Beide kämpften gegen politische Mißbräuche, beide knüpften ihre Geisteserzeugnisse an Erscheinungen des Tages, beide besaßen das Talent, für ihre Ideen komische Situationen und Staffagen zu erfinden. Auch darin trifft die Aehnlichkeit zu, daß Bórne und Swift, beide beschuldigt wurden, daß sie ihren Zorn über die Mißbräuche der Welt ihrer Hypochondrie verdankten; ein Vorwurf, der freilich bei dem Dechanten begründeter war, als bei Bórne. Denn Bórne starb mit lächelnder, wenn auch schmerzlicher

Resignation, Swift in geistiger Entkräftung. Auch der Styl beider Schriftsteller ähnelt sich in der Naivetät, mit der sie in ihren Darstellungen anzusehen pflegen, um dann allmählig zu den ergreifendsten Consequenzen zu kommen. Beide erkannten, daß das Geheimniß des Witzes im plötzlichen Losschlagen einer harmlos angelegten Mine liegt. Freilich sind sie auch wieder in Anderem sich völlig unähnlich. Swift übertraf Börnen an combinatorischem Talent (Poesie kann man seine Allegorien nicht nennen, am wenigsten die für Erwachsene zu kindischen und für Kinder zu ernsten Gulliver-Reisen), Börne übertraf ihn an sittlichem Ernst und Charakterfestigkeit. Swift war unendlich gelehrter als Börne, aber Börne's Darstellung hat auch darum um so weniger Ballast; man muß nicht bei ihm so viel Langeweile in Kauf nehmen, bis man an eine erquickliche, grüne Dase kommt. Swift schrieb mit einem Cynismus, für den ein heutiger Schriftsteller gesteinigt würde. Swift ist der ganze Börne, wenn man etwas hinzufügt, das Börne nicht kannte, Leidenschaft und Ehrsucht. Die schriftstellerische Haltung Swift's ist unruhiger, als Börne's, der, wenn auch mit allen Hunden und Recensenten geheßt, doch immer eine würdevolle Ruhe behauptete. Swift's schriftstellerische Beweglichkeit geht sogar in Grimasse über, wenn er die Manieren anderer Schriftsteller nachahmt und ihre Bescheidenheit oder ihre Anmaßung, ihren Ungeschmack (Wotton) oder ihre moralisirende Heuchelei (Dryden) lächerlich zu machen sucht. Börne's Witz ist auch deshalb treffender als der Swift'sche, weil jener mehr gegen Einzelnes, dieser gegen Massen gerichtet ist. Braucht doch Swift fast immer die Menschen in ihrer Gesamtheit, um in seinen reformatorischen Humor zu kommen. Er ist ein hypochondrischer Pessimist, der als Folie seiner Satyre die Schlechtigkeit des Universums nimmt. Bei Börne kommen selten die Fälle vor, wo der Schriftsteller den gewissenhaften Menschen- und Zeitbeurtheiler überwältigt, wo er dem formellen Gelüft an einer wichtigen Wendung eine Idee oder einen Menschen geopfert hätte; Swift verräth dagegen überall, daß sein Humor nicht würde bestehen können, gäbe es nicht so viel zu tadeln und schamroth zu machen in dieser Welt.

Swift's moralische Entrüstung und politische Freimüthigkeit entstand zum großen Theil auch daher, weil seine Klugheit wohl wußte, daß der Regierende immer auch in einer witzigeren Position ist. Swift wurde am Ende seiner Tage von allen Geistesgaben plötzlich verlassen und athmete schon lange vor seinem Tode sozusagen seinen innern Menschen aus. Börne dagegen wurde, je älter, je reifer und starb nur daran, daß das irdische Gefäß für die überschäumende Fülle seines Geistes zu klein zu werden schien.

IV.

Ueber Theaterschulen.

Ein Gespräch.

(1844.)

VI

THE HISTORY OF THE

REIGN OF

CHARLES

In einer reichen deutschen Handelsstadt tanzte die Elsker. Zwei Mitglieder einer Bühne, die an diesem Tage sicher war, trotz des schönen Spätsommerabends eine bedeutende Einnahme zu machen, benutzten die ihnen selten gegönnte Muße zu einem Spaziergange in ein nahegelegenes freundliches Dorf. Es waren Schauspieler. Der Ältere, Freihart, schon seit einer Reihe von Jahren der ständigen Bühne des Ortes angehörend und in würdevollen Charakteren wie in drolligen Vätern gleich beliebt. Der Jüngere, Reinhold, noch schwankend zwischen Liebhabern, denen er zu viel Bitterkeit gab, und Chevaliers, Gecken, Bonvivants, in denen er wiederum nicht genug zum Geschmack der Menge hinunterstieg, jedenfalls ein Talent, das sich zu klären und zu kräftigen versprach. Reinhold hatte sich vor allen Mitgliedern dieser Bühne an Freihart angeschlossen, einen Schauspieler, der ihm vor Allem nach jener Naturwahrheit zu streben schien, die der wesentliche Reiz echter Menschendarstellung ist. Schien ihm auch manchmal Freihart's Natur zu derb, sein Pinsel etwas struppig, seine Farbe etwas zu grobkörnig, so schätzte er doch wieder auf der andern Seite diese durch die Leistungen Freihart's durchblickende Ursprünglichkeit seiner Person. Aufrichtiger und ehrlicher konnte niemand urtheilen als Freihart, wenn sich auch Reinhold sagen mußte, daß ein wenig mehr Zurückhaltung, ein wenig mehr Schonung die ausgesprochenen Ueberzeugungen Freihart's eindringlicher gemacht haben würde. Ueber das wahre Wesen der Kunst, über den Ernst und die poetische Weihe ihres Berufes waren sie beide einig. Lebhaft

aber konnten sie an einander gerathen, wenn sie auf gewisse äußere Formen und Bedingungen ihrer Kunst zu sprechen kamen. Erst kürzlich hatten sie einen Streit über die Frage gehabt, ob sich der darstellende Künstler mit Dichtern, Schriftstellern, vorzugsweise mit Kritikern befreunden solle. Beide waren darüber einverstanden, daß sie von einer gewissen Gattung von Berichterstattern und Theaterreferenten sich nur entfernt zu halten hätten, aber Freihart ging noch weiter, er wies sogar den Umgang mit Allem und Jedem, was zur Literatur gehörte, zurück. Reinhold war anderer Meinung und bedauerte nur, an dem Orte seiner jetzigen Wirksamkeit, die noch recht eigentlich eine Lehrzeit war, niemanden finden zu können, der, den wissenschaftlichen Kreisen angehörend, ihn einer nähern belehrenden Vertraulichkeit gewürdigt hätte. Noch von dem neulichen Gespräch über diesen Gegenstand etwas verstimmt, wählten sie zum Stoff ihrer Unterhaltung nur gleichgültige Veranlassungen, die ihnen die schöne Gegend, das herrliche Wetter und kleine Vorkommnisse der Coulissenwelt darboten, bis endlich Freihart eine ihm eigene sarkastische Miene annahm und das zwischen ihnen oft verhandelte Thema der Theaterschulen zur Sprache brachte. Wir setzen ihre längere Unterhaltung über diesen Gegenstand hieher.

Freihart. Nun, jetzt ist's ja reif! Jetzt wird's ja hoch hergehen! Haben Sie nicht gelesen? In Berlin?

Reinhold. Was meinen Sie? Was ist reif?

Freihart. Ei, Ihre Theaterschule wird nun doch eröffnet. Wie Schade, daß ich zu alt bin, um noch einmal von vorne anzufangen. Jetzt werden wir Schauspieler bekommen! Lauter Schröders, Eckhoffs, Jfflands, Flecks! Himmel, was werden wir alten Komödianten uns verkriechen müssen!

Reinhold. Ich meine, Sie sollten jetzt froh sein, für Ihr eigenes Talent am jüngern Nachwuchs eine bessere Unterstützung zu finden. Als Sie neulich den Polonius spielten, klagten Sie, daß der junge Neumann, Ihr Laertes, nicht einmal stehen und Ihre Reisephilosophie ruhig mit anhören

konnte. Stehen und hören in einer Schule zu lernen, wäre immer mit Vortheil für die Sache verbunden.

Freihart. Glauben Sie denn, daß so ein Berliner Theaterprofessor je aus dem Neumann einen vernünftigen Schauspieler machen kann? Und wenn er das ganze Buch von dem ehrenwerthen Manne, der sich in Bromberg bemüht, die Schauspielerei in eine Wissenschaft zu verwandeln*), auswendig lernt, Neumann wird in seinem Leben kein Schauspieler.

Reinhold. Vom Auswendiglernen theoretischer Schriften wird doch wol auch in jener Theaterschule nicht die Rede sein.

Freihart. Von nichts Anderm, Reinhold, von nichts Anderm! Die größten Schwäzer und Phrasenmacher werden von dem Herrn Theaterprofessor die besten Zeugnisse bekommen. Wer nur immer recht den Shakespeare im Munde führt und mit jeder Rolle gelaufen kommt und sie vorgelesen und wissenschaftlich erläutert haben will, den werden sie für reif erklären und aus der Theaterschule mit Nummer Null, was bekanntlich auch beim Siegellack mehr als Nummer Eins ist, entlassen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Freund, keine Bühne hält's mit einem solchen aus Berlin verschriebenen Musterschauspieler aus. Mord und Todtschlag giebt das, wenn ein solcher Raseweis auswärts in ein Engagement tritt und Alles besser wissen will, als wir unwissenschaftlichen Naturalisten, die wir keine Namen und Jahreszahlen, keine Phrasen von Declamationsarsis und Declamationsthesis im Kopfe haben, sondern nur unsern Genius und will's Gott! manchmal ein bißchen den Teufel im Leibe, der bekanntlich nach Voltaire unsere beste Inspiration ist.

Reinhold. Mephistopheles, erhitzen Sie sich nicht! Ich habe noch immer gefunden, daß Bildung den Schauspieler bescheiden macht. Könnst' ich nicht z. B., wie ich hier vor Ihnen stehe, ein Ableger aus der Berliner Pflanzschule sein? Wer sagt Ihnen denn, daß die Theaterschule fertige Meister zu liefern gedenkt?

Freihart. Es giebt nur eine Schule für die Schau-

*) Röstcher.

spiellkunst, das ist die Bühne selbst. So haben wir Alle angefangen, so sind die größten Schauspieler entstanden. Wer schwimmen lernen will, muß in's Wasser.

Reinhold. Sie scheinen zu vergessen, daß der Vorschlag einer Theaterschule nur aus der entsetzlichen Verwilderung unserer Kunst hervorgegangen ist. Die Bühne ist dem Leben näher gerückt als je, und sie selbst ist doch dabei in ihrer Kunst nicht vorgeschritten. In alten Zeiten gab es ein paar bedeutende Gesellschaften, die sich mit einem gewissen Familienstamm zusammenhielten, in einer Art patriarchalischer Verfassung lebten, sich zuweilen ansiedelten, öfter noch die Wohnsitze veränderten. Diesen wenigen Gesellschaften blieb treu, wer einmal zu ihnen gehörte. Jetzt haben wir mehr als hundert Theaterunternehmungen, die Regierungen geben mit der größten Gleichgültigkeit Concessionen in alle Winkel der Provinzen, die Contractzeit ist kurz, der Schauspieler vagabundirt von einer Unternehmung zur andern, ein zahlloses Gefindel treibt sich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ein wahres artistisches Landsknechtswesen grassirt in Deutschland und Oesterreich: wo soll das hinaus? Wo bleibt in solcher Verwilderung der Personen die Sache? Wo kann sich bei dieser ewig precären Existenz ein Schauspieler bilden, wo nur sammeln? Es ist entsetzlich, so die Schauspielkunst rein dem Zufall überlassen zu sehen.

Freihart. Liebster Freund, das ist ja immer so gewesen. Nach 1815 waren doch die Freiwilligen. Die hatten die Zeit, etwas zu lernen, durch den Krieg versäumt, waren an das herumschweifende freie Leben gewöhnt und wurden massenhaft Schauspieler. Zum Glück schwang sich die Oper auf und der Strom konnte auch dahin abfließen. In allen Branchen hat sich die Zahl der Kräfte vermehrt. Kleine Städte wollen sich auch vergnügen. Natürlich müssen die Schauspieler zunehmen. Was die Vagabunden anlangt — Pauperismus ist einmal die Losung unserer Zeit! Und was will man? In kleinen Städten, bei reisenden Gesellschaften giebt es oft die frischesten Talente, Schauspieler, die man mit Vergnügen sieht. Hoffschauspieler! Hoffschauspieler! Das können wir nicht Alle werden.

Reinhold. Sie sind mürrisch, sind verstimmt, Freihart! Sie sollen mir mit Gründen, mit Vernunftgründen und Thatsachen antworten und wurmen und grämeln und knurren, als wenn es jemandem einfielen, Sie noch zum Fabelschützen zu machen.

Freihart. Schicken Sie den Neumann nach Berlin, lassen Sie ihn da sechs Wochen in die königliche Theaterschule gehen und Sie sollen sehen, daß er zurückkommt und mir auf offener Probe sagt, ich sei ein schlechter Naturalist, ohne Objectivität, ohne wissenschaftliches Bewußtsein, ich wüßte nicht was beim Sprechen die Arsis wäre und nicht was die Thesis.

Reinhold. Was hülfte ihm dieser Dünkel! Morgen wird er wieder den Laertes spielen und das Publikum wird ihn wieder auslachen.

Freihart. Ja gewiß! Aus dem Neumann wird im Leben nichts.

Der Wiesenweg, den beide wandelten, näherte sich hier ein wenig der staubigen, belebten Landstraße. „Der Wolf in der Fabel!“ rief Freihart plötzlich und zeigte über ein schon gemähtes Kornfeld hinüber. „Neumann, wie er leibt und lebt!“ Reinhold blickte auf die Landstraße und mußte die Entdeckung bestätigen. Es war in der That der junge, mehrfach besprochene dramatische Anfänger, der auch seinerseits die ihm von der Elsler gelassenen Ferien benutzte und einsam spazieren ging. „Muß man nun nicht zugeben,“ bemerkte Reinhold, „daß dieser junge Mann vortrefflich gewachsen, von schönem Ausdruck des Gesichts und in seiner Kleidung von gewählter Eleganz ist?“

„Ein patentees Männchen!“ bestätigte Freihart, „seine Wäsche, feines Tuch, schöne Halsbinde, sehen Sie nur den hübschen Fuß, kann aber drauf nicht stehen. Wird nie ein Schauspieler.“

Indem hatte Neumann seine beiden Kollegen aus der Ferne bemerkt, sich aber scheu von ihnen abgewendet. Er stand still und klopfte mit einem rothseidenen Taschentuche den

Staub von seinen Füßen. Freihart und Reinhold gingen vorüber, und da ihr Wiesenweg von der Landstraße wieder ablenkte, so verloren sie auch den sichtlich in Verlegenheit gerathenen Kunstnovizen aus dem Auge.

Ihr Gespräch fuhr fort:

Freihart. Unsere jungen Liebhaber sind alle nicht einen Schuß Pulver werth. Kerle, wie die Modenkupfer, ohne einen Funken Talent.

Reinhold. Und doch kann die Bühne ohne diese jungen Männer nicht bestehen. Wer diesen Neumann sieht, sollte der nicht sagen: Schade, wenn so treffliche Mittel der Kunst verloren gingen! Er ist schlank gewachsen, von regelrechter Proportion, er hat ein schönes Theaterbein, sprechende Augen, Sinn für Eleganz und im Leben keine üble Haltung....

Freihart. Auf der Bühne nicht! Er braucht drei Jahre, bis er das leistet, für was er bei uns engagirt ist.

Reinhold. Drei Jahre! Wenn ihn nun die Theater-schule in drei Monaten dahin brächte.

Freihart. Mit Ihrer Theaterschule!

Reinhold. Wenn irgendwo, so ist doch hier ohne Zweifel eine solche Anstalt an ihrem Platze.

Freihart. Sie sollte es sein, sie könnte es vielleicht sein. Aber auf dem Papier nehmen sich diese Theaterschulen anders aus als in der Wirklichkeit. Wir haben ja bereits in Berlin, Braunschweig, Hamburg mehre solcher Anstalten gehabt. Was ist daraus geworden? In Berlin verlor sich trotz mehrfacher Unterstützung durch den König ein Versuch der Art in Kinderspiel und hausfirende Bettelei. In Braunschweig wurde die Theaterschule eine Gelegenheitsmacherei und mußte polizeilich geschlossen werden. In Hamburg richtet ein dramatischer Autor und früherer Schauspieler junge Männer und Mädchen für die Bühne ab und bildet nur Affen seiner eigenen Spielweise, die, wie Sie wissen, eine Mosaik komischer Grimassen war. Wenn so ein von ihm zugestutzter Schauspieler seine eingelernten sechs Rollen gespielt hat, steht er da

wie eine abgelaufene Spielbause, stumm und dumm, und kann zu nichts mehr gebraucht werden.

Reinhold. Sie vergessen, daß dies Alles nur Privat-speculationen sind und daß die in den wissenschaftlichen Kreisen uns so wohlgeneigten Freunde der Schauspielkunst eine Anstalt beantragen, welche vom Staate in ihren finanziellen Hilfsquellen sicher gestellt, vom Staate eingerichtet und beaufsichtigt werden müßte. Nicht Jeder, der sich zur Aufnahme in dies Lehrinstitut meldete, dürfte aufgenommen werden. Eine Vorprüfung müßte entscheiden, ob hier überhaupt von einer Befähigung die Rede ist. Die Anstalt müßte von der Zahl ihrer Schüler und deren Lehrgeldern völlig unabhängig sein. Wer auf die Länge kein Talent verräth, muß entlassen werden, unbekümmert um den Ausfall, der dadurch dem Schul-fond erwachsen könnte.

Freihart. Also bezahlt soll werden?

Reinhold. Wer talentvoll und unvermögend ist, mag auch unentgeltlich zuhören und einen Revers unterschreiben, daß er von seinem künftigen Gehalte sich Abzüge gefallen läßt.

Freihart. Gerade wie bei den Agenten, bei Sturm und Koppe in Leipzig!

Reinhold. Nein, Bester! Vielmehr wie bei jeder Universität, wo die Unbemittelten das Honorar für die Vorlesungen bis zu ihrer Anstellung gestundet erhalten.

Freihart. Prächtig! Sie sehen das Alles schon in wundervoller Ordnung hergerichtet. Es fehlte nur noch, daß das ganze Schauspielwesen in die Zwangsjacke einer bureaukratischen Verwaltung eingeschnürt und kein Schauspieler an die Lampen mehr zugelassen wird, der nicht vorher sein Staats-examen gemacht hat. Ein Theaterminister müßte an der Spitze stehen, vielleicht von Bundeswegen in Frankfurt am Main. Das ganze Bühnenwesen müßte eine Art Regierungs-departement oder ein großes Kunstnetz werden, dessen Fäden die weltliche Gewalt in Händen hätte. So würden wir eine officiële Komödienspielerei erhalten und die Mimen, die an großen Hoftheatern sich ohnehin schon wie Beamte und Staatsdiener geberden, würden vollends erst unverletzliche, heilige Personen werden.

Reinhold. Sie spotten! Und wollte Gott, ein Theil Ihres Spottes träfe zu und würde Ernst. Leidet unser Bühnenwesen nicht genug an dieser ihrer zerfahrenen Anarchie? Ist die Verfassung der Schauspieler etwas mehr als ein Nomadenleben, eine artistische Zigeunerei? Wollte Gott, es käme in diese Verfassung etwas von der geregelten Ordnung eines Gemeinwesens! Der redliche Bekenner der Kunst würde nicht so oft in Verlegenheit sein, mit den Bagabunden und Nachzüglern der Kunst verwechselt zu werden.

Freihart. Diese Uebelstände sind traurig, Reinhold, aber von unserer Kunst nicht zu trennen. Der Trieb zur Menschen Darstellung war von je eine Flamme, die zu ihrer Nahrung bald ätherische, bald pestilenzialische Stoffe wählte. Die Adepten der Bühne begegnen sich nicht nur aus allen Richtungen der Windrose, sondern auch aus den entgegengesetztesten Stellungen zum Leben und zur Gesellschaft. Der Student, der Soldat, der Jünger des Merkur, der Handwerker, wo ist ein Stand, der nicht aus seinem Schooße in Thaliens Hallen Priester einführte, von denen mancher zu den berufenen, einige zu den auserwählten gehörten? Die Muse weist keine Hand zurück, ob sie nun den goldenen Siegelring des Dandy oder die rußigen Spuren der Schmiedewerkstatt am Finger trägt. Eine Aristokratie der Bildung in die Schauspielerwelt einzuführen, heißt den Genius der Kunst und sein freies, allbeseligendes Walten zerstören, heißt, statt den Aufschwung der Dramatik befördern, die Hoffnungen auf eine goldene Zukunft für immer ersticken.

Reinhold. Sie machen mir die Erwiderung leicht; denn statt mein Gegner werden Sie mein Verbündeter. Wo könnte mir je einfallen, die schöne bunte Freiheit der Schauspielerentwicklung stören zu wollen! Sie mögen kommen die Priester Thaliens von allen Enden der Welt und allen Enden verfehlter Lebenspläne her. Die Werbetrommel ruft sie Alle, die den Funken in sich brennen fühlen, zur Fahne der lebendigen Bildhauerkunst, wie ich unsern Beruf nennen möchte! Aber die Nothwendigkeit der Lehrjahre werden Sie doch nicht weglegnen können. Diese Lehrjahre dem Publikum zu ersparen, ist das Verdienst einer Theaterschule. Unsere Zeit

ist reifer, unser Publikum strenger geworden. Die Würde der Schauspielkunst steht in Gefahr verloren zu gehen. Mehr als je drängt sich diese Kunst in unserer Zeit hervor und mehr als je stellt sie ihre Blößen zur Schau. Während die Technik in allen Zweigen der Künste eine unglaubliche Höhe erreicht hat, entblödet sich die Schauspielkunst nicht, nach wie vor in ihrer lallenden Naivetät vor die Menge zu treten und in ihren Windeln sogar Prätensionen zu machen. Es ist nicht möglich, daß sich der Glaube an unsere Kunst erhalten kann, wenn wir die Lehrjahre der Schauspieler nicht durch ein Machtwort hinter die Coulissen verbannen. Haben nicht die Franzosen, die von Natur mehr geborene Komödianten sind als wir, doch in Paris ihre große Vorschule im Unterricht der dramatischen Akademie?

Freihart. Kein Bouffé, kein Arnal ist aus der Pariser Akademie hervorgegangen. Die Pariser Theaterschule ist eine Declamationslehranstalt für die französische Tragödie und meinetwegen auch für die Tradition, in der man dort noch den Molière spielt. Sie kann vielleicht eine einzelne große Erscheinung wie die Rachel durch Zusammenstoß glücklicher Umstände hervorbringen, darf sich aber an dem, was die eigentliche Blüthe der französischen Schauspielkunst ausmacht, nur einen sehr geringen Antheil zuschreiben.

Reinhold. Aber für das Theater français ist diese Schule desto wesentlicher. Und wir haben verhältnißmäßig weit mehr, sozusagen, Theater français in Deutschland als die Franzosen. Wir haben bei uns eine viel reichere Tradition classischer Stücke zu bewahren als Frankreich, dessen Repertoire fast ausschließlich den Dichtern der Gegenwart gehört. Uns, die wir Schiller, Shakespeare, Lessing, Goethe, Jffland, Schröder zu bewahren haben, uns thut die Garantie einer nicht aussterbenden musterhaften Darstellung dieser Genien weit mehr Noth als den Franzosen. Ist nicht schon nur für die anständige Bewahrung dieses alten Repertoires die Theaterschule mit der Zeit unerläßlich? Kann der junge Mann, der, gezwungen von der Theaterkasse, seine ersten theatralischen Studien in den übersehten französischen Vaudevilles oder in Wiener Possen macht, die hier allmählig erworbene

Fertigkeit als einen vollgültigen Geleitsbrief zu einer classischen Rolle ansehen?

Freihart. Ich habe über diesen Punkt meine eigenen Gedanken.

Reinhold. Sprechen Sie sie aus! Vielleicht befestigen sie mich in den meinigen.

Freihart. Mit dem alten Repertoire! Es ist damit ein eigenes Ding. Geben Sie ja Acht! Ich spreche gegen mein eigenes Interesse, denn wenn ich auf der Bühne gefalle, so gefalle ich in den alten Stücken, deren erste Zeit ich nicht erlebte, für deren Manier ich aber eine ziemlich entsprechende Natur haben soll. Man spricht von der großen unübertrefflichen alten Schauspielkunst, und ich weiß nicht, ich glaube nicht an Wunder. Das Geheimniß liegt anderswo: in der Literatur nämlich selbst! Jede Schauspielkunst entspricht, das ist mein Satz, dem jedesmaligen Charakter ihrer dramatischen Literatur. Sterben die Stücke ab, so stirbt auch ihre Darstellungsmanier ab. Es kommt mir eigentlich hohl und todt und gelehrt vor, ewig von classischer Darstellung classischer Stücke zu reden. An die lebenden Dichter schließt sich die Schauspielkunst an, nicht an die todtten. Unsere jetzige mangelhafte Kunststufe liegt in der mangelhaften Literaturstufe. Und Conversationsstücke in Scribe's Art z. B. giebt man doch hier und da vortrefflich. Situationskomiker giebt es aller Orten viel bessere, als die alten plumpen Spasmacher waren, die zur hochbelobten goldenen Zeit der Bühne wirkten. Früher wirkten Schauspielerinnen von mehr Wahrheit der Leidenschaft, jetzt haben wir elegantere weibliche Bühnenererscheinungen, als je zu Schröder's Zeiten gelebt haben können. Laßt das die Tadler unserer Spielweise mit den Dichtern abmachen! Greift Diejenigen an, die uns keinen bessern Stoff zur Darstellung geben, und bildet Euch nicht ein, daß ein gelehrtes Herausbeschwören alter classischer Erinnerungen gute Schauspieler erzielen wird! Das Publikum will nur seiner Zeit leben, es geht vielleicht in Berlin in eine Vorstellung von Shakespeare's Richard II., aber nicht einmal besonders gern in Dresden, und in Leipzig und Hamburg vollends gar nicht. Ja, ich gehe noch weiter. Seit einigen Jahren haben wir ein

Streben nach Originalproduction unserer verwaisten Bühne sich annähern sehen und seit einigen Jahren hat sich manches tüchtige schauspielerische Talent bekannt gemacht, und von den neuen Stücken hört man aller Orten, daß sie mit Rundung in Scene gegangen sind. Es muß demnach nicht mehr so schlimm mit unserer Bühne stehen als vor fünf Jahren, wo wir noch zu sehr von den Franzosen abhängen. Ich ahne, daß wir mit Hülfe der Dichter uns immer mehr vervollkommen werden, daß die praktische Bühne unsere beste Theaterschule werden wird und daß es durchaus überflüssig ist, mit den Träumereien einiger gelehrter Theoretiker in unsere freien Kreise ein fremdes Element zuzulassen, das nur Unfrieden und Verwirrung bringen wird.

Reinhold. Sie müssen doch fühlen, Freihart, daß es mit Ihrer Sache nicht so ganz sicher steht; denn sonst würden Sie nicht die gegenwärtigen Dichter zu Hülfe rufen. Diese freilich würden sich für eine Anstalt bedanken, die nur zur Einbalsamirung des classischen Repertoirs bestimmt wäre und statt ihrer den Sophokles tantiëmenfähig machte. Nein, wenn diese Dichter ehrlich sind, müssen sie eingestehen, daß man ihre Stücke zwar in einigen Rollen oft recht wacker über Bord zu halten versteht, daß sie aber dennoch selten in den Fall kommen, mit Genuß bei der Totalität des Werkes, wie sich diese in der Darstellung ergiebt, auszuhalten. Nein! Die Theaterschule muß nur nicht das Organ irgend einer ästhetischen Coterie werden. Sie muß nur nicht die Köpfe ihrer Zöglinge mit Verachtung der Gegenwart ausblasen. Verstehen die jungen Leute ein Shakespeare'sches Stück, so werden ihre Talente auch einem neuern Werke zu Gute kommen . . .

Freihart. Freund, halt! Sie sagen: die jungen Leute! Hier ist mein Haupteinwand. Ich will Manches von dem, was Sie mir entgegenhielten, meinetwegen minder hartnäckig bestreiten; aber jetzt treten wir einmal dem Praktischen an dem Vorschlage näher! Junge Leute! Sie haben nun also eine Prima in der Schule, will ich einmal sagen, von zwölf Köpfen. Nun wollen Sie Emilia Galotti aufführen. Wie wird das nun? Für Emilia und ihre Mutter und die tolle Orsina mag der weibliche Seitenflügel des großen Akademie-

gebäudes sorgen; was liefert nun aber der männliche? Einen achtzehnjährigen Marinelli? Einen neunzehnjährigen Oboardo? Und wie ist das im Fiesco mit dem alten Papa Dogen? Ist Vater Andreas ein zwanzigjähriger Theaterschüler, der sich für die wirklichen alten Dorias oder nur für einen jungen Gianettino vorbereitet? Wie ist das mit den Rollenfächern? Spielen die Knaben, wenn sie auch meinetwegen nur den Körner'schen Nachtwächter aufführen, den alten Schwalbe auch zur Vorbereitung auf künftiges Engagement, oder wie ist alles das?

Reinhold. Diese praktischen Uebungen dürften doch wol nur den kleinsten Theil der Theaterschulbildung ausmachen, und wenn ich einen Plan derselben entwürfe, würde ich große und vollständige Stücke ganz ausschließen. Die Hauptsache würde immer die theoretische Ausbildung bleiben.

Freihart. Also immer wie Herr Eduard Devrient in seiner Schrift über diesen Gegenstand ausgeführt hat! Ein Theatergymnasium! Oberlehrer, Professoren, Klassensystem, halbjährige Zeugnisse, dreijähriger Cursus! Mythologie, Literaturgeschichte, Gypsabgüsse, Rhetorik, Poetik, Alles nachgeschrieben, hestweise, daß es eine Freude ist!

Reinhold. Sie mischen da viel nothwendige und viel überflüssige Dinge zusammen. Wenn die Zöglinge angeleitet werden, sich über ästhetische Thatsachen klare wissenschaftliche Begriffe zu bilden, wenn man sie in einen Antikensaal führt und ihnen über die Schönheit plastischer Gebilde, über geschmackvolle Stellungen und Haltungen Aufschlüsse giebt, wenn man sie mit den Gesetzen der Metrik, mit den Feinheiten des Sprachbaus und vor Allem mit den überlieferten Regeln einer natürlichen Declamation bekannt macht, so erkenne ich darin die eigentliche erste Grundlage einer geschmackvollen Schauspielerbildung. Dazu würde sich nach meiner Vorstellung noch gesellen müssen Unterricht in Tanz- und Fechtkunst. Können Sie leugnen, daß sich im Stillen jeder strebende Schauspieler, von andern rede ich nicht, aus eigenem Antriebe um Vervollkommnung in diesen Fächern bemüht? Jeder holt gern nach, was er im ersten Anlauf zur Kunst versäumte. Und wenn man dies Versäumniß eingesteht, so ist damit auch

die Berechtigung einer Anstalt ausgesprochen, welche später beschämende Geständnisse dieser Art unnöthig macht.

Freihart. Hm! Hm! Fasse ich also demnach, was Sie wollen, zusammen, so ist es Folgendes: Der Staat errichtet in der Residenz eine Theaterakademie, giebt dazu ein zweckmäßiges geräumiges Gebäude mit großen Sälen und einer hübsch eingerichteten Bühne, stiftet aber ganz besonders einen jährlichen Fond von mindestens 10,000 Thalern, von welchem auch die Lehrer zu besolden wären. Die Lehrer sind theils geistreiche theaterkundige Aesthetiker, theils gebildete, über ihre Kunst völlig klargewordene Schauspieler: dazu kommt ein Tanz- und ein Fechtmeister. Die Eleven melden sich. Sie müssen Zeugnisse bringen, daß ihre Eltern mit diesem Schritte einverstanden sind. Merken Sie wohl, Reinhold, die besten Schauspieler sind die geworden, die ihren Eltern durchgingen! Doch will ich Ihnen den Gefallen thun und auf Ihren Hokusfokus eingehen.

Reinhold. Thun Sie's ja! Die Macht der Wahrheit scheint Ihnen mit Gewalt beizukommen. Fahren Sie fort!

Freihart. Hm! Hm! Also die Eleven melden sich. Die Einen kommen, wie der Schüler im Faust, „mit leidlichem Geld und Muth“, die Andern sind arme Teufel. Die Einen bezahlen ein monatliches Lehrgeld von — wie hoch schlagen Sie die Weisheit an?

Reinhold. Monatlich drei Thaler.

Freihart. Einen Ducaten. Wir erzeugen nur Gold, wir nehmen auch nur Gold. Die Andern unterschreiben einen Revers, daß sie von ihrer künftigen Gage (wenn sie je welche bekommen!) so lange fünf Procent abgeben müssen, bis sie ihr Lehrgeld bezahlt haben. Es sind junge Männer — auch junge Mädchen?

Reinhold. Natürlich!

Freihart. Aber die Herren doch mit einem andern Ausgang als die Damen? Und niemals Unterricht zusammen?

Reinhold. Nur die Tanzstunde.

Freihart. Ah die Tanzstunde! Wetter, daß ich nicht mehr jung bin! Gut! Die Eleven stehen im glücklichsten Alter von der Welt. Niemand wird von den Damen unter

fünfzehn und von den Herren unter siebzehn Jahren aufgenommen. Man prüft den Körper, seinen Bau, seine Befähigung. Wer buckelig ist, und wär's ein Genie, wie Ignaz Schuster, wird zurückgewiesen.

Reinhold. Um einen einzigen buckeligen Schauspieler, der je gelebt hat, wird man doch nicht gezwungen werden, lauter Krüppel aufzunehmen?

Freihart. Nein! Nur gesunde Kunstrekruten, deren Zulassung zur Bühne der Staat verantworten kann! Jetzt geht der erste Unterricht an; aber hier stoße ich gleich. Wollen Sie Fächer-System oder Klassensystem? Soll jede Wissenschaft oder die Anciennetät die Klasse machen? Gibt es Prima, Secunda, Tertia, oder hat jeder Professor sein Häuflein für sich, je nach seiner Wissenschaft, ohne Unterschied um den Vorgesprung der Aeltern vor den Jüngern?

Reinhold. Eine zweckmäßige Verbindung beider Systeme wird wol das nützlichste sein. Im Allgemeinen muß es eine Stufenfolge geben: eine dritte, zweite, erste Klasse bei den Männern und eine zweite und erste bei den Damen oder Mädchen oder Jungfrauen, wie wir diese kleinen Kunstvestalinnen nennen wollen. Klasseneintheilung findet statt beim überwiegend theoretischen Unterricht; beim praktischen aber herrscht das Fachsystem; denn im Praktischen kann selbst der Vorgeschrittene immer dabei lernen, wenn er steht, wie der Anfänger ihm nachgeschult wird, und dieser lernt ohnehin von dem Aeltern.

Freihart. Ho! ho! Sehr, sehr schwer das, lieber Freund. Wird viel Confusion setzen.

Reinhold. Doch nicht! Einmal haben wir es mit vernünftigen Leuten von siebzehn bis einundzwanzig, zweiundzwanzig Jahren zu thun. Sodann liegt im Wesen der Anstalt eine gewisse heitere Freiheit und fröhliche Ungebundenheit. Endlich muß die Gabe des Lehrers von der Art sein, daß er allseitig interessiren kann, und eine Gesellschaft, die z. B. aus ehemaligen Studenten so gut bestehen kann wie aus ehemaligen Handwerkern, immer in dem Einen vereinigt, was Allen Noth thut.

Freihart. Wenn aber nun ein ganz ungeschulter

Mensch, z. B. ein gewesener Schornsteinfeger, an die Thür der Theaterschule pocht?

Reinhold. Hat er Talent, Liebe zur Sache, so wird er eingelassen. Freilich muß der Director dabei unter der Hand Sorge tragen, daß Jeder, der in den ersten Schulwissenschaften zurückgeblieben ist, sich privatim ausbildet, und diese Bedingung muß von der Direction auf's strengste beaufsichtigt werden.

Freihart. Und wie liefern Sie dann Ihre Treibhauspflanzen ab?

Reinhold. Das Bedürfniß nach guten Schauspielern ist so lebhaft, daß sich die Directionen mit Vergnügen an den Vorstand der königlichen Theaterschule, gleichsam wie an eine Pepinière, wenden und von ihm die Vorschläge entgegennehmen werden, die ihnen über dieses oder jenes Talent gemacht werden können. Für das Fach der Liebhaber, Liebhaberinnen, Naturburschen und vielleicht selbst das Fach komischer Chargen wird sich jede Direction mit Vertrauen an die Theaterschule wenden dürfen. Liefert sie auch keine vollendeten Künstler ab, so liefert sie doch Schauspieler, in welchen der Stoff dazu vorhanden sein kann, Schauspieler, die zwei, drei Jahre mit Muße ihrer ersten Vorbereitung widmen konnten, Schauspieler, denen eine hohe Verehrung vor ihrem Berufe eingepflanzt ist und die wenigstens schon auf der Bühne stehen und gehen können, was Neumann nicht kann.

Freihart. So, so, so, so.

Freihart wurde hierauf schweigsam. Er hatte den fast überall verbreiteten alten Schauspielergroll gegen Theaterschulen ausgetobt und schien auch dadurch milder geworden, daß Reinhold selbst den Mund über die Leistungen einer solchen Anstalt nicht mehr gar zu voll nahm. Es fiel ihm seine eigene Jugend ein. Wie er zitternd die Bretter zum ersten Male betrat, wie er in Gefahr war, vor einem Publikum, das kein Herz zu einem unbekanntem Menschen haben konnte, für irgend ein Versehen in der kleinen Rolle ausgelacht zu

werden. Er dachte an die Zeiten zurück, wo er, um nur leben zu können, in den Chor einer Bühne trat, und um ein Haar, wenn ihn der Zufall nicht hervorgezogen hätte, zeitlebens ein Chorsänger hätte bleiben können. Der Gedanke, was er geworden wäre, wenn er sich zwei, drei Jahre zu seiner Kunst ohne Angst und Risiko hätte vorbereiten können, und wenigstens der andere, wie viel Schmerzen er seiner Jugend erspart hätte, das Alles beschlich ihn mit wehmüthiger Gewalt. Er legte die Waffen des Spottes ab und schritt neben Reinhold, der ohne zu triumphiren im Stillen sich seines Sieges freute, langsam in das liebliche Dorf ein.

In einiger Entfernung vor ihnen her stolzirte Neumann. Sein Gang hatte etwas Schwänzelndes, sich Wiegendes. Sein Frack, seine Pantalons, Alles war von den feinsten Stoffen. Er schwebte wie ein moderner Adonis.

Neumann geht in den goldenen Löwen! sagte Freihart. Dann wollen wir nebenan in die Traube gehen. Das Wirthshaus ist schlechter als der goldene Löwe, aber ich mag den Affen, den Neumann, nicht sehen, ich mag ihn noch nicht als Kollegen begrüßen.

Beide traten in die Traube. Ein freundlicher, wenig besuchter Garten empfing sie. In der Ferne spielten einige „Stammgäste“ Kegel. Die beiden Künstler setzten sich an eine von wildem Wein bedeckte Wand, ließen sich einige Erfrischungen reichen und verloren sich in gleichgültige Gespräche.

Indem wurden sie auf Stimmen aufmerksam, die von nebenan, vom Garten des goldenen Löwen, herübertönten, sie mußten mit den Sprechern, unter denen sich Neumann befand, dos-à-dos sitzen.

Neumann unterhält sich, flüsterte Reinhold. Er macht sich populär. Es scheinen Beamte aus der Stadt zu sein.

Wie er die Worte kaut! sprach Freihart leise. Wie er jede Silbe gleichsam erst ansieht, ehe er sie ausgiebt! Gar keine Scheidemünze, lauter Doppellouisd'ors!

Ganz wie auf der Bühne, bemerkte Reinhold.

Wer immer verräth, sagte Freihart, daß er sich reden

hört, der wird nie ein natürlicher Redner. Wie brächte nun wol die Theaterschule Natur in einen solchen Menschen! Und wenn Sie ihn zwingen, hundertmal guten Tag! zu sagen, er wird immer glauben, er müsse dabei auf Stelzen gehen und die beiden einfachen Worte in etwas höchst Kostbares verwandeln.

Da Neumann über das Wetter, über die Elsler, über das Berliner Ballet sehr redselig wurde, niemals aber seinen pathetischen, die Worte wie Goldkörner behandelnden Ton unterließ, so sagte Freihart: Kommen Sie dort hinüber!

Sie wählten einen andern Platz.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als sie Neumann's Stimme nebenan an einem andern Orte vernahmen. Er schien den Tisch an dem Gartenzaune verlassen zu haben und in den Hof gegangen zu sein. Plötzlich vernahm man von dorthier ein gewaltiges Plätschern wie von einem Eimer Wasser, der rasch ausgegossen wurde, und zu gleicher Zeit Neumann's Stimme. Freihart und Reinhold sprangen auf und entdeckten durch eine Ritze des Zauns, was vorgefallen war. Neumann war von einer darüber nicht wenig erschrockenen Magd mit einem Eimer Wasser übergossen worden. Seine Toilette war in einem zerstörten Zustande. Die Gäste lachten, die unglückliche Magd, die blindlings aus der Küche ihr Gefäß geleert hatte, ließ sich nicht mehr sehen, aber Neumann erhob, mit vollem Rechte, seine Stimme und entlud, indem er sich reinigte, einen solchen Andrang von Zorn gegen eine derlei Unschicklichkeit, daß der herbeieilende Wirth vom goldenen Löwen nicht Worte genug finden konnte, ihn zu besänftigen. Neumann wollte aber kein Gehör geben. Er zog seinen Geldbeutel, warf seine Zechen auf einen Tisch, verwünschte die Unanständigkeit dieses Wirthshauses und wandte sich, dem goldenen Löwen zum Aerger und zum Tort, der Thür der Traube zu. Als ihm hier theilnehmend seine beiden Collegen entgegentraten, begann er ihnen den Vorfall zu erzählen und hatte dabei ohne Zweifel den Nebenzweck, sich dem Wirth nebenan hörbar zu machen. Endlich war er beruhigt. Man bot ihm an, Platz zu nehmen, als aber in der Ferne eine

Glocke ertönte, sagte er: Der Omnibus fährt in die Stadt zurück. Der Chausseestaub wird meine nassen Kleider verderben, in denen ich morgen den jungen Wildenberg spielen soll! Leben Sie wohl! Damit eilte er unter dem aufrichtigen Bedauern seiner Collegen an den Omnibus.

Diese hatten kaum ihr Lächeln unterdrücken können.

Freihart sagte: Reinhold, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen! Und als der Omnibus fortrollte, bezahlten sie ihre Beche und schlugen, auf das heiterste angeregt, den Rückweg ein. Als sie das Dorf verlassen hatten, stand Freihart plötzlich still und sagte doch setzen wir ihre fernere Unterhaltung her.

Freihart. Reinhold! Das Geheimniß der Theaterschule ist entdeckt!

Reinhold. Jetzt erst? Und dies wäre?

Freihart. Himmel, haben Sie denn nicht bemerkt, was plötzlich der Neumann durch den Wassersturz für ein anderer Mensch geworden war? War denn das noch derselbe kostbarthuende Stelzengänger? Das war ja plötzlich ein Mensch geworden, wie wir andern alle. Erst nebenan der Zornausbruch gegen die Magd wie natürlich! Darauf die Vorwürfe an den Wirth! Besonders aber, als er in die Traube kam, diese ungeschminkte Erzählung des Vorgefallenen! Der Eindruck sprach unmittelbar aus ihm heraus und nebenbei hatte er die Absicht, daß ihn der Wirth drüben hören und sich entsetzen sollte. Wenn er als schwedischer Hauptmann im Wallenstein den Tod des Mar so vorträgt, wie die Geschichte seines wasserbegossenen eleganten Fracks, so macht er Sensation. Jetzt glaube ich, Reinhold, das Specificum entdeckt zu haben, das in die Theaterschule eingeführt werden mußte.

Reinhold. Sie meinen, daß man die Eleven, um ihuen Natur beizubringen, alle Tage douchen sollte?

Freihart. Gewissermaßen ja! Aber noch mehr! Wer nicht lernen will, mit Natur und ohne Affectation Hülfe! zu

rufen, den muß Professor Röttscher nehmen und ohne Weitzers in die Spree werfen. Da wird er's schon lernen!

Reinhold. Uebersetzen Sie mir das in Ernst! Ich fühle in der That, daß Neumann durch ein kräftiges Erlebnis ein natürliches Wesen geworden war. Könnte man daraus keine Schlüsse auf die Kunstbildung ziehen?

Freihart. Die allerreichsten! Die allerinteressantesten! Warum wurde Neumann plötzlich so natürlich? Weil ihm ein Factum naßkalt über den Rücken lief. Wenn Sie in Ihrer Theaterschule den unlebendigen Buchstaben walten lassen, ist die ganze Anstalt auf Sand gebaut.

Reinhold. Sie meinen, man soll in den Zöglingen das — Individuelle, das Gefühl des Wirklichen, das Menschliche und Unmittelbare wecken?

Freihart. Mehr noch! Hören Sie!

Reinhold. Es konnte mir ja keine größere Genugthuung werden, als Sie nun selbst Hand anlegen zu sehen, die Theaterschule richtig zu organisiren. Ich bin ganz Ohr.

Freihart. Freund, wenn Sie mir die Garantie geben, daß in der Theaterschule der im Menschen schlummernde Mime, im Cleven das schauspielerische Individuum geweckt werden soll, dann bin ich mit Leib und Seele für Theaterschule. Der erste Grundsatz muß der sein, durch die Theaterschule gleichsam auf die Anfänge der Schauspielkunst zurückzugehen. Woraus ist die moderne Dramatik, die dichtende und die darstellende, hervorgegangen? Aus der Improvisation. Alle Uebungen, die in der Theaterschule gemacht werden, müssen frei, augenblicklich sein. Es soll auswendig gelernt werden, ja! Die Kraft des Gedächtnisses soll gestärkt werden, ja! Aber nimmermehr wird man den Cleven Natur heibringen, wenn man sie nur solche Dinge sprechen läßt, die sie vorher auswendig gelernt haben. Was ist die große Kunst des Mimen? Heraustrreten, sich an die Lampen stellen und sagen: Ich! Ob das Ich nun Hamlet oder Richard III. oder Commissionsrath Frosch ist, er muß sagen: Ich! Da bin ich! Seine Rolle muß er mechanisch wissen, aber spielen muß er sie, als wenn er sie eben erst selbst erfände, eben erst selbst erlebte. Die ganze Weihe

des Augenblicks muß auf ihm ruhen. Wenn Sie mir zusichern können, daß in der Theaterschule die s schauspielerische Handwerkszeug gelehrt wird, dann bin ich für Theaterschule.

Reinhold. Schauspielerisches Handwerkszeug? Was verstehen Sie darunter?

Freihart. Unsern Kalk, unsern Mörtel, unsern Hammer, unsere Kelle, unser Lachen, unser Weinen, unsere Leidenschaften, erhaben sein, rührend sein, gebrochen reden, stottern, betrunken sein, Pedant sein, edel und groß sein, kurz das Arsenal aller der Waffen, womit wir die Herzen der Menschheit erobern. Das, guter Freund, lernen wir nicht durch Aesthetik, Declamationsübungen, Gypsabgüsse, Commentare, Redensarten, Shakespear und Calderon, sondern nur durch eine stufenweise Erziehung des Schauspielers in uns, von der Macht des nicht auswendig gelernten Wortes und dem Begreifen der Situationen an, gerade wie Neumann natürlich wurde, als man ihn mit Wasser begoß.

Reinhold. Sie gehen durch, Freihart! Drücken Sie sich verständlicher aus!

Freihart. Gesezt, ich bekäme bei der Theaterschule ein Wort mitzureden, was geschähe? Ich ließe die jungen Männer und Mädchen immerhin tanzen, fechten, Geschichte lernen und etwas gelehrten Kram anhören, aber die Hauptsache müßten die praktischen Uebungen sein. Für diese würden Shakespear, Schiller und Goethe gänzlich abgeschafft; für diese ist noch gar keine Literatur vorhanden. Auswendig wird nur mit Maß gelernt und fast immer nur improvisirt. Natürlich lauter Sachen, die dem Verständniß der Eleven angemessen sind. Ich ließe sie Komödie spielen, ohne daß sie's merkten. Ich erzählte beim Eintreten in den Saal eine Geschichte, schauspielerisch eingerichtet, mit Dialog, Situationen, die jemand von sich selbst erzählt, Pointen, die nur auf mimische Weise ausgedrückt werden können. Diese Geschichte benutze ich darauf folgendermaßen: Erstens rufe ich den Fähigsten auf, vorzutreten und sie ebenso wieder zu erzählen, wie ich sie vortrug. Die Andern helfen schon nach. Nach dem Fähigsten wiederholen Andere dieselbe Geschichte. Dann — seze ich die Geschichte in Scene

und vertheile, scherzhaft, die Rollen dazu aus dem Stegreif. Jetzt lasse ich sie spielen, von Diesem, von Jenem, abwechselnd nach Herzenslust. Die Scene kommt zur Anschauung. Die Mitspieler wissen vortrefflich schon den Ton für das Ganze zu finden, und da sie sich die Worte (natürlich sehr einfache!) selbst erdenken müssen, so kommen sie alle natürlich heraus. Jetzt ziehe ich aus der Tasche ein Packet Rollen! Dieselbe Geschichte ist — ja schon ein altes Lustspiel, das sie Alle nicht kannten, von Stephanie, Brezner, Holberg, Regnard, Farquhar, Roxebue, welcher letztere zu viel geschrieben hat, als daß man jedes Stückchen von ihm sogleich kennen sollte, und nun haben die Elemente brauchbare Worte zu dem Charakter jener Rolle, die sie schon inne hatten, schon begriffen, schon darstellten. Reinhold, wecke das nicht die schlummernden mimischen Talente?

Reinhold. Ich fürchte, Freihart, das läuft auf — Poffen hinaus. Komikern könnte es anschlagen.

Freihart. Keine Poffen, lieber Freund! Keine Komiker nur! Auch die Tragödie soll Vortheile davon ziehen. Gesezt, ich gebe Schiller's Kraniche des Ibykus einem jungen Manne zur Declamation. Was würde ich nach dieser Methode thun? Ich erzähle ihm das Gedicht in schlichter Prosa, einfach dem Sujet nach. Nun muß er einem Andern denselben Stoff eben so natürlich, eben so mittheilsam — einfach wiedererzählen. Erst nachdem er dies gelernt hat mit Wahrheit und Ueberredung zu thun, würde ich ihm sagen: In drei Tagen wollen Sie uns nun Schiller's Ballade über diesen Gegenstand wörtlich vortragen. Glauben Sie, daß er's noch pathetisch, noch mit leerer Schuldeclamation thun wird?

Reinhold. Ich kann mir wol denken, daß das sichere Erfassen der Quintessenz des Gedichtes ihn mehr an die wirkliche Handlung als an die Worte fesseln wird.

Freihart. Denken Sie sich folgende Uebung! Meine Eleven sitzen vor mir. Ich schicke davon Einen rechts in ein Nebenzimmer, Einen links, gebe Jedem eine interessante Lectüre mit, eine Novelle, eine Anekdote, ein kleines Stück, eine dramatische Scene. Ich setze inzwischen meinen Unterricht

fort. Nach einer halben Stunde lasse ich den Einen eintreten, auf ein Podium steigen, und fordere ihn auf, uns das Gelesene zu erzählen. Wer sich dabei kindisch geberdete, lachte, sich zaghaft benähme, den Mund nicht aufthun könnte, dem erklärte ich von vornherein, daß ich ihn in der Anstalt nicht brauchen könnte. Hinaus mit ihm! Ein Schauspieler muß sich mittheilen können. Das ist seine Kunst, sein Beruf. Er darf stottern, schwanken, das wird sich mit der Zeit legen. Aber Phantasie, Auffassung muß da sein, oder man zahlt ihm das Lehrgeld aus, fort mit ihm! Oder wen ein zu großes Auditorium von Mitschülern noch beängstigt, den nehme ich allein vor, sage ihm, lese ihm eine Meldung, eine Erklärung, eine Tirade vor: er muß hereinkommen und dieselben Worte nach ihrem Sinn aus dem Stegreif mir nachsprechen. Auf die natürlichste Art wird sich dadurch nicht nur der Vortrag, sondern auch Spiel und belebende Gesticulation ergeben.

Reinhold. Sie fangen an mich für diese Idee zu gewinnen; aber bedenken Sie, was zu diesen Improvisationsübungen und Stegreifkomödien für Lehrer gehören würden.

Freihart. Die finden sich! Schade, daß z. B. ein Seydelmann gestorben ist. Sie wissen, ich bin sonst nicht eben Seydelmann's —

Reinhold. Bitte, bitte, wenn Sie mir nicht wehthun wollen, lassen Sie heute das Thema gegen Seydelmann!

Freihart. Gut, aber das räume ich ein: Für eine Theaterakademie wäre Der ein wahrer Garrick gewesen.

Reinhold. Es scheint nun also doch, daß das Ergebnis unserer heutigen Lustwanderung ein sehr erfreuliches war. Konnte meiner Ueberredung auch nicht Das glücken, was dem Wassersturz gelang, Sie sind nun wirklich für Theaterschule.

Freihart. Unter der Bedingung, daß man es erst fünf Jahre zur Probe einmal versucht, daß man die Leitung des Unterrichts in die Hände guter Schauspieler und solcher Dichter giebt, die wie Tieck sozusagen latente, nicht zum Durchbruch gekommene Schauspieler sind, und endlich unter der Bedingung, daß man in den praktischen Unterricht vorzugs-

weise nur das Princip der Improvisation und des Extempore aufnimmt.

Reinhold. Es ist ehrenvoll, wenn Aeltere im Stande sind, ihre Vorurtheile zu bekämpfen. Geben Sie mir die Hand, Freihart! Dieser Abend ist, wie lange keiner, für mich lehrreich gewesen.

Seitdem sind die beiden Freunde in ihren Ansichten verbundener denn je und harren nun täglich*) mit Spannung der Dinge, die von Berlin aus versprochen worden sind.

Neumann aber hat seit jenem Vorfall im Garten des Goldenen Löwen angefangen, mitunter in Traktrollen etwas natürlicher zu spielen. Dies kam wahrscheinlich auch daher, daß er fühlte, wie er sich — auf die blendende Wirkung seiner verborgenen Garderobe allein nicht mehr verlassen konnte und er noch zu wenig Gage bezog, um sich sogleich eine neue anzuschaffen.

*) Spätere Anmerkung. Seit dreißig Jahren harrt man vergebens. Die Anregungen kommen ab und zu; doch in der Regel nur von Solchen, die sich schmeicheln, bei endlicher Verwirklichung des Planes ein Nemtchen zu erhalten.

Druck von G. Pöhl in Rammberg ^{a/3}.

30795

LG

Author Gutzkow, Karl

G9855

Title Gesammelte Werke. Ed. 2. Vol. 12:-- Börne's Leben.

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

